

Morbus Lazarus

Carsten Kerpa

© 2003 CarstenKerpa@web.de

Der Mensch ist so beschaffen, dass er den Glauben an etwas Höheres im Leben genau so braucht wie das tägliche Brot. Denn damit nährt er seine Hoffnung, dass trotz aller gegensätzlichen Indizien das Leben einen ultimativen Sinn besitzt.

KAPITEL

Eine noble Villengegend, **0** Uhr

Seite 1

An einer Taxirufsäule, **1** Stunde später

Seite 7

Ungefähr gegen **2** Uhr im Universitätsklinikum Stadtmitte

Seite 15

Kurz darauf, zirka **3** Kilometer vom Krankenhaus entfernt

Seite 22

In der Rettungsstelle unter **4** Augen

Seite 29

Ballettfabrik, 2. Hinterhof, **5.** Stock

Seite 39

Zwanzig nach **6** in der Rettungsstelle

Seite 58

Morgens, um halb **7**, in einer eleganten Altbauküche

Seite 67

In der Ballettfabrik beob**8**ed Dr. Kaminski den Sonnenaufgang

Seite 76

In der Rettungsstelle, **9**zehn Minuten vor Schichtende

Seite 87

Im Mercedes Bus, **10** Ampelphasen später

Seite 93

Hauptportal des Klinikums, **11** Minuten nach sieben

Seite 113

Im Mercedes Bus, 12 Kreuzungen vom Restaurant entfernt

Seite 127

Keithstraße Nummer 13, nahe Wittenbergplatz

Seite 146

Uniklinikum, Haupthaus, 14. Stock, Kardiologie

Seite 165

Auf der Kaiserdammbrücke, 15 Meter über der Stadtautobahn

Seite 188

Kardiologie, Raum 16, Arbeitszimmer des Stationsarztes

Seite 209

Besucherparkplatz der Klinik, 17 Minuten früher

Seite 214

Das Gelände der Fabrikruine, 18 Kilometer von Berlin entfernt

Seite 224

An der Notausgangstür, 19 Sekunden später

Seite 245

Kurze Zeit zuvor, hundert 20 Meter südlich der Industrieruine

Seite 253

Vor der Werkshalle, 21 Sekunden im Telefongespräch

Seite 265

Auf dem Brückenkran, 22 Schritte bis zur Spitze des Auslegers

Seite 270

23 Meter über dem Kanal

Seite 275

In einem Krankenhaus, 24 Stunden später

Seite 277

Berlin.
Im Sommer nach der Millenniumswende...

Eine noble Villengegend, **0** Uhr

Wie kleine Diamantensplitter auf schwarzem Samt funkeln die Sterne am Firmament.

Vor dem Kühlergrill eines weißen VW Golf mit Berliner Kennzeichen putzt sich eine Katze ihr Fell. Alles ist ruhig in der schmalen Nebenstraße, die auf beiden Seiten mit exklusiven Stadtvillen zugebaut ist. Doch plötzlich hebt das Tier den Kopf, spitzt die Ohren und lauscht in die Dunkelheit. Für das menschliche Gehör ist kein Geräusch wahrnehmbar. Aber die Katze wittert Gefahr.

Das Beifahrerfenster des weißen Volkswagens gleitet ein Stück herunter und ein massives Teleobjektiv peilt ein modernes Apartmentgebäude an, das zwischen zwei altherwürdigen Gründerzeitvillen steht.

„Welche Etage?“, murmelt die Beifahrerin.

„Zweiter Stock links“, antwortet der Fahrer.

Mehrere Male klickt der Auslöser der Spiegelreflexkamera.

„Sollten wir nicht besser die Polizei rufen?“

„Gleich.“

Immer wieder fotografiert die Beifahrerin das architektonisch auffällige Apartmenthaus. Beide sind so auf das Gebäude fixiert, dass sie nicht bemerken, wie sich hinter ihrem Wagen jemand auf Zehenspitzen nähert.

Ein Mann in einem grauen Nadelstreifenanzug lauert im Mondschaten einer wuchtigen Hecke, kaum 20 Meter entfernt.

Das streng nach hinten gekämmte Haar läuft im Nacken zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammen. Die breiten Wangenknochen und die großen, hypnotischen Augen, die unter strengen, dichten Brauen leuchten, verleihen seinen Gesichtszügen einen ikonenhaften, asketischen Charakter. Aus dem Schulterhalfter unter seinem Jackett zieht er einen Revolver hervor und schraubt geübt einen Schalldämpfer auf die Laufmündung.

„Haltet euch bereit!“, flüstert der Mann in ein Knopfmikrofon am Revers und drückt das winzige Headphone leicht in seine Ohrmuschel, um die Antwort, die er erhält, besser zu verstehen. Langsam wagt er sich aus dem Schutz der Hecke und versucht, von hinten zu dem weißen Golf zu schleichen. Doch plötzlich springt eine Katze laut fauchend unter dem Golf hervor, hopst bucklig über den dunklen Bürgersteig und huscht durch die gusseisernen Zaunstreben eines Vorgartens. Der Überraschungsangriff ist missglückt. Und mit der friedlichen Ruhe ist es in der kleinen Seitenstraße vorbei.

Der Heckenschütze greift jetzt offen an und stürmt auf das Auto zu. Geistesgegenwärtig dreht die Person am Steuer des Golfs den Zündschlüssel und lenkt das Fahrzeug mit jaulendem Motor aus der Parklücke. Nur eine Kugel könnte den flüchtenden VW noch einholen. Der Mann bleibt stehen, zielt und drückt ab. Das Zerbersten der Heckfensterscheibe ist lauter als der schallgedämpfte Schuss, den davonjagenden Volkswagen kann das aber nicht mehr aufhalten.

„Los! Wo bleibt ihr?“, zischt der skrupellose Schütze wütend in sein Mikrofon am Jackettkragen. Sekunden später rast ein schwarzer Mercedes Bus um die Ecke. Die Beifahrertür fliegt auf und der finster aussehende Mann mit dem Haarzopf springt in den Bus, dessen dunkle Seitenverglasung es unmöglich macht, die Anzahl der Insassen zu erkennen. Sofort nimmt der Mercedes die Verfolgung auf.

Ohne das Rechts-Vor-Links-Gebot zu beachten, braust der Volkswagen durch leere Seitenstraßen und rast bei Gelb geradeaus über eine Ampelkreuzung. Die Verkehrslichter sind

längst auf Rot gesprungen, als der Mercedes die Kreuzung erreicht. Doch so leicht lässt sich der Bus nicht abhängen. Eiskalt prescht der Mercedes über die Kreuzung und nur der Reaktionsgeschwindigkeit der anderen Verkehrsteilnehmer ist es zu verdanken, dass es zu keinem Unfall kommt. Unnachgiebig jagt der schwarze Transporter den Rücklichtern des Golfs hinterher in eine kaum befahrene Allee hinein, die durch einen spärlich beleuchteten Stadtwald führt.

Dem weißen VW werden die letzten Pferdestärken aus dem brüllenden Motor gepeitscht und endlich fällt der schwarze Kleinbus zurück. Durch die zerschossene Heckscheibe sieht man, wie die Person am Steuer mit einem Mobiltelefon hantiert.

Der Volkswagen drosselt kaum die Geschwindigkeit, als am Straßenrand ein Verkehrsschild vorbeihuscht, das vor einer engen Linkskurve warnt. Um der Biegung die Schärfe zu nehmen, überfährt der Golf die durchgezogene Mittellinie und schneidet die Gegenspür. Doch plötzlich wird der Wagen in der Kurve von den blendenden Lichtkegeln eines entgegenkommenden Fahrzeugs erfasst. In letzter Sekunde lenkt der Golf wieder auf die rechte Spur hinüber und hysterisches Geheul hallt durch die Nacht, bevor das andere Fahrzeug, das nur um Haaresbreite einem Frontalzusammenstoß entging, hinter der Biegung verschwunden ist. Das wilde Lenkmanöver bleibt für den Volkswagen allerdings nicht ohne Folgen. Die viel zu hohe Geschwindigkeit drückt den Golf rapide aus der nicht enden wollenden Kurve.

Mit blockierenden Reifen schießt der weiße Volkswagen über den Fahrbahnrand hinaus, mäht einen Begrenzungspfahl nieder und verliert für einige Meter die Bodenhaftung, bevor sich die Stoßstange durch das Erdreich pflügt und das Fahrzeug einen Abhang hinunter in den Wald hineinrutscht. Schep-pernd schliddert der Unterboden des Golfs über knorriges Wurzelwerk, bis die rasante Abfahrt mit lautem, metallischem Krachen vor einer massiven Eiche endet!

Totenstille. Friedhofsruhe. Rauch quillt aus der aufgerissenen Motorhaube des Wracks. Doch plötzlich schlägt die Fahrertür auf und blutüberströmt fällt ein Mann aus dem zerquetschten Volkswagen. Im Schockzustand taumelt er in den Wald hinein. Seine Vorderzähne sind ausgeschlagen, das Nasenbein zertrümmert und die Stirn ist eine einzige Platzwunde.

„Stella ... Stella ...!“

Drei Wagenlängen vom Wrack entfernt bricht der schwerverletzte Mann im dunklen Unterholz zusammen und fällt vornüber in ein dichtes Gebüsch.

Oben an der Straße kommt der schwarze Mercedes Bus zum Stehen. Außer den Insassen des Mercedes gibt es keine weiteren Zeugen des Unglücks. Der schießwütige Beifahrer mit dem kurzen Haarzopf kurbelt das Wagenfenster herunter und versucht zu erkennen, in welchem Zustand sich der mit dem Baum kollidierte Volkswagen befindet. Aber so weit er seine Augen auch aufreißt, in der Dunkelheit sieht er nichts. Ähnlich ergeht es seinem älteren Komplizen am Steuer, einem eierköpfigen Typen mit Halbglatze und brutalem, kantigem Gesicht. Als Dritter reckt ein junger Kerl mit Bürstenhaarschnitt seinen Kopf in Richtung des kaum zu erkennenden Wracks. Die markanten Nasen und ausgeprägten Wangenknochen bei allen Dreien lassen darauf schließen, dass die Männer miteinander verwandt sind, wahrscheinlich sogar Brüder. Lediglich der Vierte im Bund passt nicht zu dem homogenen Trio: ein älterer, dicklicher Mann mit wildem, lockigem Haupthaar und einem buschigen Vollbart. So faltig, wie das Gesicht des Alten ist, so zerknittert ist auch seine Strickjacke, deren Ärmel so ausgeleierte sind, dass er sie mehrmals umkrepeln musste. Verschreckt kauert er auf dem hintersten Sitz des Kleinbusses. Völlig überfordert von den Ereignissen klammert er sich an einen Aktenkoffer, als hielte er einen Rettungsring in den Händen.

„Ich habe Ihnen doch versprochen, Dr. Kaminski: Die entkommen uns nicht!“, prahlt der Revolverschütze auf dem Bei-

fahrsitz und glaubt, den alten Mann damit zu beruhigen. Aber den plagen ganz andere Sorgen.

„Wann bringen Sie mich endlich über die Grenze, Bartholomäus?!“, kreischt der Akademiker hysterisch.

„Sobald alle Vorbereitungen getroffen sind.“

„Und wie lange dauert das noch?“

Mit eiskalter Miene dreht sich der Zopfträger, der auf den Namen Bartholomäus hört, nach hinten um. „Sie haben die Wahl zwischen ein paar Stunden Geduld oder ein paar Jahren Knast, Dr. Kaminski. *Sie* werden von der Polizei gesucht. *Wir* versuchen nur, Ihnen zu helfen.“

Ohne Hektik zieht Bartholomäus einen Fünf-Liter-Plastikkanister unter seinem Beifahrersitz hervor.

„Schick sie zur Hölle!“, befiehlt er dem Jüngsten und überreicht mit einem Kopfnicken in Richtung des Golfs den Reservekanister. Der junge Kerl mit dem Bürstenhaarschnitt zögert. Ungeduldig stößt der Anführer der drei die Seitentür des Busses auf, wirft seinem Komplizen mit dem Kanister ein Feuerzeug zu und schubst ihn auf die Straße.

Ebenfalls mit einem dunkelgrauen Anzug bekleidet, springt der Jüngste des Trios fluchend den Abhang der Serpentincurve hinunter, der Schneise folgend, die der weiße Wagen durch die Waldvegetation gepflügt hat. Am qualmenden Wrack angekommen, schraubt er zittrig den Deckel des Kraftstoffbehälters ab. Doch plötzlich dringt ein Röcheln aus der zerdrückten Innenkabine des Volkswagens und hinter der geplatzten Windschutzscheibe sieht er den zerschmetterten Körper einer jungen Frau, eingeklemmt auf dem Beifahrersitz. Dass die Fahrertür offen steht und der Sitz hinter dem Steuer leer ist, entgeht ihm in der Dunkelheit. Panisch schüttet er den gesamten Inhalt des Kanisters über die zerbeulte Karosserie. Die Nerven liegen ihm blank. Mit dem Feuerzeug setzt er ein Stofftaschentuch in Flammen und wirft es in das benzingetränkte Innere des Golfs. Sofort breitet sich das Feuer in dem Wagen aus

und der zerquetschte Körper der Frau verwandelt sich in eine lodernde Fackel.

Wie von Dämonen gehetzt galoppiert der Feuerteufel zurück nach oben zur Straße. Da zerfetzt eine grelle Explosion hinter seinem Rücken den Treibstofftank des Golfs und lässt den Brandstifter fast zu Boden stolpern. Außer Atem springt er in den Kleinbus, zerrt die Seitentür zu und mit quietschenden Reifen jagt der schwarze Mercedes auf der leeren Straße davon.

An einer Taxirufsäule, **1** Stunde später

„Ein anderes Wort für *Aberglauben*.“

„Okkultismus.“

„Zu viele Buchstaben.“

„Wie viel müssen es sein?“

„Acht. Und die beiden letzten Buchstaben sind jeweils *E*.“

Der pausierende Fahrer eines an einer Rufsäule wartenden Taxis kratzt sich ratlos die breite, behaarte Brust. Sein Hawaii-Hemd ist fast bis zum Bierbauchansatz aufgeknöpft. Der Versuch, das Kreuzworträtsel seiner Boulevardzeitung zu knacken, bereitet ihm anscheinend mehr Mühe als erwartet. Auf der Rückbank sitzt schmatzend ein Kollege des Taxifahrers und schlingt die letzten Stücke einer Currywurst in sich hinein. Aus purer Langeweile hilft er dem Kreuzworträtsler bei der Begriffssuche und starrt versonnen aus dem offenen Seitenfenster hinaus. Abgesehen vom klaren Vollmond und der Straßenbeleuchtung ist es stockdunkel. Die wenigen Menschen, die unterwegs sind, schwirren wie Motten um eine hell erleuchtete Imbissbude am Ende der Straße.

„Was kreuzt denn den Anfangsbuchstaben von *Aberglauben*?“ Der Mann auf der Rückbank pult sich mit dem Fingernagel die Wurstreste aus den Zahnlücken und wartet auf eine Antwort.

„Mirakel.“

„Mirakel? – Mirakel ist ein Wunder.“

„Genau! Das heißt, *Aberglauben* beginnt mit *W*.“ Eifrig buchstabiert der Fahrer das Wort *Wunder* in die Kästchen des Kreuzworträtsels, gerät dann aber wieder ins Stocken. „Und wie könnte man einen Zeloten noch nennen?“

Gemächlich faltet sein Kollege auf der Rückbank den fett-durchtränkten Pappteller seiner Imbissmahlzeit zusammen und stopft den Abfall in eine Tüte, die auf dem leeren Beifahrersitz liegt. „Eiferer.“

„Nee, zu kurz.“

„– Fanatiker?“

„Passt! Das heißt, *Aberglauben* beginnt mit *W-A* und hört mit doppel *E* auf.“

„Wa... Wa... Wahnidee?“

„Wahnidee. Natürlich!“

Ein dumpfer Schlag erschüttert die Karosserie des Taxis und reißt die beiden Insassen aus ihrer Rätselraterei. Verwundert schauen sie hoch und sehen, dass ihnen ein betrunkenere Kerl gegen den Kotflügel gelaufen ist. Ohne groß Notiz von den bösen Blicken aus dem Wageninneren zu nehmen, torkelt der Betrunkenere weiter.

„Voll wie eine Haubitze“, bemerkt kopfschüttelnd der Mann auf der Rückbank.

So gelassen sieht das sein Kollege hinter dem Lenkrad nicht. Er steigt sofort aus und begutachtet den Kotflügel, kann jedoch keinen Schaden entdecken.

Sein Kollege im Taxi beobachtet den Schlängelgang des Betrunkenen, der auf einen Straßenbaum zu torkelt ... die Hände am Hosenschlitz. Der Mann auf der Rückbank läuft puterrot im Gesicht an und reißt die Autotür des Taxis auf. „He, Sie! Fünfzehn Meter weiter ist eine Toilette!“

Der Betrunkenere begreift, dass er hier am Straßenrand nicht die nötige Ruhe finden wird, um seine Blase zu entleeren und schwankt zu dem in der Nähe liegenden Münzklo weiter. Vor der futuristischen „City-Toilette“ aus Marmor, Stahl und Glas gräbt er in seiner Hosentasche nach Kleingeldern. Als er end-

lich genug Cent zusammen hat, meistert er die nicht zu unterschätzende Hürde, den Münzeinwurf zu bestücken und die halbrunden Schiebetüren des zylindrischen Klohäuschens surren automatisch auf. Doch der Mann bleibt wie angewurzelt stehen.

Die beiden Taxifahrer verfolgen aus einiger Entfernung das Geschehen. „Was ist denn mit dem Penner los?“

Das Verhalten des alkoholisierten Nachtschwärmers wird immer mysteriöser. Hat der Besoffene bis gerade eben wie einbetoniert vor dem Häuschen gestanden, stürzt er nun Hals über Kopf hinein – und vergisst völlig die Schiebetür hinter sich zu schließen.

„Irgendwas ist da faul!“ Der Mann auf der Rückbank schnappt sich die Plastiktüte mit den Imbissüberresten. „Weißt Du was, ich bring den Müll weg und werfe mal einen Blick auf den Knaben.“

Schwerfällig klettert er aus der hinteren Wagentür des Taxis, zieht den Gürtel ein Loch enger und steuert mit der Plastiktüte auf einen Abfallkorb zu, der ihn am Toilettenhäuschen vorbeikommen lässt. Doch als der Taxifahrer nach ein paar Schritten in die offenstehende „City-Toilette“ hineinschauen kann, erstarrt er ebenfalls zur Salzsäule.

„Oh Gott! Günter! Mensch, komm´ mal schnell!“

Der an seinem Kotflügel lehrende andere Taxifahrer hat keine Ahnung, was los ist, eilt aber sofort zu seinem bleichen Kollegen.

Auf den Fliesen des Münzklos liegt regungslos eine junge Frau! Sie trägt eine enge, verwaschene Jeans und ihre Füße stecken in weichen, ausgelatschten Turnschuhen. Die helle, taillierte Bluse hängt ihr über der Hose. Nur das viel zu große, karierte Herrensakko, das sie an hat, passt nicht recht zu ihrem Outfit. Die langen Ärmel sind umgeschlagen, so dass man das löchrige Innenfutter sieht, und an den Ellenbogen sind ovale Cordflicken aufgenäht.

Eingerollt in der Embryonalposition könnte man fast glauben, die Frau schläft, wäre ihr Kopf nicht so merkwürdig nach vorne verdreht. Der Eyeliner ist verlaufen, als hätte sie geweint, und das kurze, schwarze Haar ist mit Gel strubblig gestylt. Ein Duzend kleine Silberringe und Stecker durchlöchern ihr Ohr läppchen. Die Situation erinnert an Polizeifotos von Herointoten, doch Spritzen oder anderes Drogenbesteck sind nirgends zu sehen. Nur eine Gürteltasche liegt offen unter der Kloschüssel aus Edelstahl.

„He Mädels, nu´ steh doch endlich uff!“, lallt der Besoffene, der neben der Frau kniet und ihr grob an der Schulter rüttelt. Günther, der zweite eingetroffene Taxifahrer, schubst den nach billigem Fusel stinkenden Kerl zur Seite, dreht die Frau auf den Rücken und hält sein Ohr ganz nah an ihren lippenstiftverschmierten Mund.

„Bingo! Dieter, ich glaube die Kleene atmet nicht mehr!“

„Ist sie tot?“

„Weiß ich nicht. Sie ist noch warm.“

„Ich ruf einen Rettungswagen!“ Panisch rennt Dieter zu seinem Taxi zurück.

Mit verschwommenem Blick glotzt der Besoffene Günther auf die Finger, wie dieser der jungen Frau den Hals abtastet, um die Schlagader zu finden. Dann presst der Taxifahrer sein Ohr auf die linke Seite ihres Brustkastens, in Höhe der Stelle, wo das Herz normalerweise pumpt.

Erst jetzt wird dem Saufbold die voluminöse Oberweite seines Fundobjekts bewusst und sabbernd robbt er näher. Doch bevor der Wüstling die wehrlose Frau begrapschen kann, trifft ein gezielter Ellenbogenkick des väterlichen Taxifahrers seine vom Alkohol aufgeschwemmte Nase.

„Mach, dass du Land gewinnst! Die Kleene liegt im Sterben.“

Jammernd und aus der Nase blutend zieht sich der Lüstling vom Ort des Geschehens zurück und hockt sich an die Wand. Die automatischen Türen stehen noch immer weit offen,

da sich diese erst schließen, wenn man die dafür vorgesehene Taste berührt. Zur Verdauungsförderung dudelt seichte Popmusik aus verborgenen Lautsprechern im Inneren des Münzklos.

Halb im Delirium wischt sich der betrunkene Lustmolch mit einer weißen Plastiktüte, die er irgendwo in der Toilette gefunden haben muss, die blutende Nase. Anscheinend hält er die Tragetüte für ein Stofftaschentuch. Das Gesicht rot verschmiert, starrt er auf den neben der Kloschüssel liegenden Bauchbeutel der jungen Frau, aus dem so etwas ähnliches wie ein Lederportmonee zu lugen scheint.

„Los, meine Kleene, hohl´ endlich Luft!“

Vorsichtig überstreckt der Taxifahrer den Kopf der regungslosen Frau, damit sich die Zunge nicht vor die Luftröhre legen kann. Mit seinem Daumen hält er ihr den Mund zu und pustet Luft durch ihre Nase.

Der Schweiß läuft dem Ersthelfer von der Stirn, und, nachdem er die Brünette gut ein Dutzend Mal beatmet hat, legt er sein Ohr wieder auf ihre linke Brust. Doch da weiten sich seine Augen vor Entsetzen.

„Kleene, tu´ mir das nicht an!“

Mit den Nerven fertig reißt der Taxifahrer die Bluse der Frau auf, dass die Knöpfe nur so durch die Luft fliegen. Er öffnet den Verschluss des weißen Spitzen-BH´s zwischen den Körbchen und ihr Oberkörper liegt frei vor ihm. Auf dem Dekolletee hat die Frau ein Fabelwesen tätowiert, halb Lamm, halb Löwe.

Während der Taxifahrer versucht, seine zitternden Hände zu beruhigen, werden die Finger der Schnapsdrossel hinter ihm immer länger. Der herumliegende Bauchbeutel verschwindet unter seiner Jacke.

„Dieter, wo bleibst du denn!?!“, jault der Taxifahrer plötzlich panisch los. „Die Kleene stirbt mir unter den Händen weg!“

Doch sein Kollege ist noch damit beschäftigt, Hilfe zu alarmieren. Allein auf sich gestellt, beginnt er mit der Herzmassage. Er fährt mit dem Finger an ihrem Rippenbogen entlang bis zum Brustbein und legt ein paar Zentimeter höher den Handballen auf ihre zarte, bleiche Haut. Dann presst er zirka ein Dutzend Mal das Herz der Sterbenden künstlich zusammen.

Viel zu schnell springt der Betrunkene jetzt auf die Beine und schwangt wie ein Boxer kurz vor dem K.o.. Das Diebesgut unter der Jacke versteckt, torkelt er aus dem Münzklo und hinaus in die Nacht.

Kurz darauf steht atemlos der zweite Taxifahrer in der weit offenen Schiebetür und ist ganz entsetzt, als er sieht, wie sein Kollege die Brust der zierlichen jungen Dame malträtiert.

„Der Notarzt ist jeden Moment da. – Lebt sie noch?“

Wieder legt der Ersthelfer sein Ohr auf das wundgepresste Sternum. „Ich glaube ... ja!“

Und wie zur Bestätigung zuckt der Oberkörper der Frau erstmalig leicht zusammen. Ein pfeifendes, dünnes Atemgeräusch signalisiert, dass Herz und Lunge der Brünetten die Arbeit aufgenommen haben. Erschöpft sackt der korpulente Taxifahrer klitschnass neben der geretteten Frau zusammen und kann noch gar nicht richtig fassen, was er gerade vollbracht hat.

Von weitem hört man Sirenen rapide näher kommen und zu einem ohrenbetäubenden Geheul anschwellen, bis das Martinshorn abrupt verstummt und nur noch die Blaulichter eines signalroten Notarztwagens der Feuerwehr hektisch durch die Gegend flackern. Der Notarztwagen fährt über die Bordsteinkante auf den Bürgersteig und rollt direkt vor die offenen Schiebetüren des Münzklos. Die Kunden der Imbissbude am Ende der Straße werden nun aufmerksam und die ersten Schaulustigen machen sich auf den Weg zum Ort des Geschehens. Aus dem Rettungswagen springt ein junger Arzt mit einem großen Koffer, gefolgt von zwei gestandenen Rettungssanitätern.

„Guten Morgen. Was ist passiert?“, fragt der Mediziner und kniet sich neben die junge Frau.

„Sie hat nicht mehr geatmet und ich ... ich konnte kurzzeitig auch keinen Herzschlag hören.“

„Wie lange konnten Sie keine Herztätigkeit wahrnehmen?“

Dem Taxifahrer den Rücken zugewandt, schiebt der Arzt ein Augenlid der Frau nach oben und sieht, dass ihre Pupille auf Lichtreize reagiert.

„Weiß ich nicht. Ich habe sofort versucht, sie zu beatmen und eine Herzmassage gemacht.“

Den Puls an ihrer Halsschlagader kontrollierend, öffnet der Arzt seinen Reanimationskoffer und stülpt der jungen Frau eine Beatmungsmaske über das Gesicht.

„Sie haben vollkommen richtig gehandelt. Kennen Sie die Frau?“

„Nein. Wir sind Taxifahrer. Gefunden hat sie ein Besoffener. Aber der hat sich gerade eben aus dem Staub gemacht. Ich glaube, dieser Schweinehund hat sie sogar beklaut!“

Mit Blaulicht, aber ohne Sirenen, kommen zwei Funkwagen der Polizei die leere Straße entlang gerast und bleiben vor dem City-Klo in zweiter Spur stehen. Insgesamt steigen drei Ordnungshüter aus, die als Erstes dafür sorgen, dass schaulustige Nachtschwärmer nicht die Arbeit des Rettungspersonals behindern. Die beiden Taxifahrer atmen auf, dass die Frau jetzt in besten Händen ist und begeben sich zu einem der Funkwagen.

Währenddessen hat der Notarzt die Frau mit dem Herzmonitor des Elektrokardiografen verkabelt und betrachtet die über den Bildschirm flimmernde Herzkurve.

„Sieht ganz gut aus“, kommentiert er gegenüber seinen Sanitätern.

„Sollen wir den Transport vorbereiten?“

„Ja. Der Kreislauf ist stabil genug. Ab mit ihr ins Krankenhaus.“

Vorsichtig wird die junge Frau auf eine Trage gehoben. Ganz langsam öffnet sie die Augen und scheint jetzt zum ersten Mal ihre Umgebung wahrzunehmen: das flackernde Blaulicht, die gaffenden Passanten, die Sauerstoffmaske auf ihrem Gesicht. Die Fahrzeughür des Notarztwagens knallt hinter ihr zu und draußen auf der Straße heult die Feuerwehrsirene dumpf los. Während der schaukligen Fahrt hält der Arzt die ganze Zeit ihre Hand und beobachtet die Vitalparameter auf seinem Monitor. Plötzlich verstummen die Sirenen, das Fahrzeug rollt eine Auffahrt hoch und die Wagentüren werden von außen wieder aufgerissen.

„So, wir sind da!“

Ungefähr gegen **2** Uhr im Universitätsklinikum Stadtmitte

Organisierte Eile herrscht auf den Fluren der Rettungsstelle. Zwei Mediziner betreten die Station und bleiben vor einem der Schockräume stehen, die alle mit großen Durchsichtfenstern ausgestattet sind. Sie betrachten die brünette junge Frau, die vor Kurzem mit dem Notarztwagen eingeliefert wurde.

Eingekreist von Maschinen und Monitoren liegt die Patientin mit offenen Augen in einem Krankenhausbett. Sie trägt ein Kliniknachthemd. Nur noch wenige Schläuche und Kabel sind mit ihrem Körper verbunden. Die Frau bemerkt, dass sich hinter der Scheibe auf dem Gang zwei Ärzte über sie unterhalten, sie freundlich anlächeln und dann den Schockraum betreten.

„Oberarzt Dr. Drews“, stellt sich der Ältere vor. „So agil wie Sie schon wieder aussehen, hat man Sie wohl gerade noch rechtzeitig gefunden.“

„Was ist passiert?“, piepst die Frau mit dünner Stimme.

„Wir hofften, das von Ihnen zu erfahren.“

„Ich – ich weiß es nicht.“

„Woran können Sie sich denn als Letztes erinnern?“

„Ich war mit meinem Freund unterwegs – im Auto zurück nach Berlin.“ Sichtlich verwirrt massiert die Frau ihre Stirn.

„Kamen Sie aus dem Urlaub zurück?“

„Nein. Mein Freund arbeitet bei der Zeitung. Er ist Journalist. Ich half ihm bei seinen Recherchen. Hatten wir einen Unfall?“

„Also gefunden wurden Sie in einem öffentlichen äh... Toilettenhäuschen“, übernimmt der Oberarzt wieder das Gespräch. „Allein.“

„Machen Sie sich keine Sorgen. Wird sich schon alles aufklären.“ Der junge Arzt blättert durch die Akte der Patientin. „Ihre Verletzung am Hinterkopf ist jedenfalls nur eine leichte Prellung.“

Sein Kollege nickt zustimmend. „Gleich kommt jemand, um ihre Personalien aufzunehmen. Danach ruhen Sie sich erstmal aus.“

Die beiden Mediziner verlassen den Schockraum und steuern auf den Kaffeeautomaten im Flur zu. Mit grüblerischem Blick stößt der Junior seinen Seniorskollegen an.

„Was denkst du?“

„Retrograde Amnesie. Nichts Auffälliges in ihrem Zustand.“

„Und der Herzstillstand?“

„Schwer zu sagen.“

„Vielleicht ein Suizidversuch?“

„Ich wüsste nicht wie. Sie hat keine Tabletten genommen, keine Drogen, hat auch keine auffälligen Verletzungen.“

„Irgendeine andere Vermutung?“, bohrt der jüngere Arzt weiter.

„Nein, Doktor Watson! Sherlock Holmes ist gerade etwas müde!“

Verloren zwischen all den piepsenden und blinkenden Apparaturen liegt die junge Frau in dem Krankenhausbett und starrt deprimiert an die Decke des Akutraums. Mit ihrer rechten Hand verdreht sie abwesend einen Zipfel ihres Betttuchs und schnürt sich vor lauter innerer Anspannung fast das Blut aus

den Fingern. Sie ist so in Gedanken versunken, dass sie den hereinkommenden Krankenpfleger erst bemerkt, als dieser bereits neben ihrem Bett steht.

„Hallo, ich bin Joa“, stellt sich der farbige Krankenpfleger vor, der kaum älter ist als sie selbst. Er trägt eine blaue Hose mit blauem Oberteil und darüber einen offen flatternden, knöchellangen Kittel in Dunkelgrün, der aussieht wie ein übergroßer Trenchcoat. Der Frau fallen an Joa vor allem seine kurzen, blondierten Dreadlocks auf, der noch nicht ganz dichte Drei-Tage-Bart und die enge Holzperlenkette um seinen Hals. Stumm mustert sie ihn, was den jungen Mann etwas nervös werden lässt.

„Um Sie in unserer Patientendatei aufzunehmen, bräuchte ich ein paar Angaben zu Ihrer Person und ...“

„Konnte die Krankenschwester meinen Freund oder wenigstens meinen Vater telefonisch erreichen?“, platzt die junge Frau jedoch dazwischen, ohne den Pfleger ausreden zu lassen.

„Ähm ... die Stationsschwester rief die beiden Nummern an, die Sie ihr vorhin gaben, aber es meldete sich niemand.“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung, was mit mir passiert ist“, erklärt ihm die Frau sichtlich aufgeregt. „Der letzte Abend und die Nacht sind mir wie aus dem Gedächtnis radiert. Ich will nur, dass wenigstens einer von beiden weiß, dass ich hier im Krankenhaus liege.“

„Ich bin mir sicher, Schwester Petra wird gleich nochmal versuchen anzurufen“, beruhigt der Pfleger seine besorgte Patientin.

„Versprochen?“

„Versprochen!“ Die junge Frau nickt ihm dankend zu, aber gelassener erscheint sie Joa nicht. „Kann ich jetzt Ihre Personalien aufnehmen?“

„Von mir aus“, antwortet sie ohne großen Enthusiasmus.

„Okay. Als Erstes müssten Sie mir bitte Ihren Vor- und Nachnamen nennen und dann bräuchte ich noch Ihr Geburtsdatum.“

„Stella May, M-A-Y. Aber du kannst mich ruhig Stella nennen.“

Joa zieht einen Notizblock mit angeklebtem Stift aus seiner Kitteltasche, muss dann aber fluchend feststellen, dass der Stift nicht schreibt. Eilig sucht er nach einem funktionierenden Kugelschreiber.

„Wer hat mich gefunden?“, lässt die Unterbrechung Stella wieder gedanklich abdriften.

„Zwei Taxifahrer.“

„Ich war fast tot, stimmt`s?“

Der Krankenpfleger zögert etwas mit der Antwort, doch plötzlich packt Stella seine Hand und zwingt ihn, ihr direkt in die Augen zu schauen.

„Hatte mein Herz bereits aufgehört zu schlagen, Joa?“

„Also wenn sich die Taxifahrer nicht geirrt haben ... na ja, eventuell.“

Stella lässt seine Hand wieder los und ihre Augen schauen plötzlich durch ihn hindurch, als wäre er Luft. „Ich wusste, dass das kein Traum war. Ich habe sie gesehen.“ Äußerlich erscheint Stella relativ gefasst, nur ihre Stimme ist ein Tick zu schrill. „Sie ist es gewesen!“

„Wer? Wen hast du gesehen?“

„Meine Mutter.“ Sie kneift die Augen zu, damit keine Tränen hinausschießen.

Joa beobachtet hilflos die ausschlagende Herzkurve auf dem EKG-Monitor. „Soll ich einen Arzt rufen?“, fragt er vorsichtig und reicht ihr ein Papiertaschentuch. Doch Stella schüttelt den Kopf, holt tief Luft und putzt sich die Nase.

„Tut mir leid“, entschuldigt sie sich und scheint sich wieder gefangen zu haben. „8. Dezember 1980.“

„Was???“

„Du wolltest doch wissen, wann ich geboren bin.“

„Ach so!“, fällt bei Joa der Groschen, der das Datum leicht irritiert auf seinen Notizblock kritzelt. „Das heißt, du bist 22, richtig?“

Sie nickt. „Weißt du, was am 8. Dezember 1980 passierte?“

Wieder glotzt Joa seine Patientin ratlos an und wundert sich, auf was sie diesmal hinaus will.

„An diesem Tag wurde John Lennon erschossen.“ Mit den Gedanken ganz weit weg, starrt Stella auf die gegenüberliegende Schrankwand, in der alle möglichen Medikamente lagern. „Muss meiner Mutter fast das Herz gebrochen haben. Es gibt, glaube ich, keinen Beatles-Song, den sie mir als Kind nicht vorsang. Eigentlich sollte ich Luzia heißen – ‚Lucy in the Sky with Diamonds‘, verstehst du.“ Versonnen lächelt Stella in sich hinein. „Aber mein Vater wollte das dann doch nicht. War, glaube ich, das einzigste Mal, dass er ihr einen Wunsch abschlagen konnte. Sie einigten sich dann auf Stella. Und weißt du, warum? Meine Geburt und John Lenkons Tod waren für sie so was wie eine schicksalhafte Konstellation. Und in Konstellation steckt ‚Stella‘! Verrückt, oder?“ Es ist schwer zu sagen, ob sie leise kichert oder weint.

Mucksmäuschenstill hörte Joa ihr zu. „Ich will dir jetzt nicht zu nahetreten“, sucht der Pfleger nach den richtigen Worten, „aber sagtest du nicht eben, du hättest deine Mutter gesehen?“

Stella nickt stumm und Joa versinkt fast in ihren tiefblauen Augen.

„Aber ... aber, dann müsste deine Mutter doch wissen, was mit dir passiert ist ...“

Für einen kurzen Moment erstarrt Stella zu Stein und nur das leise Piepsen und Surren der Maschinen erfüllt den Schockraum. „Meine Mutter kam vor fünf Jahren ums Leben“, flüstert sie mit zittriger Stimme.

Joa ist wie vor den Kopf geschlagen.

„Aber ich habe meine Mutter wirklich gesehen, das war kein Traum!“ Die Augen weit aufgerissen, zieht Stella den Pfleger ganz nah zu sich ans Bett. „Ich weiß nicht, wie es dazu kam, aber plötzlich ließ sie dann meine Hand wieder los und jemand versuchte, mich wiederzubeleben!“

„Und ... und hat es zum Glück auch geschafft.“

„Aber ich wollte doch gar nicht! Ich habe mich noch nie so glücklich gefühlt wie in diesem Moment!“

Kurz davor, den Arzt zu rufen, schwebt Joas Finger bereits über dem Klingelknopf, doch irgendetwas hält ihn zurück. Vielleicht das Gefühl, dass Stella nicht den Eindruck einer schizophrenen Psychopatin macht, sondern den einer völlig überwältigten, jungen Frau nach einem extremen Erlebnis und nun fürchtet, von der ganzen Welt für verrückt gehalten zu werden.

„Ist sterben so schön?“, fragt Joa ungläubig nach und windet seine Hand aus ihrem Griff, ohne sich allerdings aus ihrem Bann befreien zu können.

„Nicht das Sterben – das Danach!“ Jetzt, wo Stella endlich jemandem ihr Herz ausschütten kann, wird sie wieder etwas ruhiger. „Als mich meine Mutter an die Hand nahm, hatte ich das Gefühl, wie durch einen Tunnel gesogen zu werden. Und auf einem Mal waren sie alle da: Meine Großeltern, mein kleiner Bruder, eine Schulfreundin, die an Leukämie starb – alle, die ich so sehr vermisste – sie alle haben auf mich gewartet – um mich zu empfangen ...“

Joa ist beeindruckt von der Intensität ihres Berichts und es dauert eine ganze Weile, bis er überhaupt ein Wort herausbekommt.

„Ich glaube, ich habe schon mal von Menschen gehört, die in letzter Sekunde reanimiert werden konnten und dann erzählen, bereits im Jenseits gewesen zu sein.“

Stellas Erleichterung, jemanden gefunden zu haben, der sie versteht, ist nur von kurzer Dauer, dann trübt sich ihr Blick wieder melancholisch ein. „Aber bleiben durfte ich nicht. Mama sagte, dass meine Zeit noch nicht gekommen war, dass ich wieder zurück müsse. Aber sie wollte mir noch etwas zeigen. Und dann führte sie mich in dieses ... Licht!“ Stellas Augen leuchten wie magisch auf. „Direkt in dieses unbeschreiblich helle Licht!“

Joa kullert der Kugelschreiber vom Notizblock, doch er ist so von ihren Worten gefesselt, dass er es nicht registriert. „Und die ganze Zeit versuchte der Taxifahrer, dich zu reanimieren?“

„Ich weiß es nicht. Ich war vollkommen in dieses alles durchdringende Licht eingehüllt. Noch nie hatte ich mich so geborgen gefühlt. Ich wollte nichts weiter, als für immer in diesem Licht bleiben.“

„Und woher kam dieses Licht?“

„Ich glaube ... es kam aus dem Paradies.“ Deprimiert sinkt sie in ihre Kissen zurück.

Draußen auf dem Gang der Rettungsstelle poltert ein neuer Notfall herein. Joa bemerkt seinen am Boden liegenden Kugelschreiber und hebt ihn auf. „Hast du das alles auch den Ärzten vorhin erzählt?“

„Nein. Die hätten mich nur für hysterisch gehalten und mit Beruhigungspillen vollgepumpt.“

Nickend gibt ihr der Pfleger Recht.

„Bitte sag nichts den Ärzten von dem, was ich dir erzählt habe, sonst lassen die mich hier nicht mehr raus.“

Der Pfleger versteht und schleicht langsam zur Tür, als Stella noch einmal ruft. „Joa?“

„Was ist?“

„Glaubst du an ein Leben nach dem Tod?“

Joa schaut sie lange an, bevor er endlich etwas sagt. „Ich glaube, du hast jetzt vor allem ein bisschen Ruhe nötig.“

Der Pfleger verlässt das Zimmer und deprimiert starrt Stella wieder an die Decke des Schockraums.

Kurz darauf, zirka **3 Kilometer vom Krankenhaus entfernt**

Unauffällig schwimmt der schwarze Mercedes Bus mit den getönten Seitenfenstern im zähflüssigen Verkehrsstrom durch die nächtlichen Flaniermeilen Kreuzbergs, vorbei an orientalischen Imbissbuden, schrillen Boutiquen und brechend vollen Bars. Vor einer Ampelkreuzung ordnet sich der schwarze Kleinbus rechts ein, biegt von der belebten Hauptstraße ab und rollt jenseits der ausgetretenen Trampelpfade des Kreuzberger Nachtlebens durch den schlafenden Bezirk.

„Was um alles in der Welt wollen Sie hier, Bartholomäus?“, wimmert der schwammige Mann mit dem zerzausten Haupthaar und dem Rauschebart auf der Rückbank des Mercedes Busses. Die mörderisch endende Verfolgungsjagd durch den Stadtwald scheint sein Nervenkostüm ziemlich mitgenommen zu haben.

„Jakobus, achte bitte darauf, dass sich der Doktor nicht so aufregt“, knurrt der Beifahrer mit dem Haarzopf genervt seinen jüngeren Komplizen an, der mit Kaminski im hinteren Teil des Wagens sitzt und derjenige war, der das Autowrack in Brand steckte.

„Sie haben es gehört, Doktorchen: Hören Sie auf, Bartholomäus mit Fragen zu löchern!“

„Warum darf ich nicht wissen, was wir hier wollen?“, protestiert der Akademiker weinerlich und verkriecht sich ängstlich hinter seinen Aktenkoffer.

Doch Bartholomäus hört ihm nicht zu. Hastig kurbelt er das Seitenfenster herunter und verrenkt sich fast den Kopf beim Zurückschauen. „Halt, Thaddäus! Versuch zu wenden!“

Thaddäus pariert und fährt die Straße zurück, ohne die geringste Ahnung zu haben, was seinen Beifahrer in Aufruhr geraten ließ. Außer Mietskasernen in den unterschiedlichsten Verfallsstadien gibt es in der ausgestorbenen Seitenstraße nicht viel zu sehen. Eine offene Hinterhofeinfahrt weckt jedoch Bartholomäus Interesse. Im fahlen Licht der Straßenlaternen versucht er, ein farbiges Plexiglasschild zu entziffern, das neben dem verwitterten Tor montiert ist.

BALLETTFABRIK

DIE ETWAS ANDERE TANZSCHULE

2. HINTERHOF, 5. ETAGE

Quer über dem Schild klebt ein Streifen mit der Aufschrift:

WIR HABEN FERIEN!

„Fahr auf den Hof!“, befiehlt Bartholomäus seinem Komplizen am Steuer, und der wortkarge Thaddäus lenkt den Mercedes Bus gehorsam durch die schmale, hohe Einfahrt auf den ersten Hinterhof. Bartholomäus will weiter und zeigt auf die Durchfahrt zum zweiten Hinterhof.

„Was um Himmels willen suchen Sie hier, Bartholomäus?!“, jault Kaminski, doch sofort starrt ihn Jakobus derart finster an, dass dem Doktor alle weiteren Fragen im Hals stecken bleiben.

„Einen Ort, wo wir aus Ihnen in Ruhe einen neuen Menschen machen können“, murmelt Bartholomäus konzentriert.

Langsam rollt der Kleinbus durch die nächste Durchfahrt und auf den Hof eines wohl um die Jahrhundertwende gebauten Gewerbegebäudes. Außen an der Fassade des alten, heruntergekommenen Gemäuers rostet ein käfigartiger Lastenaufzug vor sich hin. Doch das Gebäude scheint nicht leer zu stehen.

Wie man auf einem zweiten Schild neben dem Treppenaufgang lesen kann, befinden sich im Dachgeschoss des Hauses die Ballettschule, im ersten Stock ein Architekturbüro und darüber eine Werbeagentur. Licht oder Leben ist hinter den großen Fabrikfenstern aber auf keiner Etage zu entdecken.

Der Mercedes Bus parkt neben einem überquellenden Müllcontainer vor einer unverputzten Brandmauer. Das einzige andere Fahrzeug auf dem nur durch die Scheinwerfer des Busses erhellten Hof ist ein demontierter und räderloser DDR-Trabant, dessen leerer Motorraum zu einem Blumenkübel mit herauswucherndem Grünzeug umfunktioniert wurde. Bartholomäus springt zuerst von seinem Sitz herunter und kramt aus dem Handschuhfach ein Ledermäppchen hervor, das er in die Jackentasche steckt.

„Los, alles aussteigen!“, ordnet er flüsternd an. „Und nimm die Taschenlampe mit, Thaddäus.“

Unbarmherzig treibt Bartholomäus seine beiden Komplizen und den beleibten Doktor die fünf Stockwerke hoch bis vor die schwere Eisentür der Tanzschule, an der ein Zettel klebt, dass zurzeit Ferien sind und keine Tanzkurse stattfinden. Keiner wagt es, in dem dunklen Treppenhaus einen Mucks von sich zu geben und Bartholomäus rollt sein mitgebrachtes Ledermäppchen aus. Er richtet Thaddäus Arm mit der leuchtenden Taschenlampe auf das Schlüsselloch der Eisentür. Kaminski ist fassungslos und glotzt Thaddäus völlig außer Atem über die Schulter, wie Bartholomäus mit einem Dietrich im Türschloss herumstochert. Nur Jakobus weiß nicht recht, was er tun soll. Er schaut sich ein wenig im Treppenhaus um und wundert sich, wohin die restlichen Treppenstufen nach oben führen mögen.

Doktor Kaminski schüttelt unterdessen verständnislos den Kopf. „Sie wollen aus mir einen neuen Menschen machen und brechen in eine Tanzschule ein?“ Zittrig reibt sich Kaminski die schweißnasse Stirn. „Warum sagen Sie mir nicht, was Sie vorhaben, Bartholomäus?“

„Weil ich mir nur einmal von Ihnen meine Pläne verpatzen lasse!“

„Fangen Sie nicht wieder davon an!“, wimmert der Doktor. „Polen ist kaum eine Stunde entfernt. Sollten wir nicht versuchen, über die Grenze zu kommen?“

„Wie bitte?!“, explodiert Bartholomäus fast. „Die Grenzen sind zugesperrt mit Ihren Fahndungsfotos! Erklären Sie mir lieber, warum Sie sich heimlich nach Berlin abgesetzt haben. Hätten Sie meine Anweisungen befolgt, säßen Sie schon längst in einem Flugzeug hoch über den Wolken und wären weit, weit weg von hier.“

„Meine Frau lag tot im Badezimmer und meine Schwägerin wollte zu Besuch kommen. Sie hatte einen Wohnungsschlüssel. Verstehen Sie nicht, mir brannte der Boden unter den Füßen! Sie hätten mir doch gar nicht so schnell helfen können. Deswegen setzte ich mich in einen Zug nach Berlin und versteckte mich in dieser Wohnung. Die stand leer, weil ein ehemaliger Arbeitskollege von mir gerade in Südamerika herumreist.“

Fluchend stemmt Bartholomäus an dem Türschloss herum, das sich nicht so einfach öffnen lässt, wie er anfangs hoffte, und das nervige Gewimmer des Doktors tut ein Übriges, sein Gemüt Richtung Siedepunkt zu treiben.

„Aber warum ließen Sie sich 36 Stunden Zeit, bevor Sie mir mitteilten, wo Sie stecken?!“, zischt Bartholomäus giftig. „36 Stunden, in denen Ihre paranoide Schwägerin alles unternahm, um aus Ihrer Flucht ein landesweites Medienereignis zu machen!“

Kaminskis Stimme ist plötzlich desillusioniert und monoton. „Mir wurde klar, dass es keinen Weg zurück mehr gab.“

„Und fast auch keinen mehr nach vorne – außer direkt in den Knast!“ Bartholomäus nimmt Thaddäus die Taschenlampe aus der Hand und leuchtet ins Schlüsselloch hinein in der Hoffnung, erkennen zu können, warum der Schließmechanismus der Tür sich von dem Dietrich nicht öffnen lässt.

Doch auch unter besten Lichtverhältnissen kann er nichts Störendes im Schlüsselloch sehen. „Sie bemerkten ja nicht mal, dass Sie beobachtet wurden“, stellt er verachtend fest. „Wer war verdammt nochmal dieses Pärchen, das Ihr Versteck fotografierte? Und warum tat es das überhaupt?“ Wie bei einem Verhör richtet Bartholomäus den Lichtkegel der Taschenlampe genau in Kaminskis Gesicht.

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, ich weiß es nicht ...“, betet der Geblendete seine Ahnungslosigkeit wie einen Rosenkranz herunter.

„Seien Sie froh, dass wir das Pärchen entdeckten und dass die beiden gegen einen Baum rasten.“ Bartholomäus bearbeitet weiter das widerspenstige Türschloss.

„Sie hätten das Auto aber nicht anzünden dürfen“, murmelt der dicke Mann weinerlich in seinen dichten Vollbart, allerdings weniger aus Mitleid mit den Insassen des ausgebrannten Wagens, denn aus Mitleid mit sich selbst, an noch einem Mord beteiligt zu sein.

„Verdammt noch mal!“, flucht Bartholomäus, und Kaminski glaubt im ersten Moment, den Wutausbruch mit seinem Gezeter verursacht zu haben, doch wie es scheint, hörte Bartholomäus ihm überhaupt nicht zu. „Ich kriege dieses Schloss nicht auf!“ Der durchtrainierte Kerl mit dem kurzen Pferdeschwanz ist drauf und dran, gegen die Tür zu treten. Schäumend schmeißt er den Dietrich in das Ledermäppchen und stopft es in seine Jackentasche. „Los, alle zurück zum Bus! Wir müssen schnellstens ein anderes Versteck finden, sonst ...“

Mitten im Wort hält Bartholomäus plötzlich den Atem an. Ein verdächtiges Knarren ist zu hören, gefolgt von einem dumpfen Poltern, als ob etwas Schweres auf den Boden schlägt. Der Ursprung des mysteriösen Lärms ist schwer zu orten, aber es scheint, als ob die Geräusche aus dem Inneren der Tanzschule kommen.

„Was war das?“, flüstert Bartholomäus panisch und leuchtet mit der Taschenlampe durchs Treppenhaus. Entsetzt be-

merkt er, dass nur Thaddäus und Doktor Kaminski hinter ihm stehen. „Wo ist Jakko?“

Jetzt fällt es auch den anderen beiden auf, doch da wird bereits die schwere Eisentür der Ballettschule von innen entriegelt. Panisch presst sich Bartholomäus an die Wand neben der Tür, und Thaddäus will schon aus seinem Schulterhalfter unter dem Jackett eine Waffe ziehen, als sich der Eingang zur Tanzschule quietschend öffnet.

„He Teddy, man schießt nicht auf kleine Brüder!“, steht Jakobus grinsend im Türrahmen.

Thaddäus lässt seinen Revolver stecken und schüttelt fassungslos den Kopf. Bartholomäus packt Jakobus grob am Kragen, drängt ihn zurück in die Ballettschule und schleift den völlig verdatterten Doktor hinter sich her. Ihnen folgt Thaddäus, der die Eisentür von innen schließt.

„Das war nicht komisch, Jakobus!“, faucht Bartholomäus in das Ohr seines jüngeren Bruders. „Wie zum Teufel bist du hier `reingekommen?!“

Kleinlaut führt Jakko seinen wutschnaubenden Verwandten in den großen, verspiegelten Ballettsaal, durch dessen Fabrikfenster das Mondlicht scheint.

„Ich bin oben vom Treppenhaus aufs Dach geklettert.“ Jakobus zeigt in der Mitte des Saals an die Decke auf ein aufgestemtes Giebelfenster. „Die Luke ließ sich leicht öffnen. Zum Glück ist hier ein Schwingboden drin, war nämlich doch höher, als ich dachte.“

„Nicht schlecht, Jakobus – aber das nächste Mal verkneifst du dir so einen Auftritt, ist das klar!?“ Bartholomäus schaut auf seine Armbanduhr und zieht jetzt seinen Fahrer Thaddäus zu sich heran. „Ich bereite mit Jakko und dem Doktor hier alles vor und du machst dich so schnell wie möglich auf den Weg zum Bahnhof und bringst Marla hier her. Ich hab ihr gesagt, sie soll bei den Toiletten in der Haupthalle auf dich warten.“

Thaddäus nickt und verschwindet im dunklen Flur der Tanzschule. Leise knarrend öffnet sich die Eisentür zum Trep-

penhaus und klickt kurz darauf wieder ins Schloss. Thaddäus ist fort.

„So Doktorchen, langsam kriegen wir Ihre Flucht wieder in den Griff.“ Bartholomäus geht zum Fenster und schaut hinter auf den Hof, wo der Mercedes Bus steht.

„Wer ist Marla?“

„Jemand, der aus Ihnen einen neuen Menschen macht. Wenn Marla mit Ihnen fertig ist, wird selbst Ihre Mutter Sie nicht wiedererkennen.“

Bartholomäus beobachtet, wie der schwarze Kleinbus vom Hof fährt und dreht sich dann um. Sofort merkt er, dass etwas nicht stimmt. Jakobus hat die Tür zu einem vom Tanzsaal abgehenden Raum geöffnet und steht wie gelähmt da. Blitzschnell zieht Bartholomäus seinen Revolver. Im Halbschatten des Mondlichts kauern zwei Personen mucksmäuschenstill in der Ecke des Nebenraums und halten etwas metallisch Glänzendes auf sie gerichtet!

In der Rettungsstelle unter **4** Augen

„Hoppla!“

Dr. Drews stolpert in sein dunkles Arbeitszimmer und tastet nach dem Lichtschalter. Ein klobiger, zerschundener Reanimationskoffer steht ungünstig neben der Tür des mit Fachbüchern zugestapelten Raums, dass er fast darüber gestürzt wäre.

„Lassen Sie sich nicht abschrecken, wie es hier aussieht“, dreht sich der Arzt zu dem Mann im Türrahmen um. „Kommen Sie einfach herein, Herr ...?“

„May. Walter Linus May.“

Für einen Mann im fünften Lebensjahrzehnt sieht Walter May recht jung aus. Braunes, volles Haar. Glatt rasiertes Gesicht. Unter der sportlichen Windjacke trägt er ein preußisch-blaues Polohemd, das locker über einer weißen Bundfaltenhose hängt. Seine Füße stecken in teuren Lederslippern. Fehlt nur ein Sonnenhut, dann würde er aussehen wie ein playboyhafter Freizeitgolfer.

„Bitte setzen Sie sich“, bietet Dr. Drews seinem Besuch einen Stuhl neben dem Schreibtisch an und räumt von der Sitzfläche einen Stapel medizinischer Fachzeitschriften.

„Machen Sie sich wegen mir keine Umstände. Vielen Dank, dass Ihre Krankenschwestern so ausdauernd versuchten, mich zu erreichen. Ich bin so schnell wie möglich gekommen. Wie geht es meiner Tochter jetzt?“

„Stella May geht es eigentlich bestens“, beruhigt der Arzt den Vater seiner Patientin, „deswegen hätte es auch völlig ausgereicht, wenn Sie morgen Früh gekommen wären.“

„Sie können sich gar nicht vorstellen, was heute Nacht bei mir los war. Ich hätte sowieso kein Auge zugekriegt.“

Dr. Drews schraubt eine Thermoskanne auf und gießt sich eine dampfende Tasse Kaffee ein. „Wie ich schon vorhin andeutete, habe ich noch keinen konkreten Anhaltspunkt, was den Herzstillstand Ihrer Tochter ausgelöst haben könnte. Leider kann sie selbst sich nicht erinnern, was ihr zustieß. In ihrem Zustand allerdings nichts Außergewöhnliches.“ Höflich schiebt der Arzt einen Pappbecher zu Herrn May hinüber, um ihm ebenfalls etwas von dem pechschwarzen Aufputzmittel einzuschenken, doch Walter Linus May lehnt kopfschüttelnd ab. „Nach den bisherigen Untersuchungsergebnissen jedenfalls würde ich Ihre Tochter glatt zur nächsten Olympiade schicken“, scherzt der Arzt aufmunternd.

„Das glaube ich gerne. Stella hat seit frühester Jugend intensiv Leistungssport getrieben – bis zu dem Unfall jedenfalls.“

Interessiert beugt sich der Arzt nach vorne. „Ihre Tochter hatte einen Unfall?“

„Nein, nein. Mein Sohn, also ihr kleiner Bruder, kam vor ein paar Jahren während eines Skiunfalls ums Leben.“

„Das muss ein schwerer Schlag für Ihre Familie gewesen sein“, versucht der Mediziner sein Mitgefühl auszudrücken.

„Ja. Die beiden waren unzertrennlich gewesen. Kurz darauf“, kommt es Herrn May nur sehr stockend über die Lippen, „verstarb dann auch noch ihre Mutter – meine Frau – und Stella war plötzlich Halbweise und ich Witwer.“

Leise verrührt der Oberarzt ein Stück Würfelzucker in seinem Kaffee und beobachtet aus dem Augenwinkel, wie sich May tief in Gedanken versunken die Finger knetet.

Plötzlich lacht sein Besucher leicht gekünstelt auf. „Vielleicht können Sie jetzt verstehen, warum ich nicht erst morgen Früh kommen wollte, um meine Tochter zu sehen.“

„Natürlich.“

Vom Gang her nähern sich dem Arbeitszimmer hastige Schritte. Ohne dass angeklopft wurde, geht mit einem Mal die Tür auf und Krankenpfleger Joa steht auf der Schwelle.

„Verzeihen Sie die Störung, Dr. Drews“, quasselt der Pfleger mit den blondierten Rastahaarsträhnen hektisch los, „aber irgendetwas stimmt mit der Patientin in Nummer 4 nicht!“

„Bitte entschuldigen Sie mich“, bricht der Oberarzt das Gespräch ab und folgt dem davon eilenden Pfleger hinaus auf den Flur der Rettungsstelle. Im besorgten Gesicht des zurückgelassenen Herrn May spiegelt sich die Vorahnung, dass es sich bei der Patientin in Nummer 4 um seine Tochter handeln könnte.

„Bitte drücken Sie sich das nächste Mal etwas präziser aus!“, rügt der Oberarzt den jungen Krankenpfleger und stürmt in den Schockraum Nummer 4 an das Bett von Stella May. „Was ist los?“

Die junge Frau sitzt aufrecht im Bett und starrt orientierungslos herum, während eine Krankenschwester beruhigend ihre Hand hält und sie behutsam zurück auf das Kopfkissen legen will.

„Die Patientin ist lediglich aus einem unruhigen Schlaf hochgeschreckt“, antwortet die besonnen wirkende Krankenschwester ihrem Oberarzt, keift dann aber ziemlich gereizt den hilflos herumstehenden Pfleger an: „Warum bist du denn so panisch weggerannt, Joa?!“

Joa druckst wortkarg herum. Stella May scheint tatsächlich nur einen schlechten Traum gehabt zu haben und erkennt jetzt, wo sie sich befindet. Gelöst will sie wieder in ihre Kissen sinken, als sie plötzlich den Mann aus Dr. Drews Arbeitszimmer auf dem Stationsflur stehen sieht.

„Paps?!“

Ihr Vater betritt den Schockraum und kommt an ihr Bett. Beide fallen sich in die Arme.

„Könnte ich für ein paar Minuten mit meiner Tochter sprechen?“, bittet Herr May. Trotz der nächtlichen Stunde drückt der Arzt ein Auge zu und winkt das Pflegepersonal aus dem Raum.

„Aber wirklich nur kurz. Ihre Tochter ist nicht hundertprozentig auf dem Posten.“ Der Doktor schließt die Glastür des Schockraums.

Zwischen immenser Erleichterung und kolossaler Verzweiflung schwankend liegt Stella in dem weiß bezogenen Krankenhausbett und rauft sich die Haare. Am Fußende der Matratze sitzt jetzt ihr Vater und beobachtet sie nachdenklich.

„Ich bin so froh, dass du da bist, Paps“, schluchzt Stella los. „Ich hatte schon Angst, ich verliere den Verstand. Ich kann das alles nicht fassen. Ich ... ich bin mir sicher, ich habe sie gesehen, in gewisser Weise sogar mit ihr gesprochen“, stammelt sie, schafft es aber nicht, ihre Seelenpein in verständliche Worte zu fassen. „Du glaubst gar nicht, was ich durchgemacht habe!“

„Wahrscheinlich Schreckliches – so wie ich“, vermutet ihr Vater, ohne auf Stellas rätselhafte Andeutung einzugehen. „Bis vor einer Stunde ging ich davon aus, dass du in deinem Auto umgekommen bist!“

Stella starrt ihn mit erschrockenen Augen an.

„Man hat heute Nacht deinen Golf ausgebrannt im Grunewald gefunden – mit einer verkohlten Leiche auf dem Beifahrersitz!“ May berührt die Hand seiner entsetzten Tochter, als ob er sich versichern will, dass Stella wirklich lebendig neben ihm liegt. „Die Polizei hat zunächst mich benachrichtigt, weil dein Golf ja offiziell noch auf meinen Namen läuft.“

Stellas Augen sind so weit aufgerissen wie ihr Mund.

„Und kaum kam ich von der Polizei wieder nachhause, rief mich das Krankenhaus an, dass ich dich hier in der Rettungsstelle finde. Gott, war ich erleichtert! Aber könntest du mir erklären, was los ist?“

Die Frage ihres Vaters lastet wie ein Bleigewicht auf Stellas Brust. „Aber ich – ich weiß es doch selbst nicht! Die Ärzte sag-

ten mir nur, dass ich tot in einer öffentlichen Toilette lag und von zwei Taxifahrern wiederbelebt wurde. Ich weiß weder, wie ich dort hinkam, was ich dort wollte, noch warum ich dort lag.“

„Du hast einen kompletten Black-out?“

„Die letzten Stunden, bevor ich hier ins Krankenhaus eingeliefert wurde, sind weg. Einfach weg! Ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, was passiert ist. Ich weiß nur noch, dass ich gestern den ganzen Tag mit Robert zusammen war und dass wir beide am frühen Abend zurück nach Berlin gefahren sind – in meinem Golf. Ab da klafft ein riesiges, schwarzes Loch in meinem Gedächtnis. Und jetzt erklärst du mir, mein Wagen befindet sich im Grunewald mit einer verbrannten Leiche drin!“ Stella stemmt sich aus ihren Kissen hoch und greift Halt suchend nach dem Arm ihres Vaters.

„Du warst also gestern von morgens bis abends mit Robert unterwegs?“, fragt Walter Linus noch einmal zusammenfassend nach und will seine Tochter beruhigend in den Arm nehmen. „Aber wer war denn bei euch?“

„Niemand!“, platzt es unkontrolliert aus Stella heraus. „Aber ich habe schon die ganze Zeit so ein komisches Gefühl, wenn ich an Robert denke. – Oh, Gott!“ Etwas Grauenhaftes scheint Stella zu dämmern. Sie drückt ihren Vater von sich, um ihm genau in die Augen sehen zu können. „Ist – ist die verkohlte Leiche etwa ...?“

„Nein. Robert ... – Robert ist es nicht.“ May senior weicht dem angstvollen Blick seiner Tochter aus.

„Was ist mit Robert dann? Wo ist er?“, bohrt Stella weiter, in höchstem Maße besorgt. Sie nimmt den Kopf ihres Vaters in beide Hände und zwingt ihn, sie wieder anzuschauen. „Du weißt doch was. Bitte sag es mir, Papa. Sag mir die Wahrheit!“

„Robert saß am Steuer des Golfs“, rückt er endlich mit der Sprache heraus, und Stella krallt sich vor Entsetzen an seinem Handgelenk fest, sodass Walter Linus schmerzhaft die langen Fingernägel seiner Tochter zu spüren bekommt. „Aber er konn-

te sich noch vor dem Feuer aus dem Auto retten“, entreißt er ihr den Unterarm. „Mit ihm ist alles so weit in Ordnung.“

„Und wo ist Robert jetzt?“

„Er liegt ebenfalls in einem Krankenhaus. Der Golf kam von der Straße ab und fuhr gegen einen Baum.“

Die Neuigkeiten wirbeln chaotisch durch Stellas Kopf. Sie schafft es kaum, einen klaren Gedanken zu fassen. „Aber wer ist denn die verbrannte Person in meinem Wagen?“

„Als mir die Polizei davon erzählte, dachte ich, das wärst du ...“ Seine Stimme hört sich plötzlich sehr zerbrechlich an. „Ich habe schon geglaubt, ich verliere dich jetzt auch noch.“

Gerührt nimmt Stella ihren Vater in den Arm. „Aber Robert muss doch wissen, wer die andere Person neben ihm im Golf war“, grübelt sie schluchzend.

„Robert wurde ins künstliche Koma gelegt. Das soll seine Genesung beschleunigen.“ Walter Linus drückt seine Tochter wieder sanft zurück in die Kissen, schließlich befindet sich auch Stella gesundheitlich nicht auf der Höhe. „Die Polizei sagte, die Leiche wäre so stark verkohlt, dass man sie nur durch eine forensische Untersuchung identifizieren kann. Wenn überhaupt.“

„Ich verstehe das alles nicht“, zermartert sich Stella das Hirn. „Ich war gestern den ganzen Tag mit Robert zusammen, aber niemand war bei uns. Er recherchierte diesen Spionagefall über einen Mikrobiologen, der seine Frau umbrachte. Weil Roberts Wagen in der Werkstatt war, lieh ich ihm gestern Vormittag mein Auto aus und begleitete ihn in so ein Kaff nach Niedersachsen. Doch gegen Abend wollte Robert plötzlich so schnell es nur ging nach Berlin zurück. Er war mit einem Mal sicher, dass sich der Typ hier in der Stadt versteckt hielt.“ Stella atmet laut und erschöpft aus. „Ich weiß noch, dass Robert wie ein Wahnsinniger die Autobahn zurückgerast ist. – Ab da habe ich dann plötzlich einen Filmriss. Das Nächste, woran ich mich wieder erinnern kann, ist, dass ich in diesem Toilettenhäuschen lag.“

Aufmerksam hört May senior seiner Tochter zu, wie sie versucht, die letzten Ereignisse zu rekonstruieren. Nachdenklich spielt er an seiner Zigarettenpackung. Die Lungen kribbeln ihm nach einem Zug Nikotin. „Wie konnte Robert dich nur so sehr in seine Zeitungsarbeit hineinziehen und ..!“

„Hat er doch gar nicht!“, fällt Stella ihrem Vater ins Wort. „Ich wollte in den Semesterferien nicht die ganze Zeit allein herumhängen, und da sein Ressortleiter ihn ständig durch die Republik jagt, war die einzige Möglichkeit, mit ihm zusammen zu sein, ihn zu begleiten.“

Herr May schüttelt verständnislos den Kopf. „Wusste denn Robert nicht, wie gefährlich seine Recherchen waren?“

„Ich musste ihn ja auch ziemlich überreden, dass er mich mitnahm. Aber was soll denn so gefährlich an seiner Arbeit sein?“

„Du hast doch selbst gesagt, dass Robert Nachforschungen über einen gesuchten Mörder anstellte!“ Walter Linus ist von dem Krankenbett seiner Tochter aufgestanden und läuft unruhig im Schockraum auf und ab. „Solche Leute sind nicht zimperlich, wenn man ihnen in die Quere kommt.“

„Das ist nun mal Roberts Job, anderen Leuten auf die Füße zu treten“, beschwert sich Stella und kann die Aufgeregtheit ihres Vaters nicht nachvollziehen. „Was bist du denn plötzlich so paranoid?“

„Paranoid?!“, mokierte sich Walter Linus fassungslos über die Ahnungslosigkeit seiner Tochter. „Robert wurde sehr wahrscheinlich verfolgt, deswegen kam er auch von der Straße ab. Außerdem ging der Golf nicht in Flammen auf, weil Robert frontal gegen einen Baum raste ...“

„Sondern?“

„Die Polizei ist sich sicher, dass ein Brandbeschleuniger benutzt wurde“, eröffnet er ihr den Stand der kriminaltechnischen Ermittlungen. „Das heißt, das Fahrzeug wurde vorsätzlich in Brand gesteckt – während jemand auf dem Beifahrersitz saß!“

Wie betäubt starrt Stella ihren Vater an, der schon befürchtet, ihr zu viele Neuigkeiten auf einmal zugemutet zu haben.

„Aber warum? Wer macht so was?“

„Möglicherweise Leute, auf deren Füße Robert herumgetrampelt war“, mutmaßt Walter Linus May. „Stella, weißt du irgendetwas, das dich in Gefahr bringen könnte?“

„Nein. – Und wenn, dann kann ich mich nicht daran erinnern.“

May senior fährt sich resigniert durchs Haar, denn auf seinen Schultern lastet eine schwere Entscheidung. „Stella, soll ich die Polizei benachrichtigen, dass der Mordanschlag auf Robert eventuell in Zusammenhang mit dieser Spionagesache steht und dass du ebenfalls eine gefährdete Person sein könntest?“

Seine Tochter schaut ihn irritiert an, als ob sie noch nicht ganz versteht, worauf er hinaus will. „Und was soll mir das helfen?“

„Dass die Polizei Maßnahmen zu deinem Schutz ergreift“, erläutert ihr Walter Linus. Die digitale Armbanduhr an Walters Armgelenk piepst einmal leise. Die Zeiger der Wanduhr im Schockraum stehen jetzt exakt im rechten Winkel zueinander auf drei Uhr

„Abgesehen von dir und dem Arzt weiß niemand, dass ich hier im Krankenhaus liege“, zetert sie aufgeregt los. „Ich brauche keinen Bodyguard vor der Tür. Ich will hier nichts weiter als so schnell wie möglich raus.“

Auf dem Gang der Notaufnahme kommt der Krankenpfleger Joa am Durchsichtsfenster des Schockraums vorbei und schaut zerknirscht hinein.

„Okay, Stella, bitte beruhige dich wieder“, versucht Walter Linus die Aufgeregtheit seiner Tochter zu mildern.

Joa öffnet die Tür und tritt verlegen von einem Bein aufs andere. „Dr. Drews hat mich geschickt, Ihnen auszurichten, dass die Besuchszeit jetzt wirklich vorbei ist.“

„In spätestens einer halben Minute bin ich weg – versprochen“, entschuldigt sich Walter Linus für die überzogene Zeit.

Der Pfleger nickt erleichtert und verschwindet wieder aus der Tür des Schockraums.

Walter Linus wendet sich seiner ziemlich erschöpft aussehenden Tochter zu. „Der Oberarzt hat schon Recht, du brauchst jetzt wirklich ein bisschen Ruhe.“ Er streichelt Stella über ihre zerlegene Kurzhaarfrisur und drückt ihr einen Kuss auf die in Sorgenfalten geworfene Stirn. „Ich werde vorerst nichts unternehmen, einverstanden? Im Laufe des Vormittags komme ich dich wieder besuchen und dann sehen wir weiter.“ Er lächelt sie mit aller positiver Überzeugungskraft an, die er noch aufbringen kann.

„Ich fühle mich hier so abgeschnitten von der Welt“, schildert Stella bedrückt ihre Situation. „Du hast ja gemerkt, wie schwierig es für mich war, dich überhaupt zu erreichen.“

May senior dreht sich um zum Durchsichtsfenster zwischen Schockraum und Flur, doch auf dem Gang der Notaufnahme ist niemand zu sehen, der sie beobachtet. Er holt aus der Gesäßtasche seiner Hose ein kleines Mobiltelefon und schiebt es Stella unter die Bettdecke.

„Hier hast du mein Handy – aber nur für Notfälle!“

Stella drückt ihrem Vater dankend die Hand und sinkt erschöpft in ihr Kissen zurück. Walter Linus schleicht langsam zur Tür und knipst dort den Schalter für die Deckenbeleuchtung aus, sodass nur noch ein grünes Nachtlicht brennt.

„Da fällt mir ein“, dreht sich May senior mit der Klinke in der Hand noch einmal um, „sagtest du nicht vorhin, dass du irgendjemanden wiedergetroffen hättest?“

Stella nickt mit zugeschnürter Kehle und Hoffnung keimt in ihr auf, mit dem Vater vielleicht doch noch ihre traumatischen Erlebnisse teilen zu können, ihr Herz ihm endlich auszuschenken.

„Ich habe Mama gesehen ...“, piepst sie mit kaum hörbarer Stimme.

Genau in dem Moment kommt Dr. Drews mit seinem Assistenzarzt den Gang entlang.

„Wie bitte? Wen hast du gesehen???", glaubt der Vater seinen Ohren nicht zu trauen. Der Oberarzt schaut jetzt provokant auf seine Armbanduhr.

„Ach, ist nicht so wichtig“, vermeidet es Stella in Anwesenheit von Dr. Drews, über ihr Nah-Todes-Erlebnis zu sprechen. „Erzähle ich dir beim nächsten Mal.“

Ihr Vater ist komplett verwirrt. „Äh, ja dann – versuch jetzt ein bisschen zu schlafen“, bleibt Walter nichts anderes übrig, als sich zu verabschieden.

Ohne ihn anzugucken, nickt Stella mit dem Kopf. May senior schließt hinter sich die Tür, hält dann aber grübelnd auf dem Gang vor dem Durchsichtsfenster inne. Seine Tochter liegt wieder allein im Schockraum und starrt deprimiert an die Decke.

Ballettfabrik, 2. Hinterhof, **5.** Stock

Mondlicht fällt durch die großen Scheiben der Fabriketage. In dem vom Ballettsaal abgehenden fensterlosen Nebenraum kauern immer noch zwei fremde Gestalten bewegungslos in der Ecke, einen metallisch glänzenden Gegenstand drohend erhoben.

„Tür zu und Licht an!“, schallt plötzlich barsch die Stimme von Bartholomäus aus der Dunkelheit des Nebenraums.

Die Tür wird von einer korpulenten Figur ins Schloss gezogen. Es ist stockfinster. Man kann die Hand vor Augen nicht sehen. Dann das Klicken eines Schalters. Gleißendes Neonlicht durchflutet den Raum. Es ist der Umkleideraum der Tanzschule. Ängstlich presst sich Dr. Kaminski an die Wand neben der Tür und beobachtet fassungslos Bartholomäus und Jakobus. Beide stehen Schulter an Schulter auf der anderen Seite des Raums und starren in die Ecke, jeweils mit einem Revolver in der Hand, auf deren Läufe Schalldämpfer geschraubt sind.

„Fertig?“, fragt Bartholomäus.

„Fertig!“, antwortet neben ihm sein jüngerer Komplize.

„Eins - zwei - drei!“

Blitzschnell drehen sich die beiden Männer um und zielen in die gegenüberliegende Ecke des Raumes. Bei Licht entpuppen sich die beiden vorhin nur vage zu erkennenden Gestalten als zwei kostümierte Schaufensterfiguren, die stumpfe Requisitendolche in den Händen halten. Bartholomäus drückt als Ers-

ter ab. Ein dumpfes Zischen und das Projektil aus seinem Lauf durchschlägt die matt rosa lackierte Glasfiberstirn der männlichen Dekorationspuppe, ziemlich exakt zwischen den Augen. Der hintere Teil des Plastikschädels splittert großflächig weg und die Perücke der Figur rutscht vom Kopf. In dem Moment pfeift ein zweites Geschoss quer durch den Umkleideraum. Doch Jakobus drückt nicht nur langsamer ab, seine Kugel verfehlt auch knapp, aber klar die kaum sechs Meter entfernt stehende weibliche Schaufensterfigur und sprengt lediglich einen kleinen Krater in die verputzte Wand. Bartholomäus pustet am verlängerten Lauf seiner Waffe den nicht vorhandenen Rauch zur Seite.

„Üben, kleiner Bruder“, neckt er Jakobus und schraubt arrogant grinsend den Schalldämpfer vom Revolver. „Üben, üben und nochmals üben!“

„Glückstreffer.“

„Du hast die Wette verloren!“, höhnt der Meisterschütze. „Dr. Kaminski ist mein Zeuge.“

Der Wissenschaftler klebt zittrig an der Wand, als Bartholomäus stramm auf ihn zu marschiert.

„Genug gespielt!“, fällt Bartholomäus wieder in seinen militärischen Befehlstön zurück, schaltet das Licht aus und öffnet die Tür zum Ballettsaal. „Thaddäus ist schon eine ganze Weile weg und wir haben noch nichts vorbereitet.“

Auf leisen Gummisohlen geht Bartholomäus zur Fensterseite des Ballettsaals und löst eine Kordel, die einen schweren Samtvorhang zusammenhält. Er zerrt das blickdichte Gewebe vor die gesamte Fensterfront. Als kein einziger Strahl des Mondlichts mehr hineinleuchten kann, hört er entfernt Motorgeräusche näher kommen.

Der schwarze Mercedes Bus rollt wieder auf den brachliegenden Fabrikhof und zwei Personen steigen aus. Beladen mit zwei großen Reisetaschen verschwinden sie im Eingang des Treppenhauses.

„Thaddäus ist zurück – mit Marla“, flüstert Bartholomäus laut genug, dass ihn die beiden anderen im Umkleideraum verstehen können. „Doktor Kaminski, schalten Sie das Licht wieder an.“

Das Neonlicht fällt aus dem offenen Umkleideraum bis in den Ballettsaal und sorgt für genug Helligkeit zur Orientierung. Bartholomäus macht sich auf den Weg zur Eingangstür der Tanzschule und sieht, dass der Doktor immer noch ängstlich im Umkleideraum hockt, während Jakobus frustriert sein Schießessen begutachtet, als ob der Revolver daran Schuld trägt, dass er nicht traf.

Bartholomäus öffnet die schwere Metalltür zum Treppenhaus und Thaddäus schiebt seine zögerliche Begleiterin in die düsteren Räumlichkeiten der Tanzschule. Vom Alter zirka Mitte dreißig, mit einer Topfigur, aber verlebtem Gesicht, steht die Frau im Minirock und hochhackigen Pumps unsicher im Flur der Ballettschule. Ihr Oberteil ist ebenso farbenfroh wie freizügig. Ihre langen, blonden Haare sind zusammengedreht und hochgesteckt.

„Kann mir einer mal verklickern, was der ganze Zirkus soll!?“ , verlangt die ziemlich nervöse Frau zu erfahren. Doch statt klärender Wörter nimmt Bartholomäus die Blondine charmant lächelnd in den Arm und zieht sie vom Flur in den Ballettsaal und dann in den Umkleideraum.

„Herzlich willkommen, Marla“, wird Bartholomäus dort etwas redseliger.

Die Frau schaut sich um und sieht einen fülligen, älteren Mann mit Rauschebart und schwarzem Aktenkoffer verklemmt auf einer Umkleidebank hocken, während ein junger, durchtrainierter Typ an einem Revolver herumfingert. In einer anderen Ecke stehen ein paar Schaufensterfiguren mit teils zerschossenem Gesicht. Marla kramt eine Zigarette aus ihrer Gürteltasche und beginnt zu rauchen.

„Ich glaube, du schuldest mir ein paar Erklärungen!“, zischt sie aufgebracht. „Erst lässt du jahrelang nichts von dir

hören und dann überredest du mich zu dieser Odyssee hier durch das halbe Land.“ Sie zeigt jetzt auf Thaddäus. „Und warum drückt mir der taubstumme Gorilla dieses Papier in die Hand, auf dem steht, dass ich dich nur noch ...“, Marla faltet das Zettelchen auseinander, „... Bar-tho-lo-mä-us nennen soll?“

Der Mastermind der Bande grinst gelassen. „Namen sind doch nur Schall und Rauch. Nenn mich einfach Bart.“ Er zwinkert kokett die misstrauische Marla an. „Aber du hast Recht, die letzten 24 Stunden hätten kaum chaotischer sein können. Ich bin dir aufrichtig dankbar, dass du uns nicht im Stich lässt.“

„Hauptsache, du hast die Kohle.“

Aus der Innentasche seines Jacketts zieht Bartholomäus ein Bündel dreistelliger Banknoten und wedelt mit diesen vor Marlas Nase. „Und wie hoch dein Zusatzbonus ausfällt, hängt ganz davon ab, wie gut und vor allem wie schnell du bist.“

Tief beeindruckt von Bartholomäus' Finanzen pfeift Marla durch die Zähne. „Hast du eine Goldmine entdeckt?“

Bart schüttelt den Kopf.

„Das Paradies!“, flüstert er ihr vieldeutig ins Ohr. Dann räuspert er sich laut, um auch die Aufmerksamkeit der übrigen drei Personen im Raum zu erhalten. „Darf ich euch vorstellen, das ist Marla. Sie ist Maskenbildnerin – und eine sehr talentierte noch dazu.“ Bartholomäus wendet sich wieder der Frau zu und stellt ihr zunächst seinen bulligen Komplizen mit der Halbglatze vor. „Der kräftige Herr dort, der dich chauffierte und den du für einen taubstummen Gorilla hieltest, ist lediglich stumm und mein Bruder Thaddäus. Ein herzensguter Mensch – wenn man ihn nicht reizt. Neben ihm steht Jakobus, ebenfalls mein Bruder und das Küken der Familie. Doch der eigentliche Star in unserer Runde ist natürlich der schüchterne Gentleman auf der Bank.“

„Ist das deine geheimnisvolle Person X, um die sich alles dreht?“, mustert die Blondine den schlaffen Kaminski von Kopf bis Fuß.

„Exakt.“

Der Wissenschaftler starrt ungläubig herüber. „Was wollen Sie von mir?“

„Sie überraschen, was man aus Ihrem Typ alles machen kann!“

Aus dem Seitenfach einer der Reisetaschen zieht Bartholomäus einen Briefumschlag und reicht diesen der Blondine. „Hier sind Führerschein, Reisepass und Personalausweis. Schau dir die Passfotos gut an. So muss der wertige Herr schnellstmöglich aussehen. Haargenau wie die Person auf den Passfotos. Das werden nämlich seine Ausweise sein.“

Marla stutzt. Der Mann auf dem Foto des abgegriffenen Reisepasses besitzt kaum Ähnlichkeit mit dem Häufchen Elend vor ihr, höchstens vom Alter her und der allgemeinen Gesichtsförm, aber ansonsten besteht nicht die geringste Gefahr der Verwechslung. „Wo hast du die Papiere her? Sind die gefälscht?“

„Nein“, grinst Bartholomäus stolz. „Fast acht Stunden bin ich dafür durch Hamburg geirrt. Anlegebrücken, Flughafen, Hauptbahnhof, überall. Und dann endlich, an der Alster hatte ich meinen Mann gefunden. Alter, Größe, Figur, genau wie der hier“, legt er dem Wissenschaftler die Hand auf die Schulter. „War irgend so ein abgebrannter Straßenmusiker. Für fünf Riesen hat er mir alle seine Ausweise verkauft. Ich hätte sogar seine Geburtsurkunde haben können.“ Bartholomäus schiebt der Maskenbildnerin die volle Reisetasche vor die Füße. „So Marla, jetzt zeig mal, was du drauf hast!“

Kaminskis Haare segeln zu Boden.

Der Doktor sitzt auf einem Stuhl mitten im Umkleideraum und Marla schert ihm den Schopf mit flinken Fingern und spitzer Frisörschere kurz. Neben ihr steht Jakobus und hält eine an Verlängerungskabeln hängende Schreibtischlampe, um Marlas Arbeitsplatz besser auszuleuchten. Kaum mehr als ein paar Zentimeter bleiben von Kaminskis einstiger Mähne stehen. Der

strubblige Vollbart fällt fast komplett. Ein paar deftige Koteletten lässt sie unterhalb der Schläfen übrig und einen dünnen, scharf geschnittenen Oberlippenbart. Der Rest wird unerbittlich wegrasiert.

Während sich Doktor Kaminski fassungslos den Kopf auf der Suche nach seiner Gesichtsbehaarung abtastet, mischt Marla in dem angrenzenden Duschbereich des Umkleideraums die Inhalte verschiedener Plastikfläschchen in einem ausgewaschenen Jogurtbecher. Beleuchtungstechnisch assistiert ihr wieder Jakobus, der gierig in ihren freizügigen Ausschnitt glotzt. Gleichgültig gegenüber der Spannerei und nur darauf bedacht, rasch fertigzuwerden, rührt sie in Windeseile eine zähe, pechschwarze Flüssigkeit in dem Becher an.

Zackig und akkurat pinselt Marla die Haarfarbe auf das frisch geschnittene und angefeuchtete Deckhaar des wie gelähmt dasitzenden Wissenschaftlers. Selbst die Augenbrauen und den zahnstocherbreiten Oberlippenbart vergisst sie nicht. Unterdessen soll Jakobus die am Boden liegenden Haarbüschel zusammenfegen, klebt mit den Augen aber unentwegt an ihrem Hinterteil.

Der schwabbelige Wissenschaftler liegt mit dem Kopf in der Duschanne auf den Fliesen des Waschrums, in der Hand den schwarzen Aktenkoffer. Marla spült die überschüssige Farbe aus seinen Haaren und hockt dabei mit gespreizten Beinen im Minirock über seinem Gesicht. Prophylaktisch drückt sie dem Alten mit seifigen Fingern die Augen zu.

Mindestens zehn Jahre jünger aussehend, sitzt Kaminski kurz darauf wieder auf einer der Bänke im Umkleideraum und frottiert sich die Haare trocken. Marla hat erneut eine glimmende Zigarette im Mundwinkel, während sie ein Seidenhemd mit überdimensionalem 70er Jahre-Kragen auf einem mobilen Reisebrett bügelt. Neben ihr liegt, in Tüten verpackt, die restliche Garnitur. Dr. Kaminski wird von Kopf bis Fuß neu eingekleidet und Jakobus fällt die undankbare Aufgabe zu, Schnür-

senkel in die frisch aus dem Karton kommenden Lederschuhe einzuziehen.

Und dann geht Marla an die Feinarbeit. Jakobus ist zum Aschenbecherhalten und Zigarettenreichen degradiert, sobald sich ihre Kippe im Mund in Rauch aufgelöst hat. Dass er der Erschaffung eines Meisterwerks beiwohnen darf, weiß er nicht zu würdigen. Gierig verschlingt er mit den Augen ihren Körper, während Marla ein Goldkronenimitat über Kaminskis intakten Vorderzahn stülpt und anpasst. Auf seine Wange malt sie einen kleinen, wischfesten Leberfleck. Dann setzt sie dem Doktor rabenschwarze Iriskontaktlinsen ein. Mit einem Föhn und viel Haargel modelliert sie aus seinem gekürzten, dunklen Haupthaar eine ansehnliche Rockabilly-Tolle und kämmt seine Koteletten in Form.

Dr. Leon Kaminski ist nicht mehr wiederzuerkennen. Marla nimmt sich eine Bierflasche aus der Reisetasche und lässt diese von ihrem Handlanger Jakobus öffnen. Aus der Distanz begutachtet sie ihr Werk und trinkt in einem Zug die Flasche leer. Sie rülpsst wie ein Kerl und wirft das Leergut zu Jakobus, dem die Flasche allerdings ungeschickterweise aus den Händen gleitet und auf dem Boden zerbricht. Marlas spöttischer Blick lässt in Jakobus puren Hass hochkochen. Doch sie scheint das nicht zu stören. Sie ist mit ihrer Arbeit zufrieden. Marla hat in der Tat aus Dr. Kaminski einen neuen Menschen gemacht. Ein in die Jahre gekommenes Original der „Swinging Sixties“, komplett mit schwarzer Hornbrille. Lediglich der spießige Aktenkoffer passt nicht ganz zu seiner Erscheinung.

„Licht aus – Spot an!“, trompetet Marla und präsentiert ihre maskenbildnerische Kreation Bartholomäus. Anerkennend klopfert er ihr auf die Schulter und vergleicht das Passfoto aus dem Personalausweis des Hamburger Straßenmusikers mit der neu gestalteten Visage des Wissenschaftlers.

„Perfekt!“

Marla ist sichtlich erleichtert, dass man mit dem Ergebnis ihrer Arbeit einverstanden ist.

„Sie beabsichtigen doch nicht ernsthaft, mich in diesem Karnevalskostüm über die Grenze zu bringen?“, meckert der gestylte Wissenschaftler plötzlich bockig los.

„Ob Sie für einen Karnevalsc clown gehalten werden, liegt einzig und allein an Ihrem Verhalten und Auftreten“, kontert Bart gereizt zurück. „Seien Sie lieber froh, dass wenigstens wir uns Gedanken über Ihre *Ausreise* gemacht haben und Sie nicht einfach in unseren Kofferraum stopfen! – Jakobus, Sorge dafür, dass Doktor Kaminski sei ...“ Bartholomäus beißt sich plötzlich mitten im Satz auf die Zunge, da ihm der Name des Wissenschaftlers gegenüber Marla herausrutschte. Beiläufig hustend versucht er, wenig überzeugend die entstandene Pause zu vertuschen. „Sorge dafür, dass er seine neue Identität auswendig lernt. Vorwärts und rückwärts!“

Wütend wegen seines Versprechers und Kaminskis Meuterei klatscht er Jakobus eine mit Papieren, Urkunden und Ausweisen gefüllte Klarsichthülle an die Brust und schiebt Marla und Thaddäus aus dem Umkleideraum. Bartholomäus knallt die Tür hinter sich zu, aber da es dadurch stockdunkel im Ballettsaal ist, bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Tür dann doch leicht offen stehen zu lassen.

Marla ist nicht auf den Kopf gefallen und weiß sofort, woher der Wind weht. Hektisch schaut sie auf ihre Armbanduhr. „So, dann sind wir also fertig. Gib mir die Kohle, und sobald ich die Treppe hinunter bin, kann ich mich an nichts mehr erinnern.“

Bartholomäus lächelt sie zuckersüß an und überhört beflissen, worauf sie anspielt, doch seine Blicke sind kalt wie ein Eispickel. „Natürlich. Zum Finanziellen kommen wir gleich“, säuselt er sanft und zieht das Bündel Geldscheine wieder aus seiner Jackettasche, reicht dann aber nur Thaddäus einen Fünfiger und lässt Marla stehen, um mit seinem Bruder zu tuscheln.

„Mir knurrt ziemlich der Magen und dir und Jakobus mit Sicherheit auch“, erklärt Bartholomäus. Thaddäus nickt zustimmend. „Hier in der Gegend wimmelt es vor Imbissbuden. Finde mal heraus, ob noch irgendeine offen hat, und lass dir dann ein paar anständige Portionen einpacken.“

Abgerichtet wie ein Leibeigener stampft Thaddäus los und kurz darauf sind Bartholomäus und Marla allein im nur spärlich erhellten Ballettsaal. Die Hände nachdenklich hinter dem Rücken verschränkt, lauscht Bart den murmelnden Stimmen, die aus dem Umkleideraum dringen, wo Jakobus mit Dr. Kaminski dessen neue Identität paukt.

„Mach es nicht so spannend“, wird Marla ungeduldig. „Gib mir endlich das Geld.“

Bartholomäus schnappt nach dem Handgelenk der Frau und zieht sie ganz nah zu sich heran. „Warum hast du es denn plötzlich so eilig?“

Bei Marla bricht der kalte Angstschweiß aus und sie versucht sich, aus seinem Griff zu winden. „He Tommi, lass...“

„Nenn mich nie wieder Tommi!“ Abrupt stößt er sie zur Seite, als ob sie ihn beleidigt hätte. „Ich bin nicht Tommi. Tommi existiert nicht mehr. Tommi ist tot!“

Verwirrt, was sie denn Unverzeihliches tat, reibt sich Marla ihr gerötetes Handgelenk. „Äh ... tut mir leid. Ich – ich wusste nicht ...“, sucht sie nach beschwichtigenden Worten.

Ein paar tiefe Atemzüge drosseln Bartholomäus Puls wieder.

„Verzeih mir bitte, Marla“, entschuldigt er sich und man könnte fast glauben, dass er es ehrlich meint. „Wie dumm, dass ich so ausgeflippt bin. Wahrscheinlich fehlt mir einfach ein bisschen Schlaf.“

„Ist schon okay. Gib mir die vereinbarte Kohle und du bist mich los.“

„Selbstverständlich, Marla. Komm mit, dann kannst du das Geld gleich haben.“

Bartholomäus will sie freundschaftlich unter den Arm haken, doch Marla weiß das geschickt zu vereiteln.

„Ich warte lieber hier auf dich.“

Sie sträubt sich, noch tiefer in die verzweigte und dunkle Ballettschule hineingezogen zu werden. „Hol du das Geld und ich pack schon mal meine Sachen zusammen.“

„Du hast Angst, richtig?“, redet Bartholomäus mit beruhigender Stimme und nimmt zärtlich ihre Hand.

„Na ja“, beichtet sie ihm zögerlich, „ich verstehe nicht ganz, warum du Geld holen willst, wenn du einen ganzen Stapel davon in der Hand hältst ...“

Bartholomäus lacht entspannt. „Kein Wunder, dass du misstrauisch bist, nachdem ich mich gerade wie ein hysterischer Idiot aufgeführt habe. Sorry.“ Wie unter guten Freunden legt er seinen Arm um Marlas Schulter und flüstert ihr ins Ohr. „Ich will dir noch schnell was sagen“, Bartholomäus nickt mit dem Kopf in Richtung der leicht offen stehenden Tür des Umkleideraums, „und das müssen die beiden da drin nicht unbedingt mitbekommen.“

Von seiner Aufrichtigkeit nicht überzeugt, lässt sich Marla trotzdem darauf ein, Bart durch einen Verbindungsflur zu einem weiter hinten liegenden Übungsraum der Tanzschule zu folgen. Ebenfalls ringsherum verspiegelt, besitzt dieser kleine Tanzsaal keine Fenster. Nur durch ein paar Dachluken fällt fahles Mondlicht. Nachdem Marla eingetreten ist, schließt Bartholomäus hinter ihr die Tür. Leichtfüßig tänzelt er zum Klavier in der Ecke und zündet die Teelichter an, die auf dem kastenförmigen Instrument stehen. Ein weiches, romantisches Licht erhellt den Raum.

Erschöpft lässt sich Bartholomäus auf einen Stapel dünner Schaumgummimatten plumpsen und kramt wieder das Geldscheinbündel aus seiner Jackettasche. Deutlich sichtbar zieht er fünf große Geldnoten aus dem Batzen und winkt damit Marla zu, die nervös neben der geschlossenen Tür herumzappelt.

„Deine wohlverdiente Gage“, lacht er, weil Marla nun nichts anderes übrig bleibt, als zu ihm hinüber zu kommen. Vorsichtig schleicht sie näher. Bartholomäus zieht nochmal zwei Noten aus seinem Papiergeldbündel. „Und das hier als Bonus für deine gute und schnelle Arbeit.“

Ohne die Scheine zu betrachten, stopft sie das Geld eilig in ihren Bauchbeutel, den sie um die Hüften trägt, und will so schnell wie möglich abhauen. Und ihr Fluchtinstinkt ist gerechtfertigt. Ehe sie sich nämlich versieht, liegt sie neben Bartholomäus auf den Schaumstoffmatten im eisernen Griff seiner Arme.

„Lass mich dir kurz erklären, warum ich so wütend wurde“, züngelt Bartholomäus in gedämpftem und hypnotisierendem Ton in ihr Ohr. „Du konntest es natürlich nicht ahnen. Fast fünf Jahre habe ich von mir nichts hören oder sehen lassen und dann tauche ich plötzlich aus dem Nichts wieder auf. Ich verstehe schon, dass du dachtest, ich bin der Alte geblieben. Äußerlich habe ich mich kaum verändert. Logischerweise bin ich für dich immer noch Tommi, der ständig irgendwelche Dinger dreht und nie weiß, was er wirklich will. Doch Tommi, so wie du ihn kennst, existiert nicht mehr.“

Gedankenverloren dreht er eine blonde Locke von Marla um seinen Finger. „Damals vor fünf Jahren war ich kurz davor, mich selbst zu zerstören. Doch dann traf ich jemanden, der mich noch nicht aufgeben wollte, der mir die Augen öffnete – Santos. Er bot an, mir eine bessere Welt zu zeigen, und ich folgte ihm. Ich haute einfach ab. Ich hatte nichts zu verlieren. Wie alle wirst natürlich auch du gedacht haben, das ich in irgendeiner Gasse an meiner letzten Nadel krepriere. Aber da habt ihr euch geirrt! – Ich bin clean. Seit ich Santos kennen gelernt habe, bin ich clean. Es war eine harte Zeit, doch Santos schaffte es, mich aus der Dunkelheit, in der ich vegetierte, endlich ans Licht zurückzuholen. Auf den Namen Bartholomäus getauft zu werden, war dann der letzte Bruch mit meiner Vergangenheit und der erste Schritt in eine neue Zukunft. Mit dem Namen Tommi

verbinde ich nur noch sinnlose und verschwendete Zeit. Aber das alles konntest du natürlich nicht wissen.“

„Dass du nicht mehr der Gleiche bist, habe ich schon bemerkt“, säuselt sie und rekelte sich in seinen Armen, versucht aber in Wirklichkeit nur, aus seiner Umklammerung zu entkommen.

„Santos hat mir damals das Leben gerettet. Ich bin jetzt hier, um mich dafür zu revanchieren. Endlich kann ich *ihm* einen Wunsch erfüllen. Er bat mich, einen seiner Geschäftspartner sicher zu ihm zu geleiten. Und ich bin dir sehr dankbar, dass du mir dabei geholfen hast. – Aber ich meldete mich nicht nur bei dir wieder, weil du die beste Maskenbildnerin bist, die ich kenne ...“

Bartholomäus steht auf und zieht Marla ebenfalls auf die Beine. Er nimmt sie fest in den Arm und bohrt seinen einschüchternden Blick tief in ihre ängstlichen Augen. Marla scheint fast in Trance.

„Ich habe nie aufgehört, dich zu begehren! Die Erinnerung an dich begleitet mich jeden Tag.“

Seine wollüstigen Lippen saugen sich in ihren zitternden Nacken und seine Pranken beginnen, den Reißverschluss von Marlas Oberteil aus den Nähten zu reißen.

Schockiert stemmt sich Marla von Bartholomäus Brust weg. „Was soll denn das jetzt werden?!“, schnappt sie nach Luft.

„Das ist heute unsere letzte Nacht. Wir werden uns danach nie wiedersehen. Lass uns diesen Abschied unvergesslich machen!“

Mit aller Kraft befreit sich Marla aus den Klauen ihres Vergewaltigers, aber sie schafft es nur, weil er sie lässt. Es ist klar, dass sie Bartholomäus körperlich völlig unterlegen ist. Sie kann ihm nicht entrinnen. Sie kann nicht mal schreien, so starr vor Panik ist sie. Unter Bartholomäus geöffnetem Jackett lugt sein Schulterhalfter hervor und erinnert sie daran, dass er unter dem Arm eine Schusswaffe trägt. Marla steht im wahrsten Sin-

ne des Wortes mit dem Rücken an der Wand. Ihr bleibt nur die Flucht nach vorne.

Zittrig streckt sie ihre Hand aus und versucht so gut es geht, ein eiskalt berechnendes Gesicht aufzusetzen. Ihre andere Hand hält sie in die Höhe und reibt Daumen und Zeigefinger aneinander. Sie will Geld. Bartholomäus ist überrascht. Diese Reaktion hat er von ihr nicht erwartet. Für ein paar Sekunden stehen sich beide wie bei einem Duell gegenüber.

„Deal!“

Aasig grinsend zieht Bartholomäus einen weiteren Geldschein aus seiner Tasche, küsst die dreistellige Note und faltet das Papier zu einem kleinen Briefchen. Dann schnippst er die kompakte Geldnote zu Marla hinüber, die zielsicher fängt.

„Zeig mir deinen Körper – so wie damals ...“

Auf der anderen Seite des Ballettraums öffnet Marla zitternd den halb zerrissenen Reißverschluss ihres Tops und legt ihn über das Klavier. Sie trägt einen grünen Büstenhalter. Mit spitzen Fingern öffnet sie nervös den zwischen den Körbchen liegenden Verschluss und lässt ihre Brüste frei. Sie legt ihren Bauchbeutel ab, schlüpft aus den Pumps, ihrem Minirock und dann ihrem Slip. Splitternackt steht sie jetzt vor ihm.

Keinen Schritt hat sich Bartholomäus ihr bisher genähert. Er befindet sich immer noch auf der Türseite des Raums. Bedächtig zieht er sein Jackett aus, löst die Krawatte und hängt beides ordentlich über die vor die Spiegelwand geschraubte Ballettstange. Er fühlt sich so sicher, dass er sogar sein Schulterhalfter ablegt. Knopf für Knopf öffnet er sein weißes, gestärktes Oberhemd, spannt dieses auf und präsentiert ihr seine Brust.

Marla ist wie vom Donner gerührt. Neugierig kommt sie näher. Was sie sieht, ist überwältigend. Bis hinunter über den straffen Bauch schmückt eine riesige Tätowierung seinen glatt rasierten Oberkörper. Das Motiv ist der ans Kreuz geschlagene Jesus Christus! Das Tattoo ist dem plastischen, perspektivischen Malstil eines Michelangelos nachempfunden. Selbst der Falten-

wurf des Lendenschurzes und die Maserung des Holzkreuzes sind realistisch bis ins Detail festgehalten. Ohne Zweifel ein Meisterwerk der Tätowierkunst. Schockiert ist Marla allerdings, dass der christliche Messias die Züge Bartholomäus trägt und der Gesichtsausdruck des Heilands, dem die Dornenkrone grausam in die Stirn schneidet, nicht aufopfernd und erdulnd ist, sondern hasserfüllt und rachsüchtig!

Im Umkleideraum trinkt Doktor Kaminski ein paar Schlucke aus einer Wasserflasche und versucht, sich zu konzentrieren.

„Nach Feierabend spiele ich die Bassgitarre in einer Rock`n Roll Band. Wir nennen uns die *Petticoat-Chasers* und meine drei Musikerkollegen und ich sind gerade auf dem Weg zu einem Auftritt in den Niederlanden. Im Rahmen eines deutsch-holländischen Freundschaftsfestivals treten wir am Abend in Leiden auf.“

Ohne Inbrunst, aber auch ohne sich zu verhaspeln, betet Dr. Kaminski seine neue Identität herunter und Jakobus nickt ihm gleichgültig zu. Plötzlich hört der Akademiker hinter sich ein Räuspern.

Wieder korrekt gekleidet lehnt Bartholomäus in der Tür und säubert sich die Fingernägel. „Ich schlage vor, wir machen jetzt eine Pause. Ted hat uns was zu essen besorgt.“

„Das kann alles nicht Ihr Ernst sein!“, empört sich aufbrausend der Doktor.

„Wieso?“, schaut Bartholomäus ihn verständnislos an. „Wir haben seit fast 18 Stunden nichts mehr gegessen.“

„Das meine ich nicht!“ Steif und hölzern stakst Kaminski durch den Umkleideraum, während Thaddäus mehrere prallgefüllte Plastiktüten hereinträgt. „Diese ganze Maskerade hier ist verschwendete Zeit. Man erkennt doch sofort, dass ich nicht echt bin.“

„Geht das schon wieder los!“, stöhnt Bartholomäus und sucht aus einer der Plastiktüten das Besteck heraus. „Merken

Sie sich einfach eins, Dr. Kaminski: Sobald Ihnen eine Situation brenzlich erscheint und Sie niemand was gefragt hat, halten *Sie* den Mund und lassen *mich* reden! Vertrauen Sie mir, ich habe alles perfekt geplant. So, jetzt essen Sie bitte, sonst knurrt Ihnen morgen Früh nur unnötig der Magen.“

Mehrere Aluschalen, gefüllt mit asiatischen Pfannengerichten, Suppen und Salaten, dampfen auf einer zum Büffet umfunktionierten Umkleidebank. Unbeeindruckt tigert der Doktor weiter nervös durch den Raum. Mit jeder Faser seines Körpers scheint er die ihm aufgezwungene Outfittransplantation abzustoßen.

„Was ist, Doc?“, schmatzt Bartholomäus, den Mund voll fetttriefender Glasnudeln. „Greifen Sie zu, sonst müssen Sie nachher nehmen, was übrig bleibt.“

„Ich habe keinen Hunger!“, keift Kaminski voll Ekel über die animalischen Tischsitten der drei. „Außerdem verursacht das Haarfärbemittel einen unerträglichen Juckreiz auf meiner Kopfhaut. Wo ist die Frau? Die Maskenbildnerin!“

Bartholomäus würgt gierig an seiner Portion und achtet mit Argusaugen, dass sich Thaddäus oder Jakobus nicht mehr auf die Teller laden als er selbst.

„Wo ist die Frau?“, brüllt der Akademiker.

„Meinen Sie Marla?“

„Wen denn sonst!“

Seelenruhig schlürft der Kopf der Bande sein Nudelschälchen leer, wischt die Hände an einer Papierserviette ab und tupft sich den öligen Mund trocken. Als ob ihm eine Frage gestellt wurde, die eine tief greifende, umfassende Antwort erfordert, lehnt er sich nachdenklich zurück an die Wand, nur um dann plötzlich wieder abrupt nach vorne zu schnellen und sich eilig das Aluschüsselchen mit neuen Leckereien zu füllen.

„Marla ist schon gegangen.“

„Und was mache ich jetzt gegen diesen furchtbaren Juckreiz?“

„Ich würde es mal mit Kratzen versuchen!“

Säuerlich lächelnd betrachtet Kaminski im Spiegel seine Kopfhaut. „Wahrscheinlich gibt sie der Polizei gerade einen Tipp“, orakelt Kaminski. „Auf meine Ergreifung ist garantiert schon eine Belohnung ausgesetzt.“

„Mit Sicherheit. Sie zu verpfeifen, könnte sich in der Tat lohnen. Aber keine Sorge, Marla schweigt.“

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Dr. Kaminski, vertrauen Sie mir einfach.“

„Sie helfen mir doch nur, weil ich auf Ihre Erpressung eingegangen bin, aus meinem Institut dieses Teufelszeug zu stehlen!“ Verächtlich schleudert der Akademiker seine Arme durch die Luft. „Hätten Sie mich an jenem Abend nicht so betrunken gemacht, dann hätte der fatale Streit mit meiner Frau vielleicht nur in Scheidung geendet und nicht in Totschlag. Von wem wusste sie bloß, dass ich sie betrog? Das lässt mir einfach keine Ruhe.“

Bartholomäus schaut ihn mit kalten Augen an. „Vielleicht von dem fotografierenden Pärchen, das rätselhafterweise wusste, wo Sie sich in Berlin versteckt hielten? Oder vielleicht ist Ihnen im Vollrausch am Stammtisch beim Skatdreschen bis spät in die Nacht eine unbedachte Äußerung herausgerutscht? Und wer weiß schon, ob dieses junge Mädel Sie nicht einfach unter Druck setzen wollte, mit der Sie sich öfter trafen? Mal ganz unter uns, volljährig war die noch nicht, oder?“

Schamrot und zur Salzsäule erstarrt braucht der Doktor einige Augenblicke, bis er sich wieder gefangen hat. „Sie scheinen ja sehr gut über mich Bescheid zu wissen.“

In aller Gemütlichkeit vertilgt Bartholomäus seine Mahlzeit und spart es sich, Kaminskis Feststellung zu bestätigen.

„Für wen arbeiten Sie wirklich, Bartholomäus? Da Sie mein Leben bestens kennen, wäre es nur fair, wenn Sie jetzt mal ein bisschen von sich und Ihren Hintermännern erzählen.“

„Hintermänner??? Hintermänner hört sich so kriminell an. Außerdem habe ich Ihnen das schon hunderte Male erklärt.“

„Aber wer verdammt noch mal ist dieser *Santos*?“, fährt der Doktor aus der Haut. „Für wen arbeitet *der*?“

Bartholomäus genießt es köstlich, wie seine überzogene Gelassenheit Kaminski in den Irrsinn treibt. „Seit wann interessiert Sie das so brennend? Solange reichlich Geld floss, war Ihnen das doch immer egal. Aber um Ihre Frage zu beantworten: Santos lebt und arbeitet nur für seine Familie.“

„Und wer ist *seine Familie*?“

„Zum Beispiel wir drei. Und bald gehören Sie auch dazu.“ Warmherzig wie eine Mutter lächelt Bartholomäus den aufgebrauchten Alten an. „Santos erwartet Sie bereits mit freudiger Ungeduld!“

„Auf was freut er sich denn?“

„Auf Ihr Willkommensgeschenk, das Sie so überaus geschickt aus Ihrem Institut besorgten. Und da Ihr Aktenkoffer bereits zu einer fünften Gliedmaße von Ihnen geworden ist, vermute ich, dass sich Ihr Geschenk für Santos dort drinnen befindet. Sehr lobenswert, dass Sie ihn hüten wie Ihren Augapfel. Besser ist es auch. Santos kann ziemlich ungehalten werden, enttäuscht man seine Erwartungen.“

„Wissen Sie überhaupt, was dieses Teufelszeug anrichten kann?!“, tippt der Doktor mit viel Respekt auf den Koffer.

„Nein. – Aber Santos. Unsere Aufgabe ist es lediglich, Sie zu ihm zu begleiten.“

„Und wo hält sich dieser Santos zurzeit auf?“

„An einem sicheren Ort.“

Bartholomäus schmeißt seine ausgekratzte Aluschüssel in eine leere Plastiktüte. Mit schweren Augenlidern lehnt er sich verdauungsfördernd zurück und Thaddäus gähnt wie ein Löwe. „Genug des Frage-und-Antwort-Spiels. Ich schlage vor, wir gönnen uns alle eine Mütze Schlaf, denn in der nächsten Zeit werden wir dazu nicht mehr kommen. Einverstanden, Dr. Kaminski?“

Resigniert lässt sich der Alte auf einer noch freien Umkleidebank nieder.

„Eigentlich müssten Sie mir dankbar sein, dass ich meine Frau erschlagen habe. Ich meine, Sie profitieren am meisten von der Situation. Mein Fachwissen ist für Sie doch viel wert. Und ich bin Ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Perfekter hätte es für Sie gar nicht kommen können, oder?“

„Wollen Sie damit etwas Bestimmtes sagen, Dr. Kaminski?“

„Ich – ich meine, ich – ich ...“

„Doktorchen, ich glaube, Sie müssen sich langsam mal entscheiden, ob wir nun Ihre Freunde oder Ihre Feinde sind.“

Eine heruntergebrannte Kerze flackert einsam im Umkleide-
raum. Im fahlen Licht der Flamme erkennt man schemenhaft
die massige Gestalt von Thaddäus auf zwei zusammengescho-
benen Umkleidebänken liegen, und auch Bartholomäus arran-
gierte sich mehrere Holzbänke zu einer provisorischen Pritsche.
Beide benutzen ihre Jacketts als Zudecke und die Schuhe, ein-
gerollt in mehrere Handtücher, als Kopfkissen. Lauthals um die
Wette schnarchend befinden sie sich tief im Reich der Träume.

Nicht annähernd so gemütlich bettete sich Dr. Kaminski
für den letzten Rest der Nacht. Er zog den Stuhl, auf dem er fri-
siert wurde, in eine Ecke und lehnt dösend an der kalten Wand.
Seine Mundwinkel zittern nervös. Verbissen knirscht er mit den
Zähnen. Plötzlich zuckt sein Körper zusammen und katapul-
tiert ihn mental zurück in die graue Realität. Mit verwirrtem
Blick schaut er sich um, bis ihm deprimiert klar wird, dass er
sich immer noch in der Ballettschule befindet.

Kaminski streckt seine verspannten Muskeln. Leise hum-
pelt er zur Tür und öffnet diese einen Spalt. Zwielfichtige Mor-
gendämmerung fällt durch die Dachluken. Ohne jemanden zu
wecken, schlüpft er aus dem Raum und wankt, noch sehr unge-
lenk auf den Beinen, durch den großen, verspiegelten Tanzsaal.
Er betritt den Verbindungsflur, der in die hinteren Bereiche der
Ballettschule führt, und findet dort auch gleich die Toiletten.

Kaminski wagt es nicht, das Licht anzuschalten. Er tastet sich lieber an den Fliesen entlang zum Klobecken. Erleichtert schnaufend entleert er seine Blase.

Doch kaum ist er wieder zurück auf dem Flur, gefriert ihm fast das Blut in den Adern. Ein schwer zu definierendes Geräusch dringt aus den weiter hinter liegenden Räumen der Tanzschule. Er lauscht und allmählich glaubt er, eine flüsternde Stimme herauszuhören. Neugierig schleicht Kaminski in Richtung der Quelle des Geräuschs. In dem kleinen, fensterlosen Übungsraum, an dem er vorbeikommt, ist jedoch niemand. Auf dem Klavier liegen lediglich ein paar Kleidungsstücke und, wie es aussieht, ein BH.

Das merkwürdig flüsternde Geräusch wird jetzt schneller und lockt Kaminski immer tiefer in die Hinterräume der Ballettschule, obwohl er teilweise kaum die eigene Hand vor Augen erkennen kann. Eine letzte Biegung und er sieht, wie am Ende des Flurs Licht aus einer nicht richtig verschlossenen Tür dringt. Dort kommt die unverständliche Stimme her.

Kaminski überlegt, ob er der Ursache des Geräusches weiter auf den Grund gehen soll. Schließlich nähert er sich dem Raum und späht durch den schmalen Spalt, den die Tür offen steht.

Eine Glühbirne hängt von der Decke und beleuchtet eine begehbare Abstellkammer, die auf einer Seite mit massiven Schwerlastregalen bestückt ist, in denen Ballettrequisiten lagern. Jakobus steht mit heruntergelassener Hose und dem Rücken zur Tür vor einem ausrangierten Schreibtisch. Auf der Tischplatte liegt der nackte Körper der Maskenbildnerin und Jakobus Lenden hämmern erbarmungslos zwischen ihre gespreizten Beinen. Die verdrehten Arme der Frau sind brutal an das Regal gefesselt. Leblos schaukelt Marlas Kopf hin und her, um deren Hals mehrere Male straff eine Kordel gewickelt ist.

Die Hände vor den Mund gepresst, eilt Kaminski so leise es geht den Flur zurück, während Jakobus ekstatisch stöhnend den erdrosselten Leib der Maskenbildnerin schändet!

Zwanzig nach **6** in der Rettungsstelle

Ein Sektkorken schießt durch die Luft, knallt gegen eine Schranktür und kullert unter die Umkleidespinde des Stationszimmers. Gackernd scharen sich die Krankenschwestern der Rettungsstelle um ihren Champagner ausschenkenden Oberarzt und lassen ihre Gläser füllen. Nur der Krankenpfleger Joa hält sich distanziert beobachtend im Hintergrund.

„Endlich Urlaub“, jauchzt Dr. Drews und stößt mit seinen Mitarbeiterinnen an. „Wehe, wenn noch was Kompliziertes `reinkommt!“

Die Stimmung im Schwesternzimmer wird mit jedem Schluck ausgelassener, doch der Funke springt nicht auf Joa über, der gelangweilt in der Ecke steht. Statt sich in den Trubel zu stürzen, zieht er es vor, klammheimlich auf den Stationsflur zu verschwinden. Summend schlendert er an den leeren Schockräumen vorbei. Bis zur Nummer 4. Vor dem Durchsichtsfenster bleibt er stehen. Wie aufgebahrt liegt Stella Mai zwischen den Überwachungsgeräten und schläft.

Joa fühlt sich unbeobachtet. Leise schlüpft er in den Schockraum und schleicht an Stellas Bett. Unter der Knopfleiste des halb geöffneten Nachthemds sieht er auf Stellas linker Brust die Ausläufer einer Tätowierung hervor lugen. Neugierig auf das Motiv schießt er in ihren Ausschnitt. Es ist ein kunstvoll gezeichnetes Fabelwesen, halb Lamm, halb Löwe. Doch die Form ihres Busens fasziniert Joa noch viel mehr, obwohl der Bereich

um das Brustbein durch die Herzmassage des Taxifahrers ziemlich gerötet ist.

Plötzlich erwacht Stella.

„Was ist passiert ...?!“

Erschrocken springt Joa vom Bett zurück. „Ich habe nichts gemacht! Ich dachte, du hast da ein ... Hämatom oder einer Verletzung. Ist aber zum Glück nur ein Tattoo.“

„Was ist passiert, Joa?“, lallt sie benebelt.

„Was meinst du?“

„Letzte Nacht. Was ist letzte Nacht mit mir passiert?“

Erleichtert, dass sie sich nicht über seine unzüchtigen Blicke aufregt, massiert Joa beruhigend Stellas Hand und versucht, ihre verkrampften Finger ein wenig zu lockern. „Mach dir keine Gedanken. Bald wird es dir wieder einfallen. Eine retrograde Amnesie klingt in der Regel nach ein paar Stunden oder Tagen ab.“

„Ich hatte einen schrecklichen Traum“, zittert Stella am ganzen Leib. „Wenn ich bloß wüsste, was letzte Nacht passiert ist. Ich verliere noch den Verstand!“

Joa stutzt. Für einen Augenblick überlegt er, warum Stella so etwas Drastisches befürchtet. „Kannst du dich an rein gar nichts erinnern?“

„Nur an dieses verrückte Jenseitserlebnis, als mir meine Mutter erschien. Ich habe keine Ahnung, was davor mit mir geschah.“ Verzweifelt beißt sie sich auf ihre Unterlippe, die schon ganz blutleer ist. „Bisher weiß ich nur, was meinem Freund letzte Nacht zugestoßen ist.“

„Daran kannst du dich erinnern?“

Stella schüttelt den Kopf. Mit großen, ratlosen Augen starrt sie an die Wand, bis es auf einmal aus ihr herausprudelt. „Als mein Vater vor ein paar Stunden hier war, erfuhr ich, dass mein Freund in der Nacht mit dem Auto verunglückte. Der Wagen ging in Flammen auf. Mein Freund konnte sich zwar vor dem Feuer retten, jedoch nicht die Person auf dem Beifahrersitz. Die Polizei fand eine völlig verkohlte Leiche.“

„Weißt du, wer auf dem Beifahrersitz saß?“

„Das ist es ja, was mir keine Ruhe lässt! Wer ist diese Person gewesen?!“, ringt Stella nach Worten. „Normalerweise arbeitet mein Freund immer allein. Er ist Journalist. Weil sein Wagen in der Werkstatt war, lieh ich ihm gestern mein Auto aus und begleitete ihn ausnahmsweise bei seinen Recherchen. Ich war die ganze Zeit mit ihm zusammen. Nur ich und er – sonst niemand! Was ist heute Nacht passiert? Robert kommt fast ums Leben, in meinem Auto verbrennt ein Mensch und ich werde zur gleichen Zeit am anderen Ende der Stadt halb tot in einer öffentlichen Toilette gefunden. Mit Visionen vom Jenseits! Was hat das alles zu bedeuten?“

Überwältigt von Stellas Redefluss, ist Joa nicht sicher, was er von ihrer dramatischen Geschichte halten soll.

Stella fängt fast an zu heulen. „Aber weißt du, was am Entsetzlichsten ist? Die Polizei fand heraus, dass man mein Auto *vorsätzlich* in Brand steckte ...!“

„Die Person auf dem Beifahrersitz wurde ... ermordet?“

Stella nickt mit bleichem Gesicht. „Wer ist diese Person? Diese Frage treibt mich fast in den Wahnsinn. Wer ist diese Person, wenn einzig und allein *ich* mit meinem Freund gestern zusammen war?!“

„Wo ist dein Freund denn jetzt? Kannst du ihn nicht fragen?“

„Robert liegt in einem anderen Krankenhaus und ist noch nicht zu sich gekommen.“

Gespenstische Ruhe herrscht im Schockraum. Das Surren der Apparate fällt Joa plötzlich viel mehr auf als sonst. Verlegen zwirbelt der Pfleger seine verfilzten Dreadlocks und weiß nicht, was er sagen soll. Da greift Stella nach seinem Ärmel und zieht ihn ganz nah zu sich heran.

„Ich hatte einen schrecklichen Albtraum eben“, haucht sie leise, und Joa muss ziemlich die Ohren spitzen, um sie zu verstehen. „Ich habe geträumt ... *ich* bin in dem Auto verbrannt!“

„Das war ein Traum, Stella“, rückt Joa wieder etwas von ihrem Bett ab. „Träume reflektieren innere Ängste, nicht die Realität.“

„Aber wer ist bloß in meinem Auto verbrannt?“ Verzweifelt knetet Stella den Zipfel ihrer Zudecke und zermartert sich das Hirn. „Die Polizei hat zu meinem Vater gesagt, dass die Leiche auf dem Beifahrersitz bis zur Unkenntlichkeit verkohlt war.“

„Das heißt noch lange nicht, dass sie deswegen nicht identifiziert werden kann. Eine Röntgenaufnahme des Zahnschemas reicht, um so etwas zweifelsfrei festzustellen. Glaub mir. Ich kenne mich da ein wenig aus. Ich musste mal in unserer Rechtsmedizin aushelfen, als das Institut umgebaut wurde.“

Wie eine Rakete schießt die kurzhaarige, junge Frau aus den Kissen. „Das Krankenhaus hat eine rechtsmedizinische Abteilung? Dann könnte es sein, dass die Leiche hier ist?“

Eine fürchterliche Vorahnung dämmert Joa, was sich Stella in ihrem attraktiven Köpfchen zusammenspinnt. „Wir haben eine Rechtsmedizin hier auf dem Campus, ja, aber insgesamt gibt es zwei Institute in Berlin.“

„Mit anderen Worten, die Chancen stehen 50 zu 50. Könntest du nicht in deinen Krankenhauscomputer gucken und das herausfinden?“

„Wie bitte??? Wir von der Rettungsstelle haben keinen Zugriff auf die Datenbank der Rechtsmedizin. – Früher oder später wirst du schon noch erfahren, wer die Leiche ist.“

„Aber später ist vielleicht zu spät. Diese Ungewissheit treibt mich in den Wahnsinn!“, zetert Stella und lässt nicht locker. „Du könntest doch in der Rechtsmedizin anrufen. Du kennst doch bestimmt jemanden dort.“

„Und was soll ich um Himmelswillen fragen? Ob bei denen eine Brandleiche in den Kühlfächern liegt???“

„Ja. Und ob sie wissen, wer die Leiche ist. Bitte! Ich muss das endlich wissen. Vielleicht kann ich mich dann erinnern, was letzte Nacht geschah.“

„Ich kann nicht in der Rechtsmedizin anrufen und mich nach der Identität von irgendwelchen Leichen erkundigen, die die eventuell nicht mal obduziert haben! Die werden mich fragen, warum ich das wissen will. Und was sage ich dann? Dass eine Patientin in der Rettungsstelle geträumt hat, dass sie die Leiche ist? Sollen wir beide auf der Geschlossenen landen?!“

Hilflos vergräbt sich Stella unter ihrer Decke. „Du hältst mich für verrückt, stimmt`s?“

„Ich halte dich nicht für verrückt. Du stehst unter Schock. Das hat nichts mit Verrücktheit zu tun.“

Eine Träne kullert Stella die Wange herunter und sie zieht sich enttäuscht und deprimiert in ihr Schneckenhaus zurück. „Ist schon okay. Ich wollte dich nicht nerven. Vergiss einfach, was ich gesagt habe. Warum solltest du Dinge tun, die dir völlig egal sein können ...“

Joa bereut, dass er den Schockraum Nummer 4 überhaupt betreten hat. Mit unendlich traurigen Augen schaut sie ihn an. Joas Herz wird weich wie Wachs in der Sonne.

„Mal angenommen, ich würde mich in der Rechtsmedizin erkundigen und die Brandleiche befindet sich tatsächlich auf dem Campus. Und mal weiter angenommen, ich finde die Identität der Brandleiche heraus, würde dich dieses Wissen in deinem jetzigen Zustand nicht nur noch zusätzlich belasten? Es ist doch sehr wahrscheinlich, dass du die Person kennst, wenn sie in deinem Auto saß.“

Stella schüttelt heftig den Kopf und wischt sich mit ihrem Handrücken die laufende Nase ab. „Alles ist besser als diese unerträgliche Ungewissheit.“

„Damit wir uns richtig verstehen, ich habe nichts versprochen. Es wäre sowieso ein reiner Glückstreffer, wenn die Leiche hierher gebracht wurde. Außerdem bin ich mir absolut sicher, dass ich, selbst mit der besten Ausrede der Welt, die Identität der Leiche nicht zu erfahren kriege. Nur Polizei und Staatsanwaltschaft sind berechtigt, solche Informationen einzuholen.“

„Danke.“

Schweren Schrittes schleicht Joa aus dem Schockraum. Er schüttelt über sich selbst den Kopf, als er am Spiegel neben dem Desinfektionsautomaten vorbeikommt.

Am anderen Ende des Stationsflures klirren weiterhin Sektgläser bei geselligem Plausch aneinander. Das Personal der Rettungsstelle befindet sich geschlossen in der Stationskanzel. Wie die Katze um den heißen Brei schleicht Joa um das hinterste Telefon der Station. Widerwillig blättert er im Haustelefonverzeichnis, findet aber nicht die Durchwahl zur Gerichtsmedizin. Unschlüssig schwebt seine Hand über dem Hörer.

„Joa, Sie Eigenbrötler!“, steht auf einmal Dr. Drews auf leisen Gummisohlen hinter ihm. „Warum kommen Sie nicht hinüber und stoßen mit uns an?“

„Ich – ich ...“

„Wenn Sie mögen, steht für Sie ein Sektklas im Stationszimmer bereit. Meine Urlaubslage. Aber Sie hatten gerade vor zu telefonieren, oder?“

„Nein, nein. Ist nicht so wichtig.“

„Nur zu! Sie können auch das Telefon im Bereitschaftszimmer benutzen. Da haben Sie Ruhe.“ Federnden Schrittes schlendert der Stationsarzt zum Medikamentenkühlschrank, holt eine weitere Sektflasche aus dem Eisfach und hastet den Gang zur Stationskanzel zurück.

Perplex schaut Joa dem Doktor hinterher. Doch dann eilt er hinüber ins Bereitschaftszimmer. Die unerwartete Unterstützung seitens seines Vorgesetzten löst bei Joa eine plötzliche Entschlossenheit aus. Von der Haustelefonzentrale erfährt er die Durchwahl zur Gerichtsmedizin.

Ein Tuten ertönt. Joa lässt es ein Mal klingeln – drei Mal – fünf Mal – zehn Mal. Nichts passiert. Nachdem er es 15 Mal läuten ließ, will er gerade erleichtert auflegen, als es doch noch in der Leitung knackt.

„*Gerichtsmedizinisches Institut, Gülay am Apparat*“, ruft die Stimme einer atemlosen, jungen Frau durch den Hörer.

„Nilgün?“, fragt Joa, nicht sicher ob, er die Stimme richtig erkannte. „Nilgün, bist du es?“

„Nilgün Gülay, ja. Mit wem spreche ich?“

„Joa. Hier ist Joa.“

„Ach Joa, das freut mich aber, dass du dich mal meldest. Stell dir vor, ich bin ganz allein im Institut. Professor Branitz wurde gerade weggerufen. Ich dachte, er meldet sich jetzt, um mir zu sagen, was ich vorbereiten soll. Bin noch ganz außer Puste, so bin ich zum Apparat gerannt. Aber ich vermute, mich wolltest du gar nicht sprechen.“

„Dass du gerade Schicht hast, wusste ich selbstverständlich nicht, ist aber ein perfekter Zufall, denn ich wollte tatsächlich mit jemandem aus dem Labor reden.“

„Also was Dienstliches. Schade. Ich dachte schon, du löst endlich dein Versprechen ein. Du wolltest für mich doch mal angolansisch kochen. Oder hast du das schon vergessen?“

„Nein. Natürlich nicht!“, lügt Joa. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.“

„Ich habe ein Gedächtnis wie ein Elefant! Aber nun sag schon, warum du anrufst.“

„Ja, also warum ich bei euch anrufe ... – also es geht darum: Heute Nacht gab es in der Stadt einen ziemlich schweren Autounfall. Ich wollte nur fragen, ob zufällig bei euch die Leiche zur Identifikation eingeliefert wurde?“

„Also wenn es sich dabei um eine Brandleiche handelt, ja. Die haben wir vorhin `reingekriegt. Die Leiche liegt sogar schon auf dem Seziertisch, aber Branitz ist dann wegen eines Notfalls angepiepst worden und musste ganz schnell zu einem Tatort nach Wedding. Stinksauer ist der. Die Hälfte des Instituts macht nämlich zurzeit krank oder hat Urlaub.“

„Du Arme. Hat denn Professor Branitz die Leiche schon identifizieren können?“

„Vielleicht. Ich weiß das nicht so genau. Ich assistiere ihm heute nicht, ich muss die ganze Zeit nur irgendwelche umgeschriebenen Dienstpläne abtippen und kopieren. Warum willst du das denn wissen?“

Ratlos tänzelt Joa um den Schreibtisch im Bereitschaftszimmer und verdreht sich verlegen die Finger, während er den Hörer zwischen Schulter und Ohr gepresst hält. „Also das hat folgenden Grund ...“ So schnell fällt ihm allerdings kein plausibler ein. In seiner Verzweiflung klettert er auf den ausladenden Rollfüßen des Schreibtischstuhls herum. „Es klingt etwas verrückt und du wirst es wahrscheinlich nicht glauben, aber es geht darum, dass ...“

„Verdammtter Mist!“, flucht Nilgün plötzlich durch die Leitung und ein Heidenlärm ist im Hintergrund zu hören. „Tschuldige bitte, dass ich dir nicht zuhöre, aber ich kann schon wieder nirgends meine Brille finden.“

„Nicht schlimm“, ist Joa froh, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken.

„Doch! Weil ich ohne die nichts lesen kann! Ich habe gerade Branitz Notizen vor mir. Wenn ich mich recht entsinne, hat er vorhin einen Namen erwähnt. Einen kurzen Namen mit M wie Müller oder Meier.“

Joas hektische Hamperei hört schlagartig auf. Eingefroren in der Bewegung steht er mit den Schuhspitzen auf den Rollfüßen des Schreibtischstuhls und traut sich nicht zu atmen, während er Nilgün ihre Brille suchen hört.

„Nee, keine Ahnung, wo ich meine Gläser schon wieder liegen gelassen habe. Vielleicht kann ich Branitz Schreibe auch ohne Brille entziffern. Ich glaube, da steht Mmm... May. Ja doch, das soll wohl May heißen. Und der Vorname beginnt mir Sss...“

„Stella?!“, kreischt Joa plötzlich spitz und hat das Gefühl, dass sich der Boden unter seinen Füßen auftut.

„Ja, genau. Stella May steht hier.“

Um Joa herum beginnt sich alles zu drehen. Oben und unten ist nicht mehr eindeutig voneinander zu unterscheiden. Die Schreibtischplatte schwebt jetzt auf unerklärliche Weise senkrecht neben ihm. Überhaupt driftet der ganze Raum in rapidem Tempo aus seinem Gesichtsfeld. Objektiv gesehen rollt ihm unter den Füßen allerdings nur der Schreibtischstuhl weg und völ-

lig aus dem Gleichgewicht gebracht, knallt der desorientierte Krankenpfleger der Länge nach hin.

„Joa?“, ruft Nilgün besorgt durch den nun frei am Spiralkabel baumelnden Hörer. „Joa???“

Morgens, um halb 7, in einer eleganten Altbauküche

Auf einem antiken, blitzblank gewienerten Gasherd kocht ein verschnörkelter Kupferkessel. Luft beginnt aus dem Deckelventil zu entweichen und der Druck des kochenden Wassers verdichtet sich zu einem sichtbaren Dampfstrahl, der mit einem kräftigen Pfeifen aus der Tülle bläst.

Durch den unangenehm hohen Ton alarmiert, kommt eine ausgewachsene Promenadenmischung in die Küche gewetzt, die wie eine Kreuzung zwischen Pudel und Dobermann aussieht. Mit wildem Eifer und wedelndem Schwanz bellt der Hund den brodelnden Kessel an. In dem Moment katapultiert der gewaltig expandierende Wasserdampf das aufgesteckte Kesselventil quer durch die Küche. Für ein paar Sekunden spitzt der Hund verschreckt die Ohren und wundert sich, ob sein Gebell den Schießmechanismus des Kessels auslöste. Doch nachdem sich das kupferne Objekt auf dem Gasherd nicht weiter wehrt und nur noch dicke, neblige Wrasen aus der offenen Gießmündung quellen, fasst das Tier wieder Mut, knurrt und bellt doppelt so aufgeregt wieder von vorne los.

„Ich komme schon!“, ruft Walter Linus May aus dem Flur und stürmt mit offenem Morgenmantel und von Hundezähnen zerkauten Lederpantoffeln in die Küche. Die Haare stehen ihm zu Berge und sein Gesicht ist feucht und leicht schaumig von einer gerade beendeten Nassrasur. Das Kinn am flauschigen

Mantelkragen trockenrubbelnd, dreht er der Herdflamme das Gas ab und der Kessel hört auf zu brodeln.

„Was bist du denn so aufgeregt, Dicker?“ Er krault dem Hund ruppig das braunschwarze Fell. Nach den Streicheleinheiten nimmt May aus einem Jugendstilküchenschrank eine bauchige Keramikkanne und ein Teesieb. „Armer Köter, hast dich schon ewig nicht mehr austoben dürfen!“

Ununterbrochen mit dem Schwanz wedelnd, trollt sich das Tier auf seine Decke unter dem Fenster. Auf der Ablage des Küchenschanks streut sein Herrchen getrocknete Teeblätter in das Sieb und hängt das Stoffsäckchen in die Kanne. Das Keramikgefäß stellt er auf einen runden, mindestens zwei Meter im Durchmesser betragenden Frühstückstisch. Doch gigantisch ist nicht nur der Esstisch – die ganze Küche ist es. Eingerichtet mit alten, restaurierten Holzmöbeln und ergänzt durch zum Ambiente passendes IKEA-Design, gibt es in der Küche, trotz ihrer großzügigen Bemessung, keine üppigen Freiflächen. Üppig ist lediglich der blühende Kräutergarten, der in Terrakottakästen auf den Fensterbrettern wuchert. Durch die hohen, akribisch abgebeizten Holzfenster mit Rahmenkreuz fallen die ersten Sonnenstrahlen auf den Esstisch, an dem Walter Linus schlapp Platz nimmt und darauf wartet, dass sein Tee durchgezogen ist.

„Komm mal her, Ringo!“, schnalzt er dem Hund zu. „Dein Frauchen liegt im Krankenhaus. Wenn ich sie nachher besuchen gehe, nehme ich dich mit. Stella hat dich ganz schön vernachlässigt, seit sie diesen Zeitungsfutzi kennen gelernt hat. Mich auch. Aber ich muss zugeben, ich habe sie seit Jahren nicht mehr so glücklich erlebt. Vielleicht sollten wir beiden alten Säcke uns auch endlich mal wieder verlieben!“

Die Türglocke schellt laut im Flur.

„Der Postbote?“, spekuliert Walter Linus und schickt den Hund zurück auf seine Decke. Ohne Elan quält er sich vom Esstisch hoch und wankt aus der Küche.

Auch der Flur ist mit hochkarätigen Jugendstilantiquitäten möbliert. In der Wahl seiner Fortbewegungsmittel bevorzugt May jedoch Zeitgenössisches. An der Wand lehnt ein Designer-Mountain-Bike. Ein Surfbrett samt zusammengerolltem Segel stehen hochkant in der Ecke des Flurs, der mehr Quadratmeter aufweist als manche Einraumwohnung.

„Wer ist da?“, fragt May durch die geschlossene Wohnungstür.

„Kriminalpolizei.“

Mit mulmigem Gefühl im Magen entriegelt Walter Linus May das Türschloss und öffnet seine Wohnung. Im Hausflur steht eine elegante, schlanke Frau um die vierzig. Das dauergewellte, kurze Haar sieht hennagefärbt aus und sie trägt einen dunklen, gerade geschnittenen Hosenanzug. Würde sie Walter Linus nicht ihre Polizeimarke und ihren Dienstaussweis zeigen, könnte man sie ohne Weiteres für die Filialleiterin eines Kreditinstituts halten.

„Guten Morgen.“

„Einen schönen guten Morgen. Petra Brenner, Kommissarin des Landeskriminalamtes 41. Remembern Sie sich an mich?“

„Ja. Sie waren heute Nacht bei der Bergung des Autos dabei.“

Brenner nickt. „Tut mir leid, so frühmorgens mit der Tür ins Haus zu fallen, aber ich hielt es für angemessener, Sie persönlich aufzusuchen. Hätten Sie fünf Minuten Zeit für ein Gespräch?“

„Kommen Sie herein.“ Walter Linus tritt zur Seite und bindet sich seinen Morgenmantel zu. „Darf ich Ihnen einen Tee anbieten?“

„Wenn es schwarzer ist, gerne.“

May geht seinem Besuch voran in die Küche und sucht im Schrank eine zweite Tasse heraus. Mit einer Handbewegung bietet er ihr einen Sitzplatz an.

„Herr May, ich habe Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen. Robert Karo ist in den frühen Morgenstunden seinen

schweren inneren Verletzungen erlegen. Er verstarb gegen 4.20 Uhr. Da wir bis jetzt keine näheren Verwandten von Herrn Karo ausfindig machen konnten, dachte ich mir, dass Sie es zuerst erfahren sollten.“

Sichtlich geschockt setzt sich Stellas Vater langsam hin.

„Soviel ich weiß, traten bei Herrn Karo plötzlich massive, innere Blutungen auf. Man versuchte vergebens, ihn wiederzubeleben.“

Der Durst ist Walter Linus vergangen und er gießt nur der Kommissarin Tee ein. Er braucht eine Zigarette. „Was ist heute Nacht bloß passiert?!“

„Kurz bevor das Fahrzeug von der Straße abkam, rief Robert Karo über Handy aufgeregt die Notrufzentrale der Polizei an und flehte panisch um Hilfe, da er verfolgt wurde. Mitten drin brach das Gespräch dann ab.“

„Von wem wurde Robert verfolgt?“

„Robert Karo behauptete am Telefon, das er das Versteck eines auf der Flucht befindlichen Mannes aufspürte, der im Verdacht steht, seine Frau ermordet zu haben. Außerdem fand die Spurensicherung ein Schusswaffenprojektil im Armaturenbrett. Das Fahrzeug wurde nicht nur in Brand gesteckt, es wurde auch beschossen. Dass Robert Karo nicht sofort ums Leben kam, liegt wohl daran, dass er durch den Baumaufprall aus dem Wagen geschleudert wurde und ihn seine Verfolger im nächtlichen Wald übersahen. Können Sie sich einen Reim auf diese Vorgänge machen?“

Die überlange Aschspitze von Walters Zigarette knickt ab und fällt auf den Tisch. „Soviel mir meine Tochter erzählt hat, arbeitet ... arbeitete Robert bei der Zeitung. Vermutlich recherchierte er den Mordfall, um darüber zu schreiben. Auf diese Weise mag er in die Sache verwickelt worden sein. Obwohl ich nicht verstehe, warum Robert den Mann gesucht haben soll. Das ist doch nicht die Aufgabe eines Journalisten.“

„Mit Sicherheit nicht.“ Die Frau steht auf und hockt sich unter das Fenster, um den sie mit treuen Augen anschmachten- den Hund zu streicheln.

„Dieser Verrückte!“, brummt May fassungslos. „Schon als ich Robert Karo kennen lernte, hatte ich das Gefühl, dass dieser Typ ein Draufgänger ist. Das hört sich jetzt sehr pietätlos an, aber genau das dachte ich.“

Die Kommissarin krault den Hund, der sich regelrecht um ihre Beine wickelt.

„Ringo, zurück auf deinen Platz!“

„Nein, nein, lassen Sie nur. Ich hatte als kleines Mädchen auch so einen Hund. Entweder Perro mochte jemanden oder er mochte ihn nicht. Aber hatte er Zutrauen gefasst, wich er einem nicht mehr von der Seite. Ringo ist in Kinder ganz vernarrt, habe ich Recht?“

„Ja.“ Unschlüssig steht Walter Linus in der Küche, da die Kommissarin keine Anstalten macht, gehen zu wollen. „Er gehörte früher meinem Sohn ...“

„Lassen Sie mich raten. Bis der Sohn groß war und die erste Freundin allergisch auf Tierhaare reagierte. Ab dann hatten die Eltern plötzlich das Tier am Hals. So war es zumindest bei mir, bei meiner ersten großen Liebe“, lacht die Frau kurz auf, wird dann aber ganz schnell wieder ernst.

„Mein Sohn kam mit neun Jahren bei einem Lawinenun- glück ums Leben“, erklärt Walter leise und gießt sich nun auch etwas Tee ein.

„Bei einem Lawinenun- glück ...?“

„Während eines Skiurlaubs in den Bergen.“

„Das tut mir sehr leid. Das muss ein schwerer Schlag für Ihre Familie gewesen sein.“

„Von meiner Familie ist nicht mehr viel übrig. Meine Frau starb kurz darauf.“

Kommissarin Brenner kommt aus der Hocke hoch. May packt den Hund am Halsband und bringt ihn zurück auf seine Decke unter dem Fenster. Mit ein paar Leckerbissen aus der

Futterpackung lässt sich das Tier beschäftigen. Derweil spaziert die Frau in den Flur und schaut sich aufmerksam die restaurierten Jugendstilmöbel und eine große Schnappschusscollage an, die neben der Tür hängt – mit Aufnahmen von Walter und Dutzenden anderen Personen aus längst vergangenen Zeiten.

„Fotos aus meinen Uni-Jahren.“ Walter Linus gibt sich wieder recht locker und gelassen. „War hier eine ziemlich heruntergekommene Studenten-WG für sechs Leute. Nach und nach hatten aber alle Mitbewohner die Nase voll vom wilden Studentenleben und vor allem von Stellas Geschrei, die hier im größten Chaos aufwuchs. So wurde aus einer subversiven Studentenkommune eine langweilige Familienwohnung.“

„Gegen Ihre Wohnung verblasst jedes Kunstgewerbemuseum.“

May verzieht mit müden Augen das Gesicht zu einem Grinsen. „Das sagte meine Tochter Stella auch immer, als sie hier noch wohnte. Ich glaube, ich habe ihr mit meiner Sammelleidenschaft die Schönheit des Jugendstils vergällt.“ Walter Linus schließt hinter sich die Küchentür, um sicherzustellen, dass der Hund nicht in den Flur kommt, da er befürchtet, die Kommissarin sonst gar nicht mehr loszuwerden. „Aber jetzt, wo Robert tot ist, wird sie hier wohl vorübergehend einziehen müssen. Wissen Sie, Stella ist sehr sensibel. Ich hoffe, sie wird nicht wieder so depressiv wie nach dem Tod ihres Bruders und ihrer Mutter. Ich glaube, Robert war Stellas erste große Liebe.“

Perplex dreht sich die Kommissarin zu ihm hin und kommt ein paar Schritte näher. „Habe ich das jetzt richtig verstanden: Sie gehen davon aus, dass Ihre Tochter Stella hier wieder einziehen wird?“

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass sie allein in Roberts Wohnung bleiben will. Sie steht doch auch gar nicht in seinem Mietvertrag.“

Verwirrt zieht die Frau eine Aktenmappe aus ihrem Shopper. „Laut meinem Protokoll gaben Sie heute Nacht an, dass die Brandleiche, die in dem auf Ihren Namen laufenden Golf ge-

funden wurde, mit großer Wahrscheinlichkeit ihre Tochter Stella May ist.“

„Ich dachte, Sie wüssten bereits ...“

„Was?“

„Als ich heute Nacht von der Polizei wieder nachhause kam, erhielt ich einen Anruf, dass Stella ein paar Stunden zuvor ins Klinikum Stadtmitte eingeliefert wurde, weil sie auf der Straße einen Kreislaufkollaps erlitt. Vermutlich war sie mit ihrer Kommilitonen-Clique etwas trinken. Sie verträgt ja nichts. Ich dachte, der Notarzt oder das Krankenhaus hätte die Polizei darüber informiert.“

„Ihre Tochter war also gar nicht mit Robert Karo letzte Nacht zusammen?“, hakt die Kommissarin nach.

„Nein, nein, sie hatte Robert lediglich ihr Auto geliehen. Gleich nach dem Anruf ging ich Stella im Krankenhaus besuchen. Von mir erfuhr sie erst, was Robert zugestoßen war. Sie nahm das sehr mit. Ich wage gar nicht daran zu denken, wie ich ihr beibringen soll, dass er tot ist.“

Petra Brenner schließt die Akte mit dem Polizeiprotokoll. „Ein Grund, warum ich hier bin, ist, dass ich Sie bitten wollte, mir die Adressen der Ärzte Ihrer Tochter zu geben, um Vergleichsmaterial zur Identifizierung der Brandleiche beschaffen zu können ...“

„Aber das haben Sie“, unterbricht May die Frau. „Das gab ich Ihrer Kollegin heute Nacht doch bereits mit, während der Bergungsarbeiten am Autos.“

„Oh! – das wusste ich nicht“, ist Brenner etwas verlegen. „Aber Ihre Tochter kommt ja nun nicht mehr infrage. Haben Sie ihr von der Brandleiche erzählt?“

„Leider. Sie war sehr geschockt.“

„Äußerte sie eine Vermutung, wer diese sein könnte?“

„Stella hat nicht die geringste Ahnung.“

„Nichtsdestotrotz werde ich mit ihr reden müssen. Sie war Robert Karos Lebensgefährtin. Vielleicht kann sie uns nützliche Hinweise geben. Liegt sie noch im Krankenhaus?“

„Ja. Aber bitte, geben Sie ihr erst mal Zeit, den Tod ihres Freundes zu verkraften. Nicht, dass Stella auf dumme Gedanken kommt.“

„Meinen Sie damit, Ihre Tochter könnte sich etwas antun?“

May schüttelt den Kopf. „Nein, eigentlich nicht. Aber sie ist kaum erwachsen und bis über beide Ohren verliebt. In dem Alter ist man zu allem fähig.“

Der Mischlingshund jault in der Küche und kratzt an der verschlossenen Tür, um auch in den Flur gelassen zu werden. Walter Linus hat nicht vor nachzugeben, doch der anscheinend beruflich bedingte Befreiungsinstinkt der Kommissarin lässt sie unbewusst die Klinke herunterdrücken, und schon scharwenzelt der Hund wieder um die Füße der Frau.

„Verstehen Sie mich bitte, Herr May, ich möchte nicht den Kummer Ihrer Tochter um Robert Karo vergrößern, aber das Auto Ihrer Tochter wurde beschossen und in Brand gesteckt! Mit anderen Worten, es gibt Personen auf freiem Fuß, die Gründe haben, aber keine Skrupel kennen, jemanden umzubringen. Meine Pflicht ist es, sicherzustellen, dass Stella May nicht zu den Gefährdeten zählt. Das kann ich nur herausfinden, wenn sie mit mir spricht. Und alles erzählt.“

Kapitulierend nickt May mit dem Kopf. Man sieht, wie ihm der Besuch der Kommissarin langsam zu viel wird, die erneut den Hund seiner Tochter streichelt. Übermütig schnappt sich der Mischling das aus dem Aktenordner hängende Protokoll und springt mit dem Papier in der Schnauze fröhlich durch den Flur. Am Ende des Gangs wirft das Tier seine Beute auf den Boden und wedelt verspielt mit dem Schwanz.

„Aus jetzt!“, schimpft sein Herrchen genervt. „Ab in die Küche!“ Walter Linus schleift das jammernde Tier zurück auf seinen Platz unter dem Fenster.

Am Ende des Flurs hebt die Kommissarin die am Rand zerkaute Kopie des Polizeiprotokolls auf. „Ist nichts passiert!“, ruft sie Richtung Küche und schaut durch die beim Gerangel zwischen Hund und Herrchen aufgestoßene Tür eines vorher

geschlossenen Zimmers. „Ihren Hund trifft keine Schuld. Ich hätte ihn nicht herauslassen sollen.“

Das Zimmer, vor dem Brenner steht, ist gänzlich anders eingerichtet als der Rest der Wohnung. Von Jugendstil keine Spur. Die Möbel und das Ambiente sind eher poppig bis kitschig mit einem Schuss multikultureller Esoterik. Im Erker des Zimmers befindet sich ein plüschiges Hochbett samt Baldachin, das aus bunt bemalten Baugerüststangen konstruiert ist. Darunter steht eine vollgehangene Kleiderstange auf Rollen, wie man sie in den Lagern von Konfektionsgeschäften findet. Selbst genähte Kissen liegen auf dem Boden und gruppieren sich als Sitzecke um einen alten, arabischen Teetisch mit russischem Samowar. Ihr fallen auch die Sportmedaillen am Band auf, die lieblos an einem Nagel neben einem vergilbten Foto hängen, auf dem drei Mädchen im Badeanzug auf einem Siegertreppchen zu sehen sind.

„Ich hoffe, Ihre Papiere sind nicht beschädigt worden“, taucht Walter Linus hinter der Kommissarin auf.

„Nein, nein“, beruhigt ihn die Beamtin. „Verzeihen Sie meine Neugier, Herr May, aber ist das das Zimmer Ihrer Tochter?“

„Eigentlich das meiner Frau. Aber nach ihrem Tod wollte es Stella unbedingt haben.“

„Ist Stella auf dem Foto zu sehen?“

„Auf dem ersten Platz. Da war sie 14. Schwamm wie ein Fisch. Aber nachdem wir nur noch zu zweit waren, hat sie sich sehr verändert. Den Leistungssport gab sie völlig auf.“

May und Brenner starren stumm in das Zimmer.

„Ich will Sie nicht länger aufhalten, Herr May. Vielen Dank für den Tee. Hier ist meine Visitenkarte. Wenn Ihnen irgendetwas Wichtiges einfällt, rufen Sie mich an.“

Walter Linus lehnt sinnierend im Türrahmen von Stellas Zimmer und reibt seine Augen. „Wenn Sie Stella vernehmen, bitte denken Sie daran, dass sie fast noch ein Kind ist.“

„Das werde ich – auf Wiedersehen, Herr May.“

In der Ballettfabrik beobachtet Dr. Kaminski den Sonnenaufgang

Durch einen Spalt im Vorhang der verhangenen Fabriketagenfenster sieht Leon Kaminski über den Dächern Kreuzbergs den Tag nahen. Der Himmel leuchtet in einem wolkenlosen Azur und die Morgensonne taucht golden hinter Schornsteinen, Dachantennen und Satellitenschüsseln auf. Doch die Schönheit des Augenblicks dringt nicht bis in Kaminskis Wahrnehmung vor. Bleich und müde starrt der Wissenschaftler nach draußen. Er wirkt wie ein abgehalfterter Rock'n-Roll-Sänger nach gescheitertem Comeback. Und genau diese Abgestumpftheit verleiht Kaminskis manipuliertem Äußeren eine gewisse Glaubwürdigkeit.

„Seien Sie vorsichtig, dass man Sie nicht sieht!“, mahnt Bartholomäus und mäht sich mit einem Elektrorasierer das stoppelige Gesicht glatt. Dass er seine Aufforderung, vom Fenster zurückzutreten, gegenüber dem regungslosen Kaminski nicht wiederholt, scheint darauf zu deuten, dass er in gelassener Stimmung ist.

Plumpe Schritte schlurfen aus den Hinterräumen der Ballettschule näher und Thaddäus betritt den schummrigen, großen Tanzsaal. Verdrießlich zieht er den Gürtel an seiner Hose zu.

„Hat es dir keinen Spaß gemacht?“, erkundigt sich Bart bei seinem älteren Bruder und kontrolliert in der breiten Spiegelwand des Saals die Gründlichkeit seiner Rasur.

Thaddäus grunzt missmutig und kommuniziert mit seinem Bruder in der Gebärdensprache. Mit zackigen Handbewegungen vermittelt er Bartholomäus den Grund seiner Frustration, der spöttisch zu grinsen anfängt. Verwirrt glotzt Kaminski vom Fenster aus hinüber.

Doch auch der Jüngste im Bunde, Jakobus, der die Geschehnisse aus dem Umkleideraum beobachtet, ist nicht voll im Bilde. Weil er der Geschwindigkeit der Gebärdenübermittlung kaum folgen kann, begibt er sich zu seinen beiden älteren Geschwistern. „Warum hat es bei Ted nicht geklappt?“

Bartholomäus stößt ein dreckiges Lachen aus. „Weil sie bereits steif ist wie ein Brett!“

Obwohl nicht für Dr. Kaminskis Ohren bestimmt, schallt Bartholomäus' Antwort in verständlichen Fetzen bis zum Fenster hinüber. Der Wissenschaftler tut so, als hätte er nichts gehört. Unwillkürlich schießt ihm jedoch der Anblick der strangulierten Maskenbildnerin durch den Kopf. Und als er sich seine drei pervertierten Begleiter bei der Leichenschändung vorstellt, dreht sein Magen vollends durch. Kaltschweißig auf der Stirn eilt Kaminski mit seinem Aktenkoffer in den Verbindungskorridor und verschwindet hinter der Tür des Herrenklos.

„Was ist mit dem Alten los?“, wundert sich Jakobus.

„Wahrscheinlich muss er dringend pinkeln“, mutmaßt Bartholomäus gleichgültig. „Oder unsere kleine Odyssee durch Berlin ist ihm auf den Magen geschlagen.“

„Würde mich nicht wundern. Dieser Fidschi-Fraß von heute Nacht liegt auch mir wie ein Stein im Leib.“ Sauer aufstoßend schnürt Jakobus seine schwarzen Lederhalbschuhe zu. „Was machen wir eigentlich mit Marla?“

„Kannst gerne unten im Hof eine Grube ausheben, wenn dir danach ist“, spottet Bartholomäus und schnallt sein Schulterhalfter um. Die Handfeuerwaffe griffbereit unter der Achsel-

höhle, zieht er sein Jackett über und legt den Arm um die Schulter des sich nicht ernst genommen fühlenden Jakobus. „Bruderherz, glaubst du etwa, ich habe mir noch keine Gedanken über eine angemessene Bestattung gemacht? Komm mit!“

Die beiden steuern einen Raum an, der sich neben dem Eingangsbereich der Ballettschule befindet, gegenüber der schweren eisernen Eingangstür. Durchgebogene Regalbretter voll Aktenordner hängen über einem Schreibtisch, auf dem Computer, Telefon und Faxmaschine stehen und lassen vermuten, dass die beiden im Büro der Ballettfabrik sind. Bartholomäus öffnet einen in der Ecke stehenden Metallschrank und zieht seinen Bruder heran, damit dieser hineinschaut. „Guck mal, was ich vorhin gefunden habe!“

Ein halbes Dutzend Kanister mit chemischer Reinigungslösung stapeln sich im untersten Fach des Schranks. Ratlos schaut Jakobus ihn an, was sie mit diesem Zeug anfangen sollen. „Willst du hier Großreinemachen?“

Doch statt klärender Worte nimmt Bartholomäus einen altmodischen Messingwecker vom Schreibtisch und zieht das stehen gebliebene Uhrwerk ein paar Umdrehungen auf. Den tickenden Wecker stellt Bartholomäus auf die Blechkanister. „Das hier sind alle Zutaten, die wir brauchen, um den Bullen die Spurensuche ein bisschen zu vermiesen!“

Konzentriert atmend steht Dr. Leon Kaminski in der Herrentoilette und versucht, seinen Würgereiz unter Kontrolle zu bringen. Am Waschbecken und gegenüber an der Wand sind zwei große Spiegel montiert und Kaminski er kann seinen Oberkörper unzählige Male reflektiert sehen. Gebannt starrt er in die künstliche Unendlichkeit und scheint sich in die Haut eines seiner Duplikate zu wünschen – in eine dieser Spiegelwelten. Weg von hier, raus aus diesem Gebäude, dieser Stadt, diesem Leben!

Um nicht seine Elvis-Tolle zu ruinieren, betupft der Doktor vorsichtig die Schläfen mit kaltem Wasser. Da reißt die Tür auf und Jakobus trampelt in die Toilette.

„Alles klar?“, erkundigt sich der blonde Hüne und steuert das Pinkelbecken einen Raum weiter an. Er hat den Hosenschlitz bereits offen, doch kurz vor dem Urinal hält er plötzlich verkniffen inne und hoppelt in eine Kabine, wo er sich in großer Eile die Hose herunterzerrt. Knapp schafft er es bis über die Klobrille, bevor sich seine Gedärme lautstark grummelnd entleeren. Als er die Kabine wieder verlässt, bemerkt er, dass sich Kaminski immer noch im Waschraum befindet und geistesabwesend in den Spiegel stiert.

„Alles klar???“, erkundigt sich Jakobus erneut. Nachdem er sich gründlich die Hände gewaschen hat, ist seine Geduld mit dem lethargischen Wissenschaftler am Ende und er schiebt ihn unhöflich zur Tür. „Kommen Sie, Doktor, wir müssen los!“

Im großen Tanzraum geht es geschäftig zu. Thaddäus räumt auf, um den Urzustand, den sie vorfanden, bevor sie die Ballettschule betraten, wieder herzustellen, während Bartholomäus mit dem Messingwecker und zwei Reisetaschen nachdenklich umherläuft.

„Sind Sie bereit zum Aufbrechen?“, fragt er den Wissenschaftler, der kraftlos nickt. „Gut. Jakobus wird Sie jetzt zum Bus begleiten. Soll er Ihnen den Koffer abnehmen?“

Wie vom Blitz getroffen zieht Kaminski den Aktenkoffer in panischer Verlustangst an seinen Körper.

„Okay, okay, wie Sie wünschen!“

Um für alle Eventualitäten gewappnet zu sein, überprüft Jakobus das Magazin seiner Pistole und zupft im Spiegel seinen Anzug zurecht. Dann legt er seine Hand auf Kaminskis Schulter und lenkt den Wissenschaftler zum Ausgang. Der Doktor macht ein Gesicht, als ob er von einem Erschießungskommando abgeführt wird.

Nachdem die beiden die Ballettschule verlassen haben, nehmen Thaddäus und Bartholomäus wieder eilig ihre jeweili-

gen Arbeiten auf. Ted stopft die alten Kleidungsstücke des Doktors und der Maskenbildnerin in einen blauen Müllsack, danach Marlas Friseurutensilien, leere Kosmetikverpackungen sowie die angetrockneten Überreste ihrer nächtlichen Mahlzeit. Als er sich Handtuch und Glasreiniger greifen will, um Fingerabdrücke von Schaltern, Klinken und Möbelstücken zu entfernen, kommt Bartholomäus kopfschüttelnd auf ihn zu.

„Unnötig. Hilf mir lieber beim Tragen!“

Er nimmt ihn mit ins Büro, öffnet den Metallschrank und drückt Ted zwei Blechkanister mit der Reinigungslösung in jede Hand. „Bring die ganz nach hinten, wo Marla liegt.“

Thaddäus eilt los und Bart bastelt wieder an dem Messingwecker herum. Er durchsucht die Schubfächer des Schreibtischs und legt Schere, Klebeband und eine Packung Streichhölzer heraus.

Wieder steht Thaddäus im Raum und schnappt sich die nächsten beiden Kanister, die ihm Mastermind Bart aus dem Metallschrank reicht. So schnell er kann, schleppt Ted die beiden Blechbehälter über den Flur durch den verspiegelten Tanzsaal, hinein in den Verbindungskorridor und bis ans Ende vor die Abstellkammer, in der sich die leichenstarre Maskenbildnerin befindet. Auf dem Rückweg kommt ihm Bartholomäus bereits im Ballettsaal entgegen.

„Bring jetzt auch den Müllbeutel und die anderen Sachen, die wir nicht mehr brauchen, nach hinten zur Kammer. Dann kannst du ebenfalls zum Bus gehen. Bereite alles vor, dass wir sofort losfahren können, wenn ich komme. Ich benötige noch zwei, drei Minuten!“

Wie ihm befohlen, erledigt Ted alle Aufgaben. Bart fummelt weiter an dem Gewinde des Weckers herum und lässt ihn einmal probeklingeln. Gleichgültig, was Bartholomäus Mysteriöses treibt, verschwindet Ted aus dem Ballettsaal und greift sich die Reisetasche mit den Dingen, die er nicht entsorgen sollte. Die schwere, eiserne Eingangstür der Tanzschule ist nur angelehnt und lautlos huscht er die Steinstufen des Treppenhau-

ses herunter. Durch das Flurfenster auf dem ersten Treppenabsatz sieht er, wie Jakobus auf dem Hof den Mercedes aufschließt und Kaminski unsanft in den Bus schiebt.

Jakobus schließt die Seitentür des Kleinbusses wieder und setzt sich neben Kaminski auf die Rückbank. „So Doc, ab jetzt darf nichts mehr schiefgehen. Wiederholen Sie nochmal, wer wir sind und wo wir hin wollen.“

„Was soll ich???“

„Sie sollen Ihre neue Identität wiederholen!“

„Ich bin doch kein Papagei ...“

„Doktor!“, bringt Jakobus ihn mit einschüchterndem Blick zum Schweigen. „Wenn irgendein neugieriger Bulle, der uns zufällig über den Weg läuft, auch nur ein Fünkchen Verdacht schöpft – zum Beispiel, weil Sie nicht auf Anhieb wissen, wer Sie eigentlich sind –, dann sitzen *Sie* die nächsten Jahre im Knast!“

„Ich kenne meine Legende in- und auswendig. Entweder Sie glauben mir das ... oder Sie lassen es sein!“

Jakobus kribbelt es in den Fingern, diesem dreisten Fettsack eine handfeste Lektion zu erteilen, doch gerade, als er Kaminski an den Kragen will, kommt Thaddäus über den Hof gelaufen und zieht die seitliche Schiebetür des Mercedes auf. Mit ein paar schnellen Handzeichen in der Gebärdensprache teilt Ted seinem in Rage befindlichen Bruder etwas mit und stopft die Reisetasche hinter die Rückbank des Busses, auf der Kaminski sitzt.

„Was soll ich dir suchen? Einen Stadtplan?“, ist sich Jakobus nicht ganz sicher. Ted nickt, schließt die Schiebetür und klettert hinter das Lenkrad.

Aus seinem Türfach, in dem ein Dutzend verschiedene Autokarten klemmen, sucht Jakobus einen Berlinplan und faltet diesen auseinander. Das östliche Stadtzentrum aufgeschlagen, reicht er Thaddäus die Karte nach vorne und tippt mit dem Zeigefinger auf eine kleine Nebenstraße im Bezirk Kreuzberg.

„Hier sind wir ungefähr und ganz da drüben verläuft die Stadtautobahn, die dann zum Berliner Ring führt.“

Dem Fahrer reicht das an Information und er studiert die Karte allein weiter. Es ist jetzt mucksmäuschenstill im Bus. Der Doktor meidet jeden Blickkontakt mit dem wütenden Jakobus. Langsam wandelt sich Jakobus Wut allerdings in Ungeduld, wo Bartholomäus bleibt. Nervös schaut er auf seine Armbanduhr, als ob diese ihm eine Antwort geben könnte. Da endlich huscht an den Treppenhausfenstern ein Schatten vorbei und eilt schnellen Schrittes die Stufen hinunter zum Hof. Bartholomäus tritt verschmitzt grinsend aus der Tür und tut so, als käme er lediglich zu einem Wochenendausflug ein paar Minuten zu spät. In bester Laune stolziert er zum Mercedes Bus und springt auf den Beifahrersitz.

„So! Wir haben jetzt exakt fünf Minuten Zeit, um so viel Land wie möglich zu gewinnen.“

Thaddäus zündet den Motor, Dr. Kaminski glotzt abwesend aus dem getönten Fenster, nur Jakobus kräuselt verständnislos die Stirn.

„Wieso?“

„Weil dann hier die Hölle losbricht!“

Mit einigen schmissigen Lenkmanövern wendet Thaddäus das Fahrzeug in Richtung des ersten Hinterhofs und rollt im Schritttempo durch die ziemlich enge Durchfahrt. Bartholomäus will nicht sagen, was er zuletzt in der Ballettschule trieb, also versucht Jakobus erst gar nicht seinem Bruder weitere Details zu entlocken.

Der schwarze Mercedes Bus rollt über den ersten Hinterhof, als Bartholomäus plötzlich die gelassene Stimmung vergeht und er sich mit schmerzverzogenem Gesicht den Unterleib hält. „Habt ihr auch so komische Magenkrämpfe?“, fragt er seine Komplizen.

Wild mit der rechten Hand gestikulierend, äußert sich Thaddäus stöhnend.

„Wirklich?!“, ist Bartholomäus durch die gebärdensprachliche Mitteilung seines Fahrers ernstlich besorgt und dreht sich zu seinem Hintermann um. „Ist dir etwa auch übel, Jakko?“

„Nicht nur das. Ich habe mir vorhin fast in die Hosen geschissen, so einen Dünnpfiff hatte ich auf einmal!“

„Und Sie? Wie geht es Ihnen, Dr. Kaminski?“

Doch der Wissenschaftler winkt nur lethargisch ab. „Mir könnte es gar nicht besser gehen!“

„Das heißt, dass das an dem Chinazeug von heute Nacht liegen muss“, flucht Bart, als ihr Fahrzeug aus der Toreinfahrt in die ausgestorbene Nebenstraße holpert. „Scheiße! Verdammte Scheiße! Das hat uns noch gefehlt!“

Keiner der Insassen des Kleinbusses bemerkt den im Eingangsbereich des Vorderhauses stehenden Mann, der gerade dabei ist, einen Briefkasten aufzuschließen. Der Unbekannte nimmt von dem schwarzen Mercedes jedoch Notiz, der aus dem Hinterhof gefahren kommt. Neugierig geht der Mann ein paar Schritte zurück auf die Straße und sieht, wie der Kleinbus an der Ecke abbiegt und sich in den fließenden Verkehr der Hauptstraße einordnet.

Sich wundernd, ohne aber allzu viele Gedanken zu machen, schlendert der Mann zurück ins Haus und leert den Briefkasten der Ballettfabrik. Bestimmt zwei Dutzend Briefquellen heraus und eine Unmenge an Wurfsendungen und Werbebroschüren. Die unerwünschte Reklame schmeißt er sofort in einen extra aufgestellten Altpapierbehälter. Er schnallt sich seinen Rucksack wieder um und auf dem Weg durch die beiden Hinterhöfe liest er sich die ersten Briefe durch.

Schwereelos springt er im Treppenaufgang des hintersten Gewerbegebäudes die Stufen bis in die fünfte Etage hoch. Vor der schweren Eisentür der Tanzschule angekommen, pult der Mann ein Schlüsselbund aus der Gesäßtasche seiner Stretchhose und schließt auf. Erstaunt stellt er fest, dass die Tür nicht abgeschlossen war, sondern lediglich ins Schloss gezogen. Miss-

billigend schüttelt er den Kopf, scheint aber noch keinen Verdacht zu schöpfen.

Drinne in der Tanzschule schmeißt er seinen Rucksack auf den Schreibtisch des vom Flur abgehenden Büros und schaltet den Kassettenrekorder auf dem Fensterbrett an, aus dem dramatische Klaviermusik dudelt. Von der Eleganz der Bewegungen her vermutlich ein Ballettlehrer, vollführt der Mann ein paar Dehnübungen zur Lockerung seiner Muskulatur, die bei einem Normalsterblichen zum Bänderriss führen würden. Halb im Spagat schraubt er eine Thermoskanne auf und gießt sich einen dampfenden Tee ein.

Nach dem ersten Schluck packt er einen ganzen Stapel Computerdisketten aus seinem Rucksack und will diese in den Metallschrank legen. Plötzlich stutzt er. Die Tür des Metallschranks ist nur angelehnt. Er öffnet den Schrank und ziemlich schnell fällt ihm auf, dass das unterste Regal komplett leer ist. Offensichtlich vermisst er die Blechkanister, die Bartholomäus und Thaddäus in die Hinterräume der Tanzschule schleppten.

Langsam misstrauisch werdend, verlässt er das Büro und macht sich auf die Suche nach dem fehlenden Inhalt des Metallschranks. Doch kaum betritt er den großen, verspiegelten Tanzsaal, wird sein Gesicht immer ratloser. Vor alle Fenster ist der dicke Samtvorhang gezogen. Kaum ein Sonnenstrahl dringt herein. Die Nase rümpfend bemerkt er jetzt auch den merkwürdigen Geruch in der Luft und, nachdem sich seine Augen an das Schummerlicht im Tanzsaal gewöhnt haben, sieht er, dass überall auf dem Holzboden eine klare Flüssigkeit verschüttet wurde.

Höchst alarmiert, sich aber immer noch keinen Reim machen könnend, was hier los ist, schleicht er durch den Verbindungskorridor in den hinteren Bereich der Ballettschule. Überall auf dem Boden schimmern Pfützen und der Gestank, der von der Flüssigkeit ausgeht, zwingt den Mann, sich ein Taschentuch vor die Nase zu halten. Doch weder in den Toiletten noch in dem kleinen, fensterlosen Proberaum kann er etwas

entdecken, das die Vorkommnisse hier in irgendeiner Weise erklären würde.

Im Halbdunkel tastet er sich bis vor die Abstellkammer am Ende des Korridors und stößt die Tür auf. In dem Raum ist es stockduster und er kann nichts erkennen. Nur das Ticken einer Uhr ist zu hören. Er schaltet das Licht an. Doch was er nun sieht, lässt ihm das Blut in den Adern gefrieren. Auf dem ausgerangierten Schreibtisch liegt die splitter nackte Maskenbildnerin – gefesselt, erdrosselt und brutal vergewaltigt!

In heller Panik will der Mann wieder aus dem Raum flüchten, als er den Ursprung des Uhrtickens entdeckt. Es ist der Messingwecker, der zwischen den Beinen der Toten steht, locker eingehüllt in tropfnasse Stoffreste. Auf dem Klöppel zwischen den beiden Glocken des mechanischen Weckers sind mehrere Streichhölzer mit Isolierband geklebt und an dem Metallgriff über dem Klöppel ist die Reibeseite einer auseinandergeschnittenen Streichholzschachtel befestigt, die die Schwefelköpfe der Zündhölzer leicht berühren.

Wie eine Lawine bricht über den Mann die Erkenntnis herein. Was er vor sich sieht, ist ein primitiver Zeitzünder! Und der Count-down ist abgelaufen. Der Klöppel des Weckers fängt an zu rasseln und reibt die befestigten Streichhölzer an der rauhen Seite der Zündholzpackung entlang. Die Schwefelköpfe entzünden sich und schon fängt der Stoff, in dem der Wecker eingehüllt ist, Feuer. Gelähmt vor Panik kann der Mann gar nicht so schnell reagieren, wie plötzlich die Abstellkammer in Flammen steht und die entstehende Feuersbrunst ihm den Fluchtweg abschneidet. Die Flüssigkeit aus den Kanistern ist hoch entzündlich und dient als sehr effektiver Brandbeschleuniger. Wie ein Lauffeuer rasen die Flammen auf dem Boden entlang aus der Abstellkammer und in den Korridor hinein.

Schreiend bemerkt der Mann, wie seine Kleidung Feuer fängt. Er rennt aus der Kammer, rutscht aber auf dem brennenden Fußboden aus und steht nun von Kopf bis Fuß in Flammen. Als menschliche Fackel irrt er orientierungslos durch den Ver-

bindungsgang und stolpert wild um sich schlagend in den großen Tanzsaal hinein. Er versucht verzweifelt, mit den Vorhängen an den Fenstern die Flammen auf seinem Körper zu ersticken, doch der Stoff ist ebenfalls mit dem Brandbeschleuniger durchtränkt und die Fensterfront verwandelt sich binnen von Sekunden in eine rot glühende Feuerwand. Der Mann verliert das Bewusstsein. Taumelnd bricht er in der Mitte des Probe- saals zusammen, als die lodernde Flammenglut das Glas der Fabrikfenster zerbersten lässt und der Wind das Inferno weiter anfacht.

In der Rettungsstelle, **9**zehn Minuten vor Schichtende

Ein dickes Pflaster klebt auf Joas Stirn, die rechte Wange ist zerschrammt und der Kragen seines Pflegekasacks ist an der Naht ein paar Zentimeter aufgerissen.

„Seien Sie froh, dass ich Sie nicht Schwester Petra ausgeliefert habe.“ Die virtuoson Finger von Dr. Drews verarzten das geschundene Gesicht des Krankenpflegers, der auf dem OP-Tisch eines brachliegenden Rettungsraumes sitzt. „Die hätte Ihnen mit Freude mindestens drei Verbände um den Kopf gewickelt, bis Sie nicht mehr von einer Mumie zu unterscheiden gewesen wären!“

„Unwahrscheinlich – Petra hätte mich einfach nur stranguliert!“

„Jetzt haben Sie endlich ein freies Wochenende, und dann passiert Ihnen so was.“

„Bin eben ein Glückspilz!“

„Da haben Sie Recht – hätten sich schließlich auch das Genick brechen können!“, lacht der Stationsarzt herzlich, während Joa sorgenvoll sein lädiertes Porträt im Spiegel über dem Desinfektionsmittelspender betrachtet.

„Wäre es möglich, Dr. Drews, dass ich kurz in die Rechtsmedizin hinüber gehe, um eine Freundin zu besuchen?“

„Ich hoffe, die liegt dort nicht in den Kühlboxen ...“, scherzt der Mediziner munter weiter. „Von mir aus. Im Augen-

blick habe ich nur was gegen noch weitere Notfälle. In drei Stunden geht mein Flieger.“

„Dr. Drews?“, ruft eine Frau auf dem Gang und kommt in den Schockraum gestürmt. „Ach hier sind Sie ...“, bleibt der Krankenschwester aber beim Anblick von Joas verpflestem Gesicht der Satz im Hals stecken. „Was hast du denn angestellt!“, blafft sie jetzt böse ihren Kollegen an.

„Nichts.“

„Beim Telefonieren hat es ihn im wahrsten Sinne des Wortes vom Hocker gehauen“, verrät Dr. Drews hinterhältig das Missgeschick.

Die Schwester verdreht die Augen. Doch bevor sie Luft holen kann, um Joa weiter anzuknipsen, hakt sich der Oberarzt unter ihren Arm ein und schiebt die Frau aus dem Schockraum.

„Lassen Sie uns auf die nächsten drei Wochen anstoßen, die Sie jetzt Ruhe vor mir haben, Schwester Petra.“

Turtelnd schlendern der Mediziner und die Pflegekraft Arm in Arm den Gang zur Stationskanzel zurück. Hinter dem Rücken zeigt Joa der verhassten Krankenschwester grimmig den Mittelfinger.

In der Notaufnahme ist immer noch nichts los, nur im Personalraum brodelt nach dem Eintreffen der Frühschicht das Leben. Wie in einem Hühnerstall gackern Dutzende Stimmen gleichzeitig durcheinander. Joas Interesse an geselligem Beisammensein ist indes nicht gestiegen und er macht weiterhin den größtmöglichen Bogen um seine Kolleginnen. Dicht an der Wand huscht er an den Schockräumen vorbei bis vor Nummer vier. Vorsichtig späht er durch das Durchsichtsfenster, ob er ungesehen an dem einzig belegten Schockraum vorbeikommen kann, zum Ausgang der Station und weiter zur Rechtsmedizin. Doch alles, was er sieht, ist ein leeres Bett. Stella ist verschwunden. Überrascht betritt er den Raum. Stella ist nirgendwo zu entdecken. Ratlos kratzt sich Joa den verfilzten Rastalockenkopf und überlegt, welche Schritte jetzt zu erfolgen haben, als ihm plötzlich jemand von hinten auf die Schulter tippt.

„Suchst du mich?“ Stella steht, mit einem knappen Krankenhausleibchen bekleidet, im Türrahmen.

„Nein – also eigentlich ... doch“, stottert Joa. „Ich wollte mich vergewissern, ob alles bei dir in Ordnung ist.“

Entgeistert starrt Stella sein lädiertes Gesicht an. „Was ist denn mit dir passiert?! Bist du zusammengeschlagen worden?“

Verlegen schüttelt er den Kopf und es ist ihm sichtlich peinlich, darüber zu reden. „Ich bin unglücklich über einen Stuhl gestürzt.“

„Du siehst übel zugerichtet aus!“

„Halb so schlimm.“ Der Krankenpfleger führt seine Patientin wieder zurück ins Bett. „Wo warst du denn gewesen?“

„Der Doktor hat mich vorhin von allen Kabeln befreit. Ich musste mal pinkeln. Da ihr gerade einen kleinen Umtrunk habt, wollte ich euch nicht stören.“ Stella krabbelt auf die Matratze und unter die Decke.

„Das nächste Mal musst du aber bitte klingeln, ja?“, gibt Joa etwas steif von sich.

„Tschuldigung, wenn ich dir zu wenig Arbeit mache.“ Doch Stella genießt die aufopfernde Behandlung durch den Pfleger. So depressiv und hysterisch wie vorhin ist sie nicht mehr. Keck blinzelt sie ihn an. „Bist du eigentlich auch privat so ein Samariter?“

Das Blut schießt Joas ins Gesicht, was aufgrund seiner dunklen Hautfarbe allerdings nicht so auffällt. Nur sein Mundwinkel beginnt verräterisch zu zucken und offenbart Joas Nervosität.

„Was meinst du damit? Ich behandle dich so wie alle!“

„Ich wollte mich nicht beschweren. Ich wollte lediglich wissen, ob ich mich geschmeichelt fühlen darf, dass du dir schon Sorgen machst, wenn ich mal allein auf 's Klo gehe.“

Joa merkt, dass er etwas überreagierte. „Es geht nur darum, dass du auf der Toilette hättest zusammenbrechen können.“

„Ich fühle mich okay. Wirklich. Ich will nichts weiter als hier raus.“

„Mach dir nicht zu viel Hoffnung“, warnt er die leicht überdrehte junge Frau. „Drews wartet darauf, dass auf der Kardiologischen ein Bett für dich frei wird.“

„Wieso denn das?!“

„Weil er bei dir keine konkrete Ursache finden kann, was den Herzstillstand auslöste.“

„Körperlich geht es mir gut. Ich war heute Nacht etwas aufgekratzt, das gebe ich zu. Was in den letzten Stunden vor dem Unfall passierte, wird sich im Laufe der Zeit klären, ohne dass ich dafür im Krankenhaus liegen bleiben muss. Kennst du dieses Gefühl, wenn du wach wirst, aber eigentlich noch gar nicht richtig zu dir gekommen bist? So ging es mir vorhin, als ich aus dem Albtraum hochschrak. Ich bildete mir im ersten Moment ein, dass ich in meinem Auto verbrannt bin und dann auf irgendeine Weise wiederauferstanden sein muss. Natürlich ist das Schwachsinn! Wenn mein Freund wieder zu sich gekommen ist, werde ich schon erfahren, was gestern los war.“

„Ich glaube, du verstehst die Situation falsch, Stella. Dass dich Dr. Drews hier behalten will, hat nichts mit deiner Amnesie zu tun oder weil er dich noch für zu schwach hält, sondern weil du wahrscheinlich eine Asystolie hattest, als man dich in diesem Toilettenhäuschen fand – und niemand weiß warum.“

Schmollend liegt Stella im Bett und wühlt sich enttäuscht in ihr Kissen ein. „Ich bin nicht das Versuchskaninchen für deinen Doktor und seine Habilitation!“

„Dr. Drews geht in wenigen Minuten in Urlaub. Du bleibst nicht hier in der Notaufnahme. Man überweist dich auf Station.“

„Mir geht es prima!“, schimpft Stella, den Tränen nahe. „Ich will nichts weiter als hier raus und meinen Freund besuchen. Du hast doch nicht etwa dem Arzt von meinem verrückten Jenseitserlebnis erzählt?“

„Nein.“

Rastlos wirft sich Stella hin und her. „Bloß gut. Und diese Gerichtspathologin hast du hoffentlich auch nicht angerufen?“

Joa schaut gequält zu Boden und weiß nicht, was er sagen soll.

„Du hast doch nicht wirklich? – Oh Scheiße!“ Stella schlägt die Hände vor dem Gesicht zusammen. „Ich war vorhin nicht zurechnungsfähig. Wozu habe ich dich bloß angestiftet!? Die haben bestimmt gedacht, du hast nicht alle Tassen im Schrank.“

„Das weniger.“ Joa knackt nervös mit seinen Fingergelenken. „Ich bin mir allerdings selbst nicht sicher, ob ich noch alle Tassen im Schrank habe ...“

„Was haben die denn gesagt?“

„Dass du mit deiner Vermutung Recht gehabt hast. Die verkohlte Leiche aus deinem Auto haben sie tatsächlich bekommen.“

„Wirklich?!“

Sich räuspernd eilt der Krankenpfleger zum Waschbecken im Schockraum und kippt fahrig einen Plastikbecher voll Leitungswasser in seine plötzlich staubtrockene Kehle.

„Konnten sie schon was sagen?“, bohrt Stella nach.

„Na ja, also ...“

„Haben sie die Leiche bereits identifiziert? Sag doch endlich!“

„Es hörte sich am Telefon jedenfalls so an.“

„Und? Haben sie einen Namen genannt?“

Unmerklich nickt Joa mit dem Kopf.

„Welchen?“

„Deinen ...“

Stellas Gesichtsmimik entgleist bis zur kompletten Fassunglosigkeit. Sie plumpst zurück in ihr Kopfkissen. Regungslos starrt sie an die Decke. Ganz im Gegensatz zu Joa, der aufgepeitscht um ihr Bett tigert und es nicht schafft, auch nur einen Atemzug lang stillzustehen.

„...aber da haben sich die Rechtsmediziner natürlich geirrt“, vollendet Joa seinen Satz.

„Bist du dir sicher?“

„Selbstverständlich.“

„Und ich dachte erst, es wäre nur ein Traum gewesen ...“

„Träume haben nichts mit der Realität zu tun! Haben sie nicht!“

„Ja, das sagtest du bereits“, gibt Stella ihm monoton Recht, dreht sich zur Wand und kehrt der verrückt gewordenen Welt den Rücken.

„Mach dir keine Sorgen. Ich werde den Irrtum aufklären gehen. Jetzt sofort!“

Keinerlei Regung zeigend kauert Stella in der Fötalposition unter ihrer Decke, die sie fast bis über den Kopf gezogen hat. Joa schüttelt ihre Schultern, um sie aus ihrer Teilnahmslosigkeit zu reißen. „Die haben sich einfach nur geirrt!“, brüllt er ihr ins Ohr. „Verstehst du?!“

„Ja, ich verstehe. Natürlich.“

Vor einem ausgeschalteten Diakasten hängen zwei Röntgenaufnahmen, die Joa abnimmt. „Ich gehe gleich rüber ins Rechtsmedizinische Institut und zeige denen deine Röntgenbilder, damit die erkennen, dass sie sich bei der Identifizierung vertan haben, okay?“

Stella beißt sich ihre Fingernägel kaputt. Sie antwortet nicht. Sie hat wahrscheinlich nicht mal zugehört.

Die zwei Röntgenaufnahmen versteckt Joa unter seinem Kasack. Im Sturmschritt verlässt der Pfleger den Schockraum Nummer vier und eilt zum Ausgang der Station, an dessen anderem Ende – im Schwesternzimmer – der Schichtwechsel mit Sekt begossen wird.

Im Mercedes Bus, **10** Ampelphasen später

Der morgendliche Berufsverkehr beginnt, die Straßen der Innenstadt zu verstopfen. Gemächlich rollt der schwarze Kleintransporter im Schritttempo voran.

Gelassen geht es auch im Wageninneren zu. Dr. Kaminski ist kurz vor dem Einnicken, Jakobus spielt an seinem Revolver, Thaddäus studiert eine über das Lenkrad ausgebreitete Straßenkarte und Bartholomäus sucht mit dem Tuningknopf des Autoradios einen Sender. Refrainfetzen deutscher Schlagerhits dudeln aus dem Äther. Ein paar Umdrehungen weiter sendet das Klassikradio Beethoven. Doch endlich hört Bartholomäus, wonach er auf der Suche ist.

Die Stimme eines Nachrichtensprechers knistert aus den Boxen: *„... auf Staatsbesuch im Vereinigten Königreich. – Wetterbericht und ausführliche Nachrichten aus Berlin, Deutschland und der Welt jede halbe Stunde. Und nun zum schnellsten Verkehrsservice der Stadt: Staustufe Rot auf der Landsberger Allee stadteinwärts wegen einer Baustelle. Blitzer der Polizei stehen auf dem Adlergestell Richtung Schönefeld, in Tempelhof auf dem Priesterweg Höhe Tankstelle und in der Großgörschenstraße unter den Yorkbrücken.“* Ein Jingle wird eingespielt und sofort danach plappert der übertrieben gut gelaunte Radiomoderator weiter. *„Ich bekomme gerade ein Zeichen von meiner bezaubernden Assistentin, dass wir einen Hörer in der Leitung haben mit dem schnellsten Verkehrstipp der Stadt. Hören wir mal, was er uns mitteilen will. Hallo?“*

„Morjen. Hier is Mirko“, rauscht metallisch die mobiltelefonierende Stimme eines jungen Mannes aus dem Radio.

„Mit welchem Verkehrshinweis kannst du unseren Hörern helfen, Mirko?“

„Ick bin gerade in Kreuzberg uffn Weg zur Arbeit und hier inna Skalitzer unter´n Hochbahnbrücken der Linie 1 jehet jarnischt mehr. Überall Feuerwehr und Polizei und am Himmel dicke Rauchwolken. Sieht so aus, als ob da gerade ein Dachstuhl abfackelt.“

„Danke Mirko!“, drückt der Nachrichtensprecher den Proleten aus der Leitung. „Also Leute, ihr habt es gehört. Umfahrt den Bereich um die Hochbahnbrücken in Kreuzberg weiträumig, denn es scheint dort aufgrund eines Feuerwehreinsatzes zu massiven Verkehrsbehinderungen zu kommen. So, das war der schnellste Verkehrs-service der Stadt. Jetzt wieder eine halbe Stunde nonstop unser Supermix der 70er, 80er und 90er mit dem Besten aus dem neuen Jahrtausend. Als Erstes nun Bruce Springsteen mit I´M ON FIRE ...“

Jauchzend schaltet Bartholomäus das Autoradio aus, schlägt sich auf die Oberschenkel und triumphiert: „Es hat geklappt. Es hat geklappt!“

Die drei übrigen Insassen schauen ihren lauthals lachenden Beifahrer überrascht an. Doch während bei Jakobus und Thaddäus der Groschen stillschweigend fällt, warum sich ihr Komplize solange im Dachgeschoss des Fabrikgebäudes aufhielt, verbalisiert Kaminski sein Entsetzen: „Sie haben doch nicht etwa ...?“

„Was denn?!“, faucht Bart plötzlich den Doktor an und seine Augen glänzen gefährlich.

„Ich meine ... ich meine, äh, haben Sie etwas mit dem Feuer zu tun?“

„Natürlich! Schließlich waren überall unsere Fingerabdrücke. Oder wäre es Ihnen lieber gewesen, wir hätten einen halben Tag lang Klinken poliert?!“

Kaminski ist schockiert, eingeschüchtert und völlig erschöpft. „Das ist doch Wahnsinn“, stammelt er. „Blanker Wahnsinn!“

Gerade als Bartholomäus den Doktor zur Rede stellen will, was er damit meint, bremst Thaddäus unerwartet scharf und der korpulente Wissenschaftler rutscht beinahe von der Rückbank. Auch Bartholomäus hängt verdreht in seinem Sicherheitsgurt. Geschüttelt von einer massiven Krampfattacke lehnt Thaddäus über dem Lenkrad und stemmt sich stöhnend die Faust in den Unterleib. Als er bemerkt, dass alle Augen auf ihn gerichtet sind, beißt er die Zähne zusammen und setzt sich wieder gerade auf. Er muss den abgewürgten Motor neu starten. Der Bus rollt an und die hupende Autokolonne hinter ihnen gibt wieder Ruhe.

„Was ist los?“, erkundigt sich Bart besorgt, nachdem er seinen verrutschten Sicherheitsgurt zurechtgerückt hat. Thaddäus fuchtelt mit der rechten Hand ein paar Zeichen zusammen und Bartholomäus' Laune ist mit einem Mal im Keller. „Scheiße!“

Fahrer und Beifahrer tauschen sich vor einer roten Ampel wortlos in der Zeichensprache aus und Thaddäus lenkt daraufhin den Mercedes Bus bei Grün um die Ecke in eine Seitenstraße. Cafés, Restaurants und schrille Szeneboutiquen reihen sich dicht an dicht, sind um diese morgendliche Stunde aber noch geschlossen. Nur ein anatolisches Schnellrestaurant am Ende der Straße scheint geöffnet. Thaddäus manövriert den Kleinbus stöhnend in eine nur wenige Schritte von dem Lokal entfernte Parklücke.

Vor Schmerzen jammernd schnallt sich Ted ab. Er massiert seinen Unterleib, als wäre er im Begriff, jeden Moment ein kleines Elefantenbaby zur Welt zu bringen.

„Geht es ihm nicht gut?“, fragt Kaminski den finster dreinschauenden Jakobus neben ihm, der eilig seine Kanone wieder zusammensetzt und im Schulterholster verstaut.

„Nein“, beantwortet Bartholomäus von vorne. „Und ich befürchte, mir geht es nicht viel besser!“

„Was haben Sie beide denn?“

Die Fahrertür reißt auf und Thaddäus springt aus dem Wagen. Er versucht, sich so gut wie möglich zusammenzureißen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Nacheinander steigen Bartholomäus und Jakobus aus, nur Kaminski bleibt auf seinem Sitz kleben. Ohne lange zu zögern, zerrt Bartholomäus den Wissenschaftler samt Aktenkoffer ebenfalls auf den Bürgersteig. Keiner der wenigen Passanten nimmt Notiz von den vier Männern.

„Kommen Sie!“, zischt Bart. „Wir spendieren Ihnen einen Kaffee.“

„Ich brauche keinen Kaffee“, sträubt sich der dicke Mann.

„Aber wir brauchen eine Toilette!“

„Was haben Sie denn um Himmelswillen?“

„Vermutlich einen Magen-Darm-Virus“, knurrt Bart durch die Zähne und schiebt zuerst Kaminski in die türkische Döner-Kebab-Gaststätte. „Und an Ihrer Stelle würde ich beten, dass es nur ein harmloser ist!“

Das Schnellrestaurant ist mit viel Liebe, aber wenig Geschmack eingerichtet. Vergilbte Fotos anatolischer Berglandschaften kleben zwischen stumpfen Krummsäbeln und orientalischen Musikinstrumenten an den Wänden. Im Fenster stehen staubige Plastikpflanzen und das Mobiliar stammt aus mindestens einem Dutzend verschiedener Wohnungsaufösungen. Ein Mann, vermutlich der Besitzer des Ladens, putzt gerade im Küchenbereich Gemüse und schaut sich in dem von der Decke hängenden Fernseher eine türkischsprachige Sendung an. Der Ton ist so laut, dass der schnauzbärtige Türke seine vier morgendlichen Gäste erst bemerkt, als diese bereits vor ihm auf der anderen Seite der Glastheke stehen, in der er seine zu kühlenden Speisen präsentiert.

„Können wir uns setzen?“, fragt Bartholomäus den Mann, nicht sicher, ob der Laden überhaupt schon geöffnet hat.

„Natürlich, Chef, natürlich“, nickt der Gemüseputzer freundlich, ohne seine Augen von der Fernsehsendung zu lösen. „Sie können setzen, wo Sie wollen.“

In der hintersten, am wenigsten einzusehenden Ecke des Schnellrestaurants zieht Bartholomäus einen Stuhl vom Tisch und schiebt Dr. Kaminski auf den Platz. „Ted und ich kommen gleich wieder. Bestellen Sie sich was zu trinken und was Schnelles zu essen, falls Sie Hunger haben. Jakobus bleibt bei Ihnen. Sie brauchen sich also keine Sorgen zu machen.“

Kaminski ist sprachlos, in was für einer unmöglichen Situation sie jetzt wieder stecken. Seine beiden Fluchthelfer tippeln unter Krämpfen zurück zu dem fernsehfixierten Wirt und Jakobus setzt sich mit gläsernen Augen neben den Doktor. Nach einer Konversation ist keinem zu Mute.

„Wo sind bitte die Toiletten?“, stört Bart erneut den Türken.

„Was???“

„Die Klos. Wo sind die Klos?!“

Der schnauzbärtige Mann schaut genervt zu ihnen, anscheinend überfordert, Gemüse zu schneiden, Fernsehen zu gucken und dämliche Fragen zu beantworten. „Da!“, zeigt er auf eine Tür neben dem Zigarettenautomaten. „Da, wo Schild ist.“

Sofort stürmen die beiden Kerle in den feinen Geschäftsanzügen zu der Tür, doch der sonst unterwürfige, aufs Wort gehorchende Thaddäus lässt seinem Bruder diesmal nicht den Vortritt. Auf dem Türschild steht VORSICHT STUFE und hinter der Tür führt eine steile Treppe in den ausgebauten Keller. Halb springend, halb stürzend eilen die beiden die Stufen hinunter und sind verschwunden.

Kopfschüttelnd schaut der Schnellkoch seinen beiden Gästen nach und schiebt das geschnittene Gemüse in eine Plastikschüssel mit in Öl eingelegtem Fleisch. Da seine Fernsehsendung gerade von einem Werbeblock unterbrochen wird, macht er sich auf den Weg zum hintersten Tisch seines kleinen Restaurants, im Arm die Plastikschüssel mit der rohen Fleischmasse, die er kräftig mit dem Gemüse vermengt.

„Was möchten Sie?“ Der Türke stellt die Plastikschüssel Jakobus direkt vor die Nase und zückt einen Bestellblock. Blass

im Gesicht rutscht der blonde Hüne mit seinem Stuhl so weit nach hinten, wie er nur kann, um dem Geruch des stark gewürzten Fleisches zu entrinnen.

Auch Kaminski dreht seinen Kopf weg. Zurückhaltend flüstert er: „Kaffee und ein Croissant, bitte.“

„Ich mache Mokka, Chef“, passt der Kochkellner den Wunsch seines Gastes dem Angebot der Speisekarte an. „Croissant habe ich nicht. Ich gebe Börek. Das ist türkisch Croissant, nur viel besser.“

Kaminski scheint mit allem zufrieden, solange er in Ruhe gelassen wird. Nichts anderes hofft auch Jakobus, dessen Gesichtsfarbe nicht gut aussieht.

„Und? Was wolle Sie, Chef?“, spricht der Gastwirt Jakobus an. Doch statt einer Antwort gibt ihm Jakobus stumm mit verkiffenen Lippen zu verstehen, dass er nichts haben möchte. Das wiederum kann der umsatzorientierte Mann nicht akzeptieren. „Was wolle Sie haben, Chef?!“

„Nichts“, presst Jakobus hervor und ist am Würgen, dass ihm außer diesem Wort nicht noch mehr aus dem Mund kommt.

„Warum? Das ist gute Restaurant“, entrüstet sich der Mann und weist auf seine große, beleuchtete Angebotstafel über dem Tresenbereich. „Große Auswahl. Schauen Sie!“ Er schiebt Jakobus die Plastikschüssel mit dem rohen Fleisch fast auf den Schoß. „Soll ich machen kräftige Frühstück?“

Es ist nicht ganz eindeutig, ob der Hüne den Kopf schüttelt oder ob er nickt. Auf jeden Fall springt Jakobus hoch, die Hand vor dem Mund, doch der Gastronom versperrt ihm, mit einer Schüssel klein gehacktem Tier, den Weg.

„Was solle ich machen? Frühstück?“

In seiner Verzweiflung stammelt Jakobus so etwas Ähnliches wie ein JA, um endlich durchgelassen zu werden, ohne den Mann niederschlagen zu müssen. Wie seine Komplizen ein paar Sekunden zuvor stürmt er zu der Tür mit der Aufschrift VORSICHT STUFE.

„Eine Frühstück für drei Personen, alles klar, Chef“, kritzelt der Südländer frohlockend auf seinen Bestellblock. „Ich mache. Kein Problem. Und was trinken?“

Da knallt die Kellertür wieder zu und Jakobus ist die Treppe in drei Sätzen hinuntergesprungen. Mit beiden Händen sich den Mund zuhaltend, stürzt er durch den mit Holzpaneelen verschaltten Gang zu den Toiletten. Das Licht hier unten ist mehr als spärlich, aber an dem Metallbeschlag eines im Stehen pinkelnden Knaben kann Jakobus die Tür zum Herrenklo erkennen. Bereits hier auf dem Gang ist das zweistimmige Gestöhne seiner Komplizen zu hören. Als er die Tür auftritt, sieht er zu seinem Entsetzen, dass die beiden einzigen Klos besetzt sind. Als seien sie schwer verwundet und dem Ende nahe, jammern Bartholomäus und Thaddäus in ihren Kabinen, während sich ihre Gedärme gurgelnd entleeren. Jakobus kann sie nicht mal um Beeilung bitten, da er nicht wagt, seinen Mund zu öffnen, aus Angst, sofort losbrechen zu müssen.

Jakko bleibt nichts anderes übrig, als die Herrentoilette umgehend zu verlassen und in das Damenklo zu stürmen. Sein Mageninhalt kommt ihm fast aus den Ohren, weshalb er dem voluminösen weiblichen Hinterteil auch keine große Aufmerksamkeit schenkt, deren Besitzerin kniend eines der Toilettenbecken schrubbt. Er stürmt in die Nachbarkabine und übergibt sich im hohen Bogen in die dortige Kloschüssel. Er röhr in das Becken, als würge er seine gesamten Eingeweide heraus, bis nur noch dünne, grüne Galle aus seinem Rachen spritzt. Doch fertig ist er noch lange nicht. Sein Magen kehrt sich im wahren Sinne des Wortes von innen nach außen.

Die unmenschlichen Geräusche, die Jakobus hervorbringt, treiben der türkischen Putzfrau in der Nachbarkabine eine Gänsehaut über den Rücken. Angewidert schleudert sie ihren Scheuerlappen in den Eimer, wischt sich die groben Hände an der Schürze trocken und stampft aus der von ihr gewienerten Toilettenkabine. Als sie dann aber feststellt, dass sich neben ihr ein Mann auf der Damentoilette die Seele aus dem Leib speit,

erfasst sie das blanke Entsetzen. Panisch eilt die Frau auf den Gang hinaus. Wie in einem Spukschloss hört sie hier Jakkos ältere Brüder im Herrenklo ächzen und glaubt nun endgültig, von Dämonen und Geistern umzingelt zu sein.

Sich furchtbar gruselnd hüpfte sie die Kellertreppe hoch und flüchtete ins Restaurant. Ihr vermutlicher Ehemann servierte Kaminski gerade den Mokka, einen Aschenbecher und eine bunte Boulevardzeitung mit großen Überschriften und kleinen Artikeln. „Hier. Zeitung von heute, Chef. Können Sie lesen, bis alles fertig habe.“

Kaminski nickte, das Gesicht stur auf die Tischplatte gerichtet, damit der Kellner und Koch nicht auf die Idee kommt, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Und, abgelenkt vom Geschrei seiner Frau, lässt er das auch sein. Verwundert geht der Türke zu seinem hyperventilierenden Weib, das in seiner Muttersprache sofort loszuzetern beginnt.

Der Wissenschaftler indes nimmt von den Vorgängen im Restaurant wenig Notiz, zumal der Fernseher mindestens ebenso laut plärrt wie die Frau. Er ist vielmehr auf seinem Stuhl zur Salzsäule erstarrt. Die Zeitung liegt vor ihm auf dem Tisch und sein eigenes Konterfei prangert als Fahndungsfoto der Polizei auf der Titelseite mit der fetten Überschrift: IST DER GEHEIMDIENSTKILLER IN DER STADT?

Vor Kaminskis Augen verschwimmt alles. Die Kehle schnürt sich ihm zu. Dabei hat er, objektiv gesehen, mit dem Suchfoto der Polizei überhaupt keine Ähnlichkeit mehr. Er dreht die Zeitung um und schiebt sie so weit weg, wie er nur kann. Ausgeliefert den Geschehnissen, die unaufhaltsam über ihn hereinzubrechen drohen, hockt er einsam und verlassen an dem Tisch. Um die Nerven zu beruhigen, will er von dem Mokka nippen, aber seine Hand zittert so stark, dass er sich fast den Kaffee über die Kleidung schüttet. Am liebsten würde er laut losschreien, so lange, bis er endlich aus diesem Albtraum erwacht. Doch die einzige Person, die im Augenblick schreit, ist

die Frau des Türken, der ungläubig in Kaminskis Richtung schielt.

Er ist erkannt!

Der Wissenschaftler springt von seinem Stuhl hoch und stolpert mit der schwarzen Aktentasche, die er wie ein Schutzschild vor sich trägt, so schnell er kann zur Tür.

„Hey Chef, was ist?“

„Nehmen Sie Ihre Hände weg!“, kreischt der Doktor hysterisch. „Ich habe ... einen wichtigen Termin!“

„Was ist mit Geld, Chef? Mokka und Börek. Dreifünzig.“

Hektisch sucht Kaminski in seinen Taschen nach ein paar Münzen, kann aber in den nagelneuen Klamotten außer Ersatzknöpfen nichts finden. Ihm bleibt keine andere Wahl, als dem Abkassierer einen 50 Euroschein in die Pranke zu drücken.

„Haben Sie nicht kleiner?“

Kaminski schüttelt den Kopf.

„Kann nicht wechseln, Chef.“

Doch Kaminski will sich nicht länger hinhalten lassen und warten, bis die Polizei eintrifft. Er reißt die Tür des Restaurants auf und flieht auf die Straße.

„Was ist mit restliche Geld?“, ruft der erstaunte Wirt seinem wunderlichen Gast hinterher und wedelt ratlos mit der Euronote.

Wie ein angeschossenes Tier schwankt Kaminski den Bürgersteig entlang und läuft zwischen zwei parkenden Lastwagen auf die Fahrbahn. Er scheint weder zu wissen, vor was er flüchtet, noch wohin. Plötzlich erschallt ohrenbetäubendes Gehepe, Reifen quietschen und der Wissenschaftler findet sich bäuchlings auf der Motorhaube eines Taxis wieder! Zum Glück konnte der Taxifahrer rechtzeitig bremsen. Hinter dem Steuer sitzt Günter, der Kreuzworträtsler und Reanimateur von Stella, der nach der aufreibenden Nachtschicht dunkle Ringe unter den Augen hat. Sein Hawaiihemd ist immer noch bis zum Bierbauchansatz geöffnet und entblößt seine breite, behaarte Brust.

„Mann, sind Sie verrückt!?“, brüllt der Berufschauffeur aus seinem offenen Seitenfenster hinaus. „Sie können doch nicht ohne zu kieken auf die Straße rennen!“

Verwirrt rappelt sich Kaminski wieder von der Motorhaube hoch, ohne anscheinend zu registrieren, dass er beinahe überfahren worden wäre. „Sind Sie noch frei?“

„Wie bitte?“

„Ich ... suche ein ... Taxi.“

Fassungslos starrt der Berufsfahrer den vergreisten Elvis-Imitator vor seinem Kühlergrill an. „Deswegen müssen Sie mir doch nicht wie ein Kamikaze vor die Stoßstange springen! Ein einfaches Handzeichen genügt, um ein Taxi anzuhalten.“

Der Taxifahrer Günter stößt ihm die linke, hintere Seitentür auf und die ersten ungeduldigen Autofahrer reagieren ihren Frust wegen des Staus bereits an den Signalhörnern ab. Zittrig tastet sich Kaminski um die Karosserie des Taxis zu der offenen Tür.

„Nun los! Steigen Sie schon ein!“

Das Gesicht halb hinter dem hochgeschlagenen Kragen seines Jacketts verbergend, fällt der Wissenschaftler außer Atem auf die Rückbank und reißt die Tür hinter sich zu.

„Wo soll es denn hingehen?“

Wie ein Fisch auf dem Trockenen schnappt der alte Mann mit den Rock ´n Roll-Koteletten nach Luft. „Geradeaus.“

Die linke Augenbraue hochgezogen, dreht sich der Fahrer zu seinem Passagier um, verkneift sich dann aber einen Kommentar und reiht sich einfach in den zäh fließenden Verkehr der Hauptstraße ein. Durch den Rückspiegel hat er seinen Fahrgast aber genau im Auge.

Kaminski ist immer noch völlig außer sich. Er wirbelt auf der Hinterbank herum, um zu sehen, ob irgendjemand oder irgendetwas das Taxi verfolgt, und brabbelt die ganze Zeit unverständliches Zeug in seinen nicht mehr vorhandenen Bart.

„Können Sie mir jetzt endlich verraten, wo Sie hin wollen?“, erkundigt sich der schon ziemlich genervte Chauffeur.

Sie sind im morgendlichen Berufsverkehr zwar erst wenige Meter vorangekommen, aber das Taxameter tickert unerbittlich.

„Zum Bahnhof“, piepst Kaminski.

„Zu *welchem* Bahnhof?“, knurrt der Fahrer gefährlich.

„Zum nächsten Bahnhof.“

„Werter Herr, es gibt Fernbahnhöfe, S-Bahnhöfe, Busbahnhöfe, U-Bahnhöfe. Sie müssten sich schon ein wenig präziser ausdrücken.“

Mit den Handballen an den Schläfen, als ob er zu verhindern sucht, dass ihm der Schädel platzt, ächzt Kaminski herum. „Ich überlege noch. Einen Augenblick bitte!“

„Nicht, dass wir uns falsch verstehen, guter Mann, aber sind Sie sich sicher, dass Sie genügend Geld dabei haben, um diese kleine Stadtrundfahrt, die wir hier gerade unternehmen, auch bezahlen zu können?“

Empört über diese im Grunde verständliche Sorge des Taxifahrers reißt Kaminski seine Geldbörse auf und schmeißt Günter einen zerknüllten 50 Euroschein auf den leeren Beifahrersitz. „Reicht das?!“

„Kein Grund, sich aufzuregen, mein Herr. Schlechte Erfahrungen haben mich vorsichtig gemacht. Nichts gegen Sie persönlich.“

„Bringen Sie mich zum nächsten Fernbahnhof!“

„Na sehen Sie, klappt doch mit Ihnen. Jetzt müssen Sie mir nur noch verraten, ob Sie lieber zum Alexanderplatz wollen oder zum Ostbahnhof, denn wir sind von beiden ungefähr gleichweit entfernt.“

„Fahren Sie mich zum Alexanderplatz – oder besser zum Ostbahnhof? Nein, warten Sie, doch zum Alexanderplatz. Ach, ich weiß es nicht. Welcher ist denn der größere Fernbahnhof?“

Mit einer ungeöffneten Getränkedose kühlt sich der Taxifahrer die knitterige Stirn in der Hoffnung, damit seine glühenden Nerven vor dem Durchbrennen zu bewahren und sein Temperament vor dem Überkochen. „Guter Mann, ich habe eine außerordentlich anstrengende Nachtschicht hinter mir. Fast

wäre ein junges Mädchen in meinen Armen gestorben. Das ging mir ziemlich an die Nieren. Und kaum habe ich mich einigermaßen davon erholt, springen Sie mir vor die Motorhaube, wissen nicht, wo Sie hin wollen, aber fragen mich Löcher in den Bauch, wie groß die Berliner Bahnhöfe sind! Was ist los mit Ihnen? Werden Sie verfolgt? Oder bin *ich* heute einfach nur zu sensibel?!“

„Lassen Sie mich in Ruhe!“, kreischt Kaminski mit schriller Stimme. „Fahren Sie ... fahren Sie einfach zu einem Bahnhof. Irgendeinen Bahnhof.“

Durch den Rückspiegel beobachtet Günter, ob bereits Schaum in den Mundwinkeln seines psychopathischen Passagiers zu entdecken ist, der sich gebärdet, als bekäme er jeden Moment einen Schlaganfall. Als dann auch noch zwei Kinder, die aus einem auf der Nebenspur fahrenden Auto glotzen, mit Fingern auf den puterrotten Wissenschaftler zeigen und ihm die Zunge rausstrecken, dreht Kaminski völlig durch. Ungeahnte physische Fähigkeiten entwickelnd, hopst er wie ein aus der Kiste schießender Springteufel auf die linke Seite der Rückbank und verbirgt das Gesicht hinter seinem Aktenkoffer, als befänden sich in dem anderen Auto nicht zwei übermütige Kinder, sondern Scharfschützen der Kriminalpolizei.

Da der durchgeknallte Alte jetzt genau hinter dem Taxifahrer sitzt und Günter ihn im Rückspiegel nicht mehr unter Kontrolle hat, vernachlässigt er für einen kurzen Moment den Straßenverkehr und sieht die plötzlich rot aufleuchtenden Rücklichter des vorausfahrenden Kraftfahrzeugs zu spät. In letzter Sekunde versucht er noch eine Vollbremsung, doch der Sicherheitsabstand ist zu gering. Der Kühlergrill des Taxis rutscht laut scheppernd auf den Kofferraum des vorausfahrenden Autos, Stoßstangen knallen aufeinander und Plastiksplitter fliegen durch die Luft.

Der Aufprall war nicht übermäßig stark, doch der Blechschaden scheint beträchtlich. Der Taxifahrer ist völlig perplex. „Das kann doch wohl nicht wahr sein!“, fängt Günter fassungs-

los an zu brüllen und ist kurz davor, sein Lenkrad aus dem Armaturenbrett zu reißen. „Nein! Das darf nicht wahr sein! Das darf nicht wahr sein!!!“ Fingerdick schwillt ihm die Halsschlagader an.

Die Fahrertür des hinten eingedellten Wagens geht vorsichtig auf und eine korpulente, kleine Frau mit kreidebleichem Gesicht torkelt auf die Straße. Mit geschlossenen Augen kurbelt Günter sein Seitenfenster herunter.

„Bin ich schuld?“, fragt die Frau ganz aufgelöst.

Der Taxifahrer sieht aus, als ob er mit bloßen Händen jemanden erwürgen könnte, so fest hat er sich in das Lenkrad verkrallt. „Nein“, grollt es aus den tiefsten Abgründen seiner Seele, denn ihm ist natürlich klar, dass die Frau an dem ganzen Schlamassel am wenigsten Schuld trägt.

„Ich muss die Polizei rufen. Das ist ein Mietauto. Das steht ausdrücklich so im Vertrag.“

Günter will gerade sein Mikrofon aus der Halterung nehmen, um über Taxifunk einen Streifenwagen zu rufen, als hinter ihm die Tür aufspringt. Kaminski klettert aus dem Wagen und verschwindet im Pulk der Schaulustigen auf dem Bürgersteig.

„Oh, ist der alte Mann verletzt?“, sorgt sich die Frau und schaut dem verkleideten Rock ´n Roll-Opa hinterher.

„Nein, nein. Aber er wäre es geworden, hätte er jetzt nicht das Weite gesucht!“

Am anderen Ende der Straße, in den Katakomben des Kebabrestaurants, hängt der große Blonde mit dem Bürstenhaarschnitt immer noch über dem Klo des Damen-WC. Schleimige Speichelfäden baumeln an seinen Lippen bis hinunter ins Toilettenbecken, in dem halb verdauter Mageninhalt schwimmt. Mit seinem letzten sauberen Taschentuch wischt sich Jakobus den Mund ab und spült das Erbrochene weg. Jakko ist so ausgelaugt, dass er auf Knien zum Waschbecken der Toilette krabbeln muss. Das frische, kalte Leitungswasser revitalisiert ihn

aber einigermaßen und er schafft es, auf die Beine zu kommen. Hände und Gesicht bespritzt er mit Wasser und zieht sich im Spiegel den Schlips seines dezenten Geschäftsanzugs zurecht.

Benommen schwankt er zurück in den holzgetäfelten Flur des Restaurantkellers und hört die gepressten Stimmen seiner beiden Brüder aus der Herrentoilette dringen. Da die Kellertreppe für seine weichen Knie noch zu steil ist, beschließt Jakobus, nach seinen Geschwistern zu schauen und betritt das Nachbarklo.

„Papier! Verdammt, ich brauche Papier! Irgendwas zum Arsch abwischen!“, schimpft Bartholomäus in seiner Kabine und feuert eine leere Toilettenpapierrolle über die Kabinentür, direkt vor Jakobus Füße. „Wo hast du diesen Fraß heute Nacht bloß hergeholt, Ted? Ich bringe den um, der das gekocht hat!“

Thaddäus grunzt in der Nachbarkabine, ob vor Schmerzen oder um Bart Unterstützung zuzusagen bei seiner Vergeltungsaktion, lässt sich nicht heraushören.

„Verdammt, warum gibt es nirgends Klopapier?!“ Auf dem Abort hockend, stößt Bart seine Kabinentür auf, um sich im Toilettenraum nach dem dringend benötigten Hygienematerial umzusehen. Er ist ziemlich überrascht stattdessen Jakobus vorzufinden. „Was machst du hier denn?“

„Ich habe gekotzt“, lehnt Jakobus schlapp an der gekachelten Wand.

„Hast du etwa den Doktor allein gelassen?!“

„Musste ich. Oder hätte ich oben auf den Tisch kotzen sollen?“ Langsam kriecht der Brechreiz Jakobus wieder die Kehle. Selbst mit zugehaltener Nase ist der Fäkalgestank kaum zu ertragen.

Unter der Trennwand schiebt Thaddäus den Rest seiner Toilettenrolle zu Bartholomäus hinüber, aber es sind nur noch wenige Zentimeter übrig. Da plötzlich krümmt sich der Zopfträger erneut vor Schmerzen und selbst Jakobus kann hören, wie es in Barts Gedärmen grummelt.

„Oh ... es geht schon wieder los!“, jammert der skrupellose Killer voller Agonie, schmeißt seine Kabinentür zu und ein Sturzbach aus Fäkalien spritzt aus seinem gereizten Verdauungstrakt. Als nichts mehr kommt, betätigt er erschöpft die Toilettenspülung und schon nach wenigen Rohrwindungen vereint sich die braune Brühe mit der miefigen Kanalisation der Stadt.

Durch unterirdische Kanäle plätschert die Jauche aus dem Restaurant den Klärwerken Berlins entgegen. Überall münden zusätzliche Abwässer in diesen stetig anschwellenden Fluss der Unterwelt, unter anderem auch aus einem überfluteten Gully oben an der Straße, über den ein orangefarbenes Fahrzeug der Stadtreinigung rollt, das mit kräftigem Wasserstrahl die Bordsteinkanten säubert. Der gerade dort entlang flüchtende Dr. Kaminski muss sich ziemlich in acht nehmen, nicht nassgespritzt zu werden.

Ständig dreht er sich um, ob ihm jemand folgt. Seine Lunge pfeift, als hätte er eine Flöte verschluckt. Unter akuter Atemnot leidend, kramt er ein Tablettenröhrchen aus seiner Sakktasche und lässt sich zwei kleine Pillen in die Handfläche kullern. Ohne Wasser stopft sich Dr. Kaminski die Dragees in den Mund und würgt die Medizin herunter.

Kurz darauf nähert er sich einem U-Bahn-Eingang, aus dem Dutzende müde Arbeitnehmer strömen. Mühsam gegen den Strom entgegenkommender Menschen ankämpfend, steigt der Doktor keuchend die Treppe zum Bahnsteig hinunter, als auf einmal ein steifer Wind durch die Gänge pustet und eine Untergrundbahn in den Bahnhof rast. Kaum zu Luft gekommen, muss Kaminski erneut rennen, um den letzten Waggon zu erwischen, bevor sich die Türen des Zuges wieder automatisch schließen.

„Die Fahrausweise zur Kontrolle bitte!“, rufen in dem Moment drei Beamte in der graublauen Uniform der Berliner

Verkehrsbetriebe durch den rasselvollen Waggon – gerade, als dieser rüttelnd in den Tunnel einfährt.

Kapitulierend plumpst der Doktor auf einen freien Eckplatz und rauft sich die so mühevoll frisierte Tolle, während die Kontrolleure unerbittlich das Abteil durchkämmen. Dr. Kaminski weiß nicht, was ihm ohne Fahrkarte blüht, aber er geht davon aus, dass sein Weg über kurz oder lang auf einem Polizeirevier enden wird. Schicksalsergeben fängt er in seiner Verzweiflung an, milde zu lächeln.

„Die Fahrausweise bitte, meine Herrschaften!“, verlangt einer der Kontrolleure, der sich bis in Kaminskis Umgebung vorgearbeitet hat. Die Passagiere um ihn herum zücken gehorsam ihre Monats-, Wochen- oder Tageskarten, die der Schaffner bei ein paar fremdländisch aussehenden Fahrgästen besonders gewissenhaft inspiziert.

„Besitzen auch die beiden Gentlemen die Güte, ihre Fahrausweise vorzuzeigen?“, heuchelt der Kontrolleur übertrieben freundlich gegenüber zwei zotteligen Weinbrandbrüdern, hinter denen als letzter nicht kontrollierter Fahrgast nur noch Kaminski auf seinem Eckplatz kauert.

„Warum?“, kichert der eine der beiden plötzlich keck.

Der Kontrolleur schaut den widerspenstigen Toppelbruder gelangweilt an. „Damit ich sicherstellen kann, dass Sie im Besitz eines gültigen Fahrausweises sind. Ansonsten müsste ich davon ausgehen, dass das nicht der Fall ist. Das würde bedeuten, dass ich Ihre Personalien aufzunehmen habe – falls Sie so etwas wie einen Personalausweis besitzen. Sie kennen doch die Prozedur, oder?“

„Wissen Sie“, verschaukelt ihn der Clochard, „es gibt so viele Hochstapler, Betrüger und anderes Gesindel in dieser Stadt. Woher weiß ich, dass Sie Ihre Robe nicht aus dem Kostümverleih haben und hier *Hauptmann von Köpenick* spielen?“ Der kleine, aufmüpfige Penner kickt mit dem Ellenbogen seinem Kumpanen in die Seite, damit dieser ihm in irgendeiner

Weise Recht gibt, doch der Begleiter scheint so betrunken, dass er fast im Stehen schläft.

Alle Augen im hinteren Teil des Waggons sind jetzt auf das argumentierende Pärchen gerichtet, wobei dem Kontrolleur die viele Aufmerksamkeit gar nicht behagt. Er nimmt mit seinen beiden Kollegen Blickkontakt auf und winkt diese als Verstärkung zu sich herüber. „Zeigen Sie mir jetzt Ihre Fahrkarten, oder nicht?“

„Wenn Sie mir *Ihren* Dienstausweis zeigen, selbstverständlich.“

Die beiden Kollegen des Kontrolleurs sind bei ihm eingetroffen und für einen Moment überlegt der Herausgeforderte, was er tun soll. Dann greift er wütend in seine Brusttasche und tastet – sucht – wühlt – findet aber nichts. Alarmiert wandern seine Hände durch die Jacke, die Hose und endlich in der rechten Gesäßtasche stößt er auf seine Dienstpapiere. Wie einen Haftbefehl hält der Gedemütigte seinen Ausweis den beiden Asozialen unter die Nase. „Nächste Station steigen Sie mit uns aus!“

„Müssen wir?“, fragt der Zottelige scheinheilig nach. „Glauben Sie etwa, wir fahren schwarz?“

Der Zug rast in den Bahnhof ein und bremst langsam ab. Die neugierigen Blicke der anderen Fahrgäste genießend, leert der halbnüchterne Trunkenbold gemächlich die Hosentasche, während sein völlig narkotisierter Spießgeselle neben ihm mit offenen Augen schnarcht. Die Türen des Zuges gleiten auf und die Kontrolleure sind schon darauf gefasst, dass die beiden Strolche versuchen werden abzuhaufen. Doch weit gefehlt. Lediglich Dr. Kaminski steigt aus, auf den allerdings niemand achtet. Triumphierend präsentiert der zottelige Kerl zwei korrekt entwertete und gültige Fahrscheine für sich und seinen Begleiter. „Bitte entschuldigen Sie uns, meine Herren, es war schön, Sie kennen gelernt zu haben, aber wir sind am Ziel unserer Reise angelangt.“

Erleichtert, dass er noch einmal ungeschoren davon kam, will Kaminski sein Glück nicht ein zweites Mal testen und tipelt eilig zum Ausgang der Station, denn der Bahnsteig wimmelt vor Kontrolleuren aus den anderen Waggonen, die jetzt mit der Aufnahme der Personalien der erwischten Schwarzfahrer beschäftigt sind. Der Doktor quält sich die Treppe Richtung Straße hoch, als plötzlich von hinten jemand ruft: „Hey! Sie mit dem Koffer! Bleiben Sie doch mal stehen!“

Natürlich tut das Kaminski nicht. Weiter die Treppe nach oben eilend, dreht sich der Wissenschaftler nur kurz um und sieht, wie ihm die beiden Penner zuwinken. Panisch, dass man ihn erkannt hat, springt der korpulente Doktor die letzten Stufen hoch, zurück ans Tageslicht. Kurz vor dem Kollabieren wankt er Halt suchend zu einem Laternenmast, doch erschüttert stellt Kaminski fest, dass er im Kreis geflüchtet sein muss. Durch die gleiche Straße fuhr er vorhin schon im Mercedes Bus und das Kebabrestaurant liegt nur ein paar Ecken entfernt.

Weiterhin halten seine drei Fluchthelfer die Herrentoilette dort besetzt. Jakobus hat mittlerweile die Suche nach Hygienetüchern für seinen Bruder aufgegeben und lehnt erschöpft an der Wand. Thaddäus wäscht sich mit kaltem Wasser das Gesicht, um die Leichenblässe abzulegen, die der Durchfall ihm bescherte. Nur Bartholomäus hockt immer noch auf der Kloschüssel – weiterhin ohne ein Zipfelchen Toilettenpapier, um sich das Gesäß zu säubern.

„Soll ich nach oben gehen und nach ein paar Servietten fragen?“, schlägt Jakobus als Lösung vor.

Barts Kabinentür steht offen und er zeigt in Richtung des Waschbeckens, dort, wo Thaddäus sich befindet. „Schneid die Handtuchrolle durch und roll so viel ab, dass das eine Ende bis zu mir reicht!“

Neben dem Waschbecken hängt ein Kasten an der Wand, in den ein weißes Leinentuch eingespannt ist, um sich die Hän-

de abzutrocknen. Ist das Stoffband nass, dreht man die endlose Handtuchrolle weiter, bis wieder ein sauberes Stück erscheint. Jakobus reißt das von zu vielen Kochwaschgängen mürbe gewordene Gewebe mit bloßer Hand durch und läuft mit dem Stoffband einmal quer durch den Raum zu seinem Bruder.

„Gib es mir unter der Tür durch“, verlangt Bartholomäus und schließt seine Kabinentür, weil es ihm wohl unangenehm ist, jetzt beobachtet zu werden. Meterweise verschwindet die straff gespannte Handtuchbahn unter Bartholomäus Türkante. Kurz darauf öffnet sich die Tür wieder und Bart hat seine Hosen oben. Rein aus Reflex drückt er auf die Spülung. Ein Fehler, wie ihm sehr schnell bewusst wird, denn das Stoffhandtuch verstopft natürlich das Abflussrohr der Toilette. Bartholomäus kann den Spülvorgang nicht mehr abbrechen und die braune Gülle steigt bis zum Beckenrand und läuft am Keramikkörper des Klosetts herunter.

„Raus hier!“

Matt schleppen sie sich die steile Kellertreppe nach oben.

„Wir sollten an einer Apotheke vorbeifahren und uns ein paar Kohletabletten besorgen“, rät Jakobus und öffnet die Tür ins Restaurant.

„Alles fertig, Chef!“

Strahlend steht der türkische Koch plötzlich vor ihnen und überfällt sie mit einer großen Servierplatte voll anatolischer Spezialitäten.

„Kommen, kommen, setzen Sie!“

Er registriert nicht, dass Essensgeruch mit das Unerträglichste ist, das er seinen Gästen im Augenblick antun kann.

„Wo ist der Alte?!“, brüllt Bartholomäus durch das Restaurant, als er den leeren Platz am hintersten Tisch sieht.

„Keine Sorge. Ist alles bezahlt, Chef.“ Der Koch hält seine Spezialitätenkreation Bartholomäus unter die Nase, doch der schleudert dem fleißigen Mann die Platte aus der Hand und das Essen fliegt im hohen Bogen durch die Luft.

Noch bevor der Spezialitätenteller auf den Boden schepert und in tausend Scherben zerspringt, packt Bartholomäus den Türken am Hemdkragen und läuft fast Amok. „Wo ist der alte Mann, der mit uns kam?“

Der Türke kann sich von seinem Angreifer losreißen und flüchtet in den Küchenbereich, wo er zu seiner Verteidigung ein paar Messer zu liegen hat. „Er musste gehen, schnell. War sehr aufgeregt. Weiß nicht warum. Hat aber alles bezahlt. Und jetzt alles kaputt!“

„Schnauze!“, brüllt Bartholomäus und rauft sich die Haare.

„Ich weiß, warum er abgehauen ist.“ Jakobus steht am Tisch, an dem Kaminski vorhin saß, und hat die Zeitung in der Hand.

Bartholomäus stürzt sofort zu seinem jüngeren Bruder.

„Panik“, flüstert Jakobus gedämpft und zeigt dezent auf das Fahndungsfoto von Kaminski auf der Titelseite der Zeitung.

„Scheiße!“, faltet Bart fluchend die Zeitung zusammen und steckt sie ein. „Aber er kann nicht weit sein.“

Ängstlich beobachtet der Wirt seine drei unberechenbaren Gäste und befürchtet schon, dass er massakriert wird, als Bartholomäus auf ihn zukommt.

„Es tut mir leid. Ich wollte Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten. Hier, nehmen Sie das. Ich hoffe das deckt den entstandenen Schaden.“

Der Türke nickt nur ungläubig. Bartholomäus lässt einen Geldschein an der Kasse liegen. Sofort verlassen die drei das Restaurant. Mit den Nerven fertig schleicht der Mann nun ebenfalls zur Eingangstür, schließt diese von innen ab und hängt ein Schild vor die Scheibe.

GESCHLOHSEN.

Hauptportal des Klinikums, **11** Minuten nach sieben

Ein reges Treiben herrscht vor dem Eingang des Hauptgebäudes. Die Nachtschicht des Krankenhauses geht erschöpft nachhause und die Mitarbeiter der Verwaltung, der Labors und der Technik kommen zur Arbeit. Neuster Tratsch wird ausgetauscht, schnell wird noch eine Frühstückszigarette geraucht.

Aus einem Seitenausgang der Rettungsstelle hinter dem Hauptportal kommt Joa gelaufen. Er zieht Stellas Röntgenaufnahmen unter seinem Kittel hervor und trägt sie jetzt offen in der Hand. Querfeldein springt er über eine niedrige Hecke und schlängelt sich durch den Autoparkplatz vor dem Hauptgebäude. Am Ende des Parkplatzes taucht ein aus der Zeit um Bismarcks Reichsgründung stammender Backsteinbau auf. Joa muss eine breite, aber kaum befahrene Straße überqueren und steht dann vor der gut zwei Meter hohen Mauer, die das Gelände von der Außenwelt abschirmt. Neben der Einfahrt hängt ein gefrästes Messingschild mit der Aufschrift: INSTITUT FÜR RECHTSMEDIZIN DES UNIVERSITÄTSKLINIKUMS MITTE. Der Vorgarten des Instituts ist verwildert und Joa springt die geschwungene Steintreppe zum Haupteingang der Rechtsmedizin hoch.

„Der Herr Joachim!“, begrüßt ihn ein grauhaariges Männchen in der Pförtnerloge.

„Morgen, Herr Mieske“, scheint der Pfleger über diese Begegnung allerdings weniger erfreut. „Wann merken Sie sich endlich, dass ich Joa heiße?“

„Stimmt, Sie wollten ja nie Joachim genannt werden. Ist auch ein komischer Name für einen Afrikaner.“

Joa verdreht entnervt die Augen.

Der Pförtner lächelt ihn dämlich an. „Wat haben Sie eigentlich so viele Pflaster im Gesicht? Sind Ihnen wieder ein paar rechte Jungs über den Weg gelaufen?“

„Arbeitsunfall.“

„Na Mensch, und warum lassen Sie sich nicht nachhause schicken?“

„Weil ich sowieso gleich Feierabend habe.“

„Das ist Pech“, lacht der Alte. „Und wat führt Sie jetzt zu uns? Wollen Sie sich wieder als Aushilfe bewerben?“

„Nein, nein. Ich habe der Sektionstechnikerin Gülay versprochen, bei Gelegenheit vorbeizuschauen.“

„O je, ich glaube, die Gülaysche hat heute Stress.“ Der Portier schält sich gelangweilt einen verschrumpelten Apfel. „Die ist ganz allein. Der Professor und sein Assi wurden vor über einer Stunde zu einem Tatort gerufen und ihre neue Kollegin im Labor hat mal wieder verpennt.“

Um nicht länger vom Geschwätz des Portiers aufgehalten zu werden, schiebt der Krankenpfleger langsam die Glastür zum Treppenhaus auf. „Schön, Sie getroffen zu haben, Herr Mieske“, lügt Joa und schlüpft schnell durch die Tür. „Leider habe ich es ein wenig eilig.“

„Wollen Sie Äpfel?“, ruft der Pförtner durch seine kleine Sprechluke dem Pfleger hinterher. „Eigene Ernte. Fünf Zentner habe ich aus meinem Garten geschleppt!“ Doch das Angebot verhallt ungehört in der Eingangshalle des Instituts.

Joa wieselt das Treppenhaus hinunter ins Tiefparterre und ein Bewegungsmelder schaltet automatisch die Deckenbeleuchtung im Gang ein. Jeder Winkel und jede Ecke ist gewienert und geputzt. Das Gemäuer ist schon alt und die Gas-, Wasser-

und Stromleitungen sind noch alle über Putz verlegt. Mehrere Labor- und Funktionsräume gehen vom Flur ab, aber nirgendwo brennt Licht und es ist totenstill hier unten - kurioserweise nur nicht dort, wo die Toten liegen. Die Aggregate der Kühlzellen brummen hypnotisierend und bewahren die Leichen in den einzelnen Boxen vor ihrer vorzeitigen Verwesung.

Unschlüssig steht Joa vor dem wuchtigen Leichenkühlschrank und grübelt, ob er seiner Neugier nachgeben darf. Nur vier der neun Zellen sind eingeschaltet und damit belegt. Er fasst sich ein Herz und öffnet die erste Box. Zischend geht die Zelle auf und die Metallbahre, auf der der tote Körper liegt, rollt fast von allein heraus. Doch bereits an den behaarten Unterschenkeln lässt sich erkennen, dass es sich um einen Mann handeln muss. Sofort verschließt Joa die Box wieder. In der nächsten Zelle deuten winzige Gliedmaßen auf ein Kind hin. In der dritten liegt wieder ein Mann. Und in der vierten eine einbeinige, uralte Frau. Eine Brandleiche ist nirgends zu finden.

Auf der Suche nach der Sektionsassistentin steigt Joa die Stufen wieder eine Etage höher, macht aber einen großen Bogen um den Eingangsbereich und die Pfortnerloge. In den Fluren des Erdgeschosses stehen Lehrvitrinen mit durchschossenen, gespaltenen und anderweitig malträtierten Schädeln. An den Wänden hängen Schaukästen mit feinsäuberlich aufgereihten Oberschenkelknochen, Rippenbögen und Unterkiefern in verschiedenen Wachstumsstadien. Doch den gruseligen Höhepunkt bildet ein riesiger, in die Wand eingelassener Glaschrank, in dem eine vertrocknete Mumie, eine aufgeblähte und wächsern aussehende Wasserleiche und ein halb skelettierter Körper, der von einer Granate oder wilden Tierpranken zerfetzt wurde, liegen

Joa schenkt all diesen Präparaten nicht viel Aufmerksamkeit, sondern lugt in das Auditorium des Instituts, in dem Vorlesungen für Studenten und Kriminologen gehalten werden. Doch auch dort ist Gülay nicht anzutreffen. Der Sektionssaal

gegenüber dem Auditorium ist abgeschlossen und Joa schleicht zurück ins Treppenhaus und eine Etage höher.

Im ersten Stock des Rechtsmedizinischen Instituts befinden sich die Räume der Verwaltung, das Sekretariat und die Arbeitszimmer der Gerichtsmediziner. Hier hängen keine einbalsamierten Leichenteile an den Wänden, sondern die in Öl gemalten Porträts der größtenteils längst verstorbenen Direktoren des Instituts, das noch zu Kaisers Zeiten erbaut wurde.

Die Schreibtische in den Verwaltungszimmern sind alle leer und die Tastaturen der Computer abgedeckt. Nur aus Professor Branitz' Büro dringen klappernde Geräusche. Eine dunkelhaarige Frau in einem hellblauen Laboroverall sitzt im Sekretariat des Direktors und füllt mithilfe einer alten, elektrischen Schreibmaschine irgendwelche vorgedruckten Formulare aus.

„Nilgün!“, platzt Joa in die relative Stille. „Endlich habe ich dich gefunden!“

Die junge Frau zuckt furchtbar zusammen. „Joa! Bist du verrückt?!“, schimpft die kleine, aber kräftig gebaute Sektionsassistentin, ohne allerdings wirklich böse zu sein. „Du hast mich zu Tode erschreckt.“

Die junge Türkin, ungefähr im gleichen Alter wie der Krankenpfleger, springt von ihrem Stuhl auf, tänzelt zu ihrem Besuch und nimmt diesen herzlich in die Arme.

„Was war denn vorhin los am Telefon?“ Nilgün hält besorgt Joas Hand. „Warum hast du so plötzlich aufgelegt?“

„Deswegen.“ Der Krankenpfleger zeigt auf sein zugepflastertes Gesicht. „Ich hampelte auf so einem verdammten Schreibtischstuhl herum-, und als der dann auf einmal wegrollte, habe ich das Gleichgewicht verloren.“

„Dein Gesicht sieht übel zugerichtet aus.“

„Halb so schlimm. Sind nur ein paar Schrammen. Nasenbein ist intakt. Ein Fall für die Gerichtsmedizin bin ich zum Glück nicht.“

„Und ich dachte schon, du bist in Ohnmacht gefallen, weil du sie kanntest.“

„Wen?“

„Na die Brandleiche! Deswegen hattest du doch angerufen.“

Joa schlägt sich vor die eigene, begriffsstutzige Stirn. Von Nilgün wieder auf die Spur gebracht, fingert er nervös an den mitgebrachten Röntgenbildern.

„Wieso interessiert ihr euch da drüben in der Rettungsstelle eigentlich für eine Brandleiche?“

„Na ja, weil äh ...“, druckst der Schwarze verlegen herum. Diesmal hört ihm Nilgün aufmerksam zu und sucht nicht nach ihrer Brille, die mittlerweile an einer filigranen Kette um ihren Hals baumelt. „... heute Nacht brachte uns der Notarzt eine Frau, deren Wagen bei einem Unfall völlig ausbrannte. Sie steht noch unter Schock und kann sich nicht erinnern, wer die Brandleiche ist, die auf dem Beifahrersitz gefunden wurde.“

„Sag mal, Joa, spielst du Privatdetektiv? Hat dich deine Patientin dazu angestiftet?“

„Nein, natürlich nicht! Sie war nur so verzweifelt, da habe ich ihr versprochen, mich mal zu erkundigen.“

„Und ich blöde Gans gebe dir auch noch Auskunft! Du weißt doch, dass wir Obduktionsergebnisse nur an die Staatsanwaltschaft und die Polizei weitergeben dürfen“, hält sie ihm mit erhobenem Zeigefinger eine Standpauke.

„Aber irgendwie musst du dabei die Identität verwechselt haben ...“

„Ich??? Ich habe dir nur vorgelesen, was auf dem Obduktionsprotokoll stand. Wenn, dann hat Professor Branitz was verwechselt. Sag dem das. Beziehungsweise ... du darfst das dem Alten natürlich auf keinen Fall sagen! Erfährt der, dass du von mir den Namen hast, lässt der mich drei Wochen lang das Labor schrubben!“

Joa erkennt, dass er seine Nachforschungen nicht besonders intelligent begonnen hat. Ein paar Sekunden grübelt er über eine neue Taktik nach und setzt dann seinen treuherzigen Blick auf. „Na ja, du hast mich durchschaut. Eigentlich habe ich

die Sache nur zum Vorwand genommen, dich mal besuchen zu kommen.“

Nilgün schießt das Blut in die Wangen. „Meinst du das ehrlich?“

„Natürlich. Die Arbeit in der Rettungsstelle ist zwar interessant, aber das Arbeitsklima ätzend. Bei euch ging es immer viel relaxter und lustiger zu. Und solche Kolleginnen wie dich gibt es in der Ersten Hilfe auch nicht ...“

Die von Berufs wegen hartgesottene Sektionstechnikerin ist jetzt ziemlich verlegen und räumt sinnlos irgendwelche Papiere auf dem Vorzimmerschreibtisch hin und her. Doch plötzlich schießt ihr ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf. „Ach herrje, Branitz hat zu mir gesagt, dass ich nicht vergessen darf, den Sterilisator auszuräumen!“

„Na, wenn es weiter nichts ist. Komm, ich helfe dir.“

Im siebten Himmel schwebend bei so viel charmanter Hilfsbereitschaft fehlen ihr jetzt tatsächlich die Worte und man spürt förmlich, wie sie nach einem Allerweltsthema sucht, um ihre Sprachlosigkeit zu kaschieren. Unverfänglichen Gesprächsstoff findet sie in Form der verschrumpelten Äpfel, wie sie vorhin der Pförtner aß, die dutzendfach in einer Schale auf dem Schreibtisch liegen. Nilgün nimmt sich ein Stück Obst, beißt hinein und bietet ihrem Besuch an, ebenfalls zuzugreifen.

„Sind aus Mieskes Garten. Sehen nicht sehr appetitlich aus, schmecken aber ganz gut. Mieske hat das halbe Institut mit seiner Ernte versorgt. Den meisten kommen die Äpfel allerdings schon zu den Ohren heraus.“

Der Krankenpfleger schnappt sich lächelnd eine der mickerigen Früchte und folgt der Türkin auf den Flur und die Treppe hinunter ins Erdgeschoss.

„Kriegst du keinen Ärger in der Rettungsstelle, wenn du solange hier bist?“

„Mein Oberarzt weiß Bescheid. Außerdem habe ich fast Feierabend.“

„Du Glücklicher. Ich habe vor anderthalb Stunden erst angefangen.“ Nilgün betritt einen kleinen, fensterlosen Arbeitsraum, in dem der Sterilisator steht.

„Schade. Wir hätten sonst frühstücken gehen können. Ist die Brandleiche eigentlich noch hier im Institut?“

Etwas enttäuscht über diese unromantische Abschweifung nickt die Türkin irritiert. „Natürlich. Im Sektionssaal.“

„Und warum nicht in den Kühlzellen?“

„Warum? Brandleichen verwesen nicht so schnell.“ Für Nilgün ist es unbegreiflich, wieso sich Joa für dieses Thema weiterhin so brennend interessiert. „Ich dachte eigentlich, wir könnten ein bisschen über uns reden“, protestiert sie eingeschnappt.

„Über uns...? – Ja, natürlich. Können wir mal machen. Ich bin nur deshalb so neugierig, äh ... du weißt doch, wie interessant ich eure Arbeit immer fand und äh ... na ja, ich habe noch nie eine echte Brandleiche gesehen.“

„Du hast aber komische Interessen!“ Die Frau schüttelt verständnislos den Kopf. „Wenn der Sterilisator leer ist, müssen die ganzen Instrumente in die Schränke des Sektionssaals einsortiert werden. Dann kannst du ja mal einen Blick auf das verkohlte Häufchen Mensch werfen. Aber schön sieht es nicht aus.“

Einen ungeahnten Arbeitseifer entwickelnd, packt Joa kräftig beim Ausräumen der Metalltablets aus dem Entkeimungsapparat mit an und stapelt die medizinischen Präzisionswerkzeuge auf einen extra dafür konzipierten Rollwagen. In null Komma nichts sind die beiden fertig.

„Wann hast du denn Zeit, mir deine Kochkünste mal vorzuführen?“, säuselt Nilgün, die an nichts anderes denken kann als ihre vage Hoffnung auf ein Rendezvous endlich in einen festen Termin umzuwandeln.

„Na, sobald wie möglich natürlich.“

Sichtlich enttäuscht über diese nichts sagende Floskel des Objekts ihrer Begierde rollt sie den Wagen mit den sterilisierten

Instrumenten vor eine breite Flügeltür und schließt den Sektionssaal auf. Der Krankenpfleger ist ganz aufgeregt.

„Was hältst du da eigentlich die ganze Zeit in der Hand, Joa?“

„Na, den Apfel, den ich mir vorhin nehmen sollte.“ Unaufällig versucht Joa, durch die einen spaltbreit geöffnete Tür in den Saal zu spähen.

„Das meine ich nicht. Die Röntgenbilder! Sind die für uns?“

„Nein, nein.“ Joa öffnet jetzt selbst die Tür in den Sektionssaal und schiebt den Rollwagen hinein. „Die sind ... fürs Archiv.“

Der Sektionssaal ist gut sechzig, siebzig Quadratmeter groß. In der Mitte des Raumes stehen drei wuchtige Sektionstische, wobei nur der hinterste mit der verkohlten Brandleiche aus Stellas Auto belegt ist. Da auf dem aufgedunsenen Oberkörper so etwas Ähnliches wie Brüste zu erkennen sind, liegt die Vermutung nahe, dass es sich um eine Frau handeln muss. Die Haut des Torsos ist schwarz verrußt und an mehreren Stellen, an denen rosabraunes Muskelfleisch durchscheint, sternförmig aufgeplatzt. Die Arme sind im rechten Winkel vom Körper abgespreizt und weit nach oben geöffnet, als versuche die Brandleiche, im Liegen einen riesigen Baumstamm zu umarmen. Wie leere Handschuhe baumeln die Hände an den abgeknickten Handgelenken, aus denen beidseitig die spitzen Unterarmknochen dolchartig herausragen. Auch die Beine sind angewinkelt und gespreizt und man könnte meinen, die Tote starb bei der Niederkunft, was wohl aber darauf zurückzuführen ist, dass die Frau sitzend im Auto verbrannte. Und tatsächlich ist quer über dem Oberkörper ein Streifen zu erahnen, der von einem Sicherheitsgurt stammen könnte. Ansonsten ist von den Beinen nicht mehr viel übrig. Die Füße fehlen gänzlich und die Ober- wie auch Unterschenkel sind so stark verkohlt, dass sie fast an zwei knorrige Äste erinnern. Schließlich betrachtet der geschockte Joa den Kopf der Brandleiche, an dem als einzi-

ge noch erkennbare Charakteristik die Zähne weiß grinsend hervorstechen. Die Lippen wie auch die Nasenspitze sind weggeschmort, die Augenhöhlen scheinen leer und die Wangenknochen ragen gräulich weiß durch die ebenfalls sternenförmig aufgeplatzte, völlig verbrannte Haut. Der Schädel ist kahl. Von Haaren ist keinerlei Spur mehr zu sehen und die Ohren sind nur noch in Form von Löchern seitlich hinter den Schläfen vorhanden. Es ist kaum zu glauben, dass dies einst ein Gesicht gewesen sein soll, geschweige denn ist zu erkennen, wie dieses Gesicht vor dem Feuer ausgesehen haben könnte.

Emotional unberührt von der grauenhaft entstellten Leiche, steht Nilgün neben dem angewiderten Krankenpfleger.

„Ziemlich kurios finde ich diese Muskulatschrumpfung in der Unterarmbeuge, die dann zur Trennung des Handgelenks führte.“ Die Sektionsassistentin tippt mit einem Skalpell an die aus dem verbrannten Gewebe herausragende linke Unterarmspeiche, von der die Hand wie abgehackt herunterbaumelt.

„Kurios?!?“

„Also ich meine auffällig“, verbessert sich Nilgün. Hinter seinem Rücken die Augen verdrehend, will die Assistentin mit dem Einsortieren der sterilisierten Instrumente beginnen, stellt aber fest, dass einige der Schränke abgeschlossen sind. „Warte kurz, Joa, ich komme gleich wieder. Ich muss einen Schlüssel holen.“

Ehrfurchtsvoll steht Joa vor der verkohlten Leiche, schaut sich aber sofort suchend um, als er bemerkt, dass er ganz allein im Sektionssaal ist. Auf einem Beistelltisch liegen ein Haufen Akten und ein Diktiergerät. Er will gerade einen Blick in die Papiere werfen, als er vor einem ausgeschalteten Diakasten mehrere Röntgenbilder angeheftet sieht. Joa schaltet den Diakasten an, die Neonröhren flackern und beleuchten dann matt die Aufnahmen. Zwei sind von einem Schädel und die dritte Folie zeigt den oberen Teil eines Brustkastens. Aufgeregt klemmt Joa seine beiden Röntgenbilder von Stella neben die

Aufnahmen und beginnt, diese genau zu studieren. Ein klimperndes Geräusch kommt näher und die Laborantin Gülay betritt mit einem zusätzlichen Schlüsselbund in der Hand wieder den Sektionssaal.

„Immer wenn Branitz hier im Raum unterrichtet, schließt er die Schränke vorher ab“, schmunzelt Nilgün. „Der hält seine Studenten alle für Kleptomanen.“

Mit weit aufgerissenen Augen starrt Joa jetzt vom Diakasten zu ihr hinüber. „Ich glaube, das sind Röntgenaufnahmen von ein und derselben Person“, haucht der Krankenpfleger im Flüsterton, als ob er Angst hat, dass ihn jemand hören könnte.

„Möglich. Ich weiß nicht, wie weit Professor Branitz mit der Brandleiche gekommen ist. Seit ich heute hier bin, sitze ich im Büro und schreibe Dienstpläne um.“ Die Deutschtürkin klemmt sich ihre Brille auf die Nase und vergleicht die Aufnahmen nun ebenfalls. „Eindeutig! Stammen alle von einer Person. Das siehst du an den identischen Stirnhöhlenstrukturen. Die sind bei jedem Menschen individuell wie ein Fingerabdruck. Auch das Zahnschema ist deckungsgleich. Und schau mal hier. Die etwas schief verheilte Fraktur des Nasenbeins kannst du auf den anderen Aufnahmen auch erkennen.“ Die Assistentin sonnt sich zufrieden in ihrem radiologisch-rechtsmedizinischen Fachwissen. „Ich verstehe nur nicht, warum die sagittalen und axialen Aufnahmen jeweils doppelt sind? Wo sind eigentlich deine Röntgenbilder, die du eben in der Hand hieltest?“

Die Deckenbeleuchtung brennt plötzlich in Joas Augen und jeder Schritt von Nilgün hallt in seinen Ohren, als schläge jemand mit einem Hammer auf den gefliesten Boden.

„Alles klar bei dir, Joa?“

In dem Moment knallt es tatsächlich. Weit weg fliegt scheppernd eine Glastür ins Schloss und eine krächzende, alte Männerstimme ruft: „Fräulein Gülay! Wo sind Sie?“

„Branitz!“, schrickt die Assistentin zusammen. „Mist! Der flippt aus, wenn er Personen im Sektionssaal antrifft, die nicht

zum Institut gehören. Ich gehe ihn aufhalten, dann kannst du schnell in den Hörsaal schleichen“, flüstert sie dem noch immer benommenen Krankenpfleger ins Ohr und eilt auf den Gang.

Auf dem Flur neben der Tür, die zur Portierloge führt, zieht ein großer, hagerer Mann mit grauem Haarkranz einen dünnen Trenchcoat aus und legt diesen seinem jungen Begleiter über den Arm, der bereits beide Hände mit den verschrumpelten Pförtneräpfeln voll hat. Strammen Schrittes kommt der Alte auf Nilgün zu, die ihn nicht durchlässt.

„Guten Morgen, Professor Branitz!“

„Wir haben uns heute Morgen bereits begrüßt, Fräulein Günay. Bereiten Sie alles für eine Obduktion vor. Gleich wird ein komplizierter Fall eingeliefert. Kripo, Staatsanwaltschaft und ein Fotograf werden ebenfalls vor Ort sein. Und tun Sie mir bitte einen Gefallen: Gehen Sie mir aus dem Weg!“

In Erwartung eines Donnerwetters wegen Joas Anwesenheit bleibt Nilgün ängstlich mit zusammengekniffenen Augen im Gang stehen und der Professor betritt den Sektionssaal.

„Fräulein Günay!“, brüllt der Professor kaum einen Atemzug später.

Mit hängenden Schultern schleicht die Türkin zu ihrem Chef. „Er kam mich gerade besuchen, als ...“, beginnt sie sich zu rechtfertigen, muss aber zu ihrer eigenen Überraschung feststellen, dass Joa gar nicht mehr anwesend ist.

„Wer kam Sie besuchen?“

„Niemand ...“

„Ich habe Ihnen doch schon tausend Mal gesagt, dass die Fenster im Sektionssaal nur angekippt werden!“ Der Professor zeigt wütend auf ein plötzlich weit geöffnetes Fenster. „Und gegessen wird hier auch nicht! Schon gar nicht diese vermaledeiten Äpfel von Mieske, mit denen der noch das ganze Institut vergiften wird!“ Zornig schleudert Branitz das von Joa zurückgelassene Obst in den Abfalleimer.

Nilgün fehlen die Worte – und an dem wieder ausgeschalteten Diakasten die zwei Röntgenbilder von Stella aus der Rettungsstelle.

Das Zuknallen des Fensters im Sektionssaal hört Joa noch bis zu dem kleinen Gartentor am Hinterausgang des Rechtsmedizinischen Instituts. Tief in Gedanken versunken überquert er eine Verkehrsstraße, ohne nach rechts oder links zu schauen, und befindet sich wieder auf dem inneren Gelände des Klinikums. Ähnlich den geistesgestörten Patienten von der psychiatrischen Station, die gerade an ihm vorbeispazieren, brabbelt er aufgeregt vor sich hin.

„Joa!“, ruft plötzlich eine Frauenstimme seinen Namen.

Es ist Stella. Sie wird von einem ahnungslosen Zivi des Hol- und Bringdienstes in einem Rollstuhl den Weg vom Hauptgebäude hinuntergeschoben. Am liebsten würde sich Joa hinter einem Baum verstecken, leider ist nur keiner in der Nähe.

„Wirst du gerade verlegt?“ Dem Krankenpfleger bleibt nichts anderes übrig, als Stella entgegenzukommen.

„Auf die kardiologische“, mischt sich der Zivi ein, ist dann aber still, als er von den beiden nicht weiter beachtet wird.

„Ich habe Dr. Drews gesagt, dass ich nur in ein Einzelzimmer gehe, weil ich privat versichert bin,“, klagt Stella ihr Leid, „und beschissenerweise wurde tatsächlich vorhin ein Zimmer frei. Ich weiß echt nicht, was ich da soll! Drews meint, ich habe bradykarde Herzrhythmusstörungen, dabei habe ich ihm mehrere Male versucht zu erklären, dass ich jahrelang Leistungssport betrieb und daher so eine niedrige Pulsfrequenz habe. Aber von so was wie einem Sportlerherz hat er anscheinend noch nie gehört! Und dann nötigte er mich auch noch, in diesem Rollstuhl zu sitzen, damit ich nicht zur Kardiologie laufen muss!“

„Es ist nur zu deinem Besten.“

„Wenn ich bis heute Nachmittag nicht hier raus bin, lass ich mich auf eigenes Risiko entlassen.“

Joa schaut auf seine Armbanduhr und tut so, als ob er es eilig hätte.

„Warst du schon in der Gerichtsmedizin gewesen?“, fragt Stella ängstlich nach.

Genau diese Frage hat Joa am meisten gefürchtet. Er nickt.

„Und wie kamen die darauf, dass ich das sein soll?“

„Das weiß ich nicht.“

„Aber du hast ihnen gesagt, das ich es nicht bin.“

„Kann es sein, dass du eine Zwillingsschwester hast?“

„Wie bitte??? Natürlich nicht!“

„Irgendwo muss da jedenfalls ein Irrtum vorliegen. Ich weiß nur noch nicht wo.“

Die junge Frau zieht den Krankenpfleger an seinem Kittel ganz nah zu sich heran. „Was meinst du damit? Ich denke, du warst in der Gerichtsmedizin gewesen? Hast du denen meine Röntgenfotos aus der Rettungsstelle nicht gezeigt?“

„Na ja, nicht wirklich ...“

„Was heißt das?“

„Es war nur eine Laborassistentin da.“

„Hast du wenigstens die Leiche gesehen?“

„Ja.“

„Und die sah so aus wie ich?“

„Nein. Natürlich nicht. Sie war völlig verkohlt.“

„Warum fragst du mich dann, ob ich eine Zwillingsschwester habe?“

„Weil ... weil, ich deine Röntgenbilder mit denen von der Brandleiche verglichen habe ...“

„Und?“

Die Röntgenaufnahmen unter dem Arm, die Hände in den Kitteltaschen, steht Joa mit elendigem Gesicht vor ihr, als hätte er gerade herausgefunden, dass die Erde doch nur eine Scheibe ist. „Irgendwie musst du eine Doppelgängerin haben.“

„Eine ... Doppelgängerin?“ Stella rutscht Joas Kittel aus den gelähmten Fingern.

„Hey, könnt ihr nicht ein anderes Mal quatschen?“, schaltet sich plötzlich der Zivi genervt ein. „Ich habe keine Zeit. Die erwarten mich auf der Kardiologie. Sonst kriege ich wieder Ärger, dass ich für 200 Meter 20 Minuten brauche.“

Da weder der Krankenpfleger noch die Patientin wegen seiner Drängelei Protest einlegen, schiebt der Zivildienstleistende den Rollstuhl einfach los.

„Wenn die Übergabe in der Rettungsstelle zu Ende ist und ich umgezogen bin, komme ich dich besuchen, okay?“, ruft Joa der davonrollenden jungen Frau nach. „Mach dir keine Sorgen. Das ist alles nur ein Irrtum ...“

Im Mercedes Bus, **12** Kreuzungen vom Restaurant entfernt

Rasant kurvt der schwarze Mercedes Bus durch die verkehrsberuhigten 30er-Zonen des Kreuzberger Kiezes. Thaddäus versucht so gut es geht, den verstopften Hauptstraßen fernzubleiben. Eine Sackgasse und mehrere Einbahnstraßen zwingen ihn aber, den Bus auf einen breiten, mehrspurigen Damm zu lenken und sich in den Karosseriestau einzuordnen, der von einer roten Ampel zur nächsten kriecht. Auf den Hauptverkehrsadern der Innenstadt herrscht reger Berufsverkehr und langsam füllen sich auch die Bürgersteige mit zur Arbeit eilenden Menschen.

Auf der Rückbank hinter Thaddäus starrt der große Blonde mit dem Bürstenhaarschnitt suchend aus dem Fenster.

„Der ist weg!“, stöhnt Jakobus und reibt sich die rotgeränderten Augen. „Jede Wette, der ist längst über alle Berge.“

„Wenn Kaminski nur aus Panik wegen seines Zeitungsfotos davonlief, kann er nicht so weit gekommen sein.“ Beifahrer Bartholomäus ist nicht bereit, die Flinte ins Korn zu werfen.

„Ist doch wie in Hannover. Erst bettelt er darum, dass man ihm hilft, aus Deutschland zu verschwinden, und dann ist er für fast 36 Stunden nicht mehr auffindbar, nur um sich plötzlich hier aus Berlin zurückzumelden.“

Der Mercedes Bus rollt gemächlich auf einen großen Kreisverkehr zu, über den quer die mächtigen, eisernen Hochbahntrassen der Berliner U-Bahn verlaufen. In erster Reihe kommt er vor einer roten Ampel zum Stehen. In dem Moment

schwärmen vom Straßenrand fünf bunte Punks aus, in den Händen Putzeimer, Schwämme und Fensterabzieher, und schlängeln sich um die dreispurig im Leerlauf ratternden Fahrzeuge. Mit dem Putzen von Windschutzscheiben wollen sie sich ein kleines Trinkgeld verdienen.

Auch auf den schwarzen Kleinbus kommt solch ein grünhaariger Irokese zu, der das Autoglas ohne Aufforderung einzuschäumen beginnt. Dutzende von Passanten überqueren gerade die Fußgängerampel, die aber Bartholomäus durch die nasse Frontscheibe nun kaum noch erkennen kann.

„Was hat dieser stinkende Kojote an unserem Wagen zu suchen!?“, keift der ohnehin gereizte Bartholomäus. Wutentbrannt fährt er das Beifahrerfenster herunter. „Was soll das?!“, brüllt Bart den Punk an, erntet aber lediglich ein paar Seifenspritzer im Gesicht.

„Sachte, sachte, Meister“, grinst der Anarcho frech. „Sie haben gleich eine blitzblank polierte Sicht.“

„Und Sie eine blitzblank polierte Fresse!“, giftet Bart zurück. „Sofort ´runter mit der Seifenlauge. Aber ein bisschen plötzlich!“

Der Irokesenpunk spuckt verächtlich auf den Asphalt. „Ich hätte mich sogar mit ´nem freundlichen Dankeschön zufriedengegeben, Yuppie, aber nun sieh selber zu, wie du deine scheiß Scheibe wieder klarkriegst!“ Genervt wringt er seinen nassen Lederlappen aus und macht sich mit Glaswischer und Putzeimer nach einem neuen Opfer auf die Suche, dem er seine Dienstleistung aufzwingen kann.

„Mach sofort die Scheibe wieder sauber!“

„Geh mir nicht auf den Sack, Yuppie, sonst hast du ganz schnell ein paar Kratzer im Lack!“ Der Punk gibt es auf, noch vor dem Ende der roten Ampelphase einen Autofahrer zu finden, der bereit ist, für eine saubere Windschutzscheibe ein wenig Kleingeld zu investieren. Arrogant stolziert er wieder an dem Mercedes Bus vorbei und will zurück zu seinen Kumpanen am Straßenrand, die auf nicht so viel Widerstand gestoßen

sind wie er, und ihre eingenommenen Münzen in eine verbeulte Keksdose klimpern lassen.

Thaddäus ist dabei, die Scheibenwischanlage zu betätigen, als Bartholomäus mit einer Handbewegung zu verstehen gibt, dies zu unterlassen. Geschmeidig und schnell wie eine Schlange gleitet Bartholomäus aus dem Kleinbus, holt mit zwei großen Schritten den Anarcho ein, dreht ihm den Arm nach hinten und packt ihn brutal im Nacken. Bevor der perplexer Punk einen Hilfeschrei ausstoßen kann, presst Bart dessen Gesicht bereits auf das schaumige Frontglas des Mercedes.

„Wenn du die Scheibe mit deinen Händen nicht sauber machen willst, dann leckst du sie eben ab!“ Brutal schiebt Bartholomäus die Visage des jammernden Irokesen über die seifige Windschutzscheibe und schleudert den Punk dann zurück an den Straßenrand zu seiner Clique.

Die Verkehrsampel ist schon längst auf Grün gesprungen, als sich Bartholomäus zurück auf den Beifahrersitz schwingt, doch kein Auto in der Kolonne hinter dem Mercedes Bus wagt zu hupen. Mit quietschenden Reifen jagt das schwarze Fahrzeug in den Kreisverkehr. Und erst jetzt erwachen die fünf Punks aus ihrer kollektiven Schreckstarre und pöbeln dem Bus hinterher.

„War das nötig?“, schüttelt Jakobus verständnislos den Kopf über die sinnlose Vergeltungsaktion seines Bruders, während die Scheibenwischer die Windschutzscheibe säubern.

„Dieser Wichser kann froh sein, dass er keine Kugel im Kopf hat!“

„Mann! Seit du vor drei Wochen wieder aufgetaucht bist, schlittern wir von einer Scheiße in die nächste!“, beschwert sich Jakobus grantig. „Statt uns endlich dein *Paradies in der Wüste* zu zeigen, willst du nur irgendwelche Leute am laufenden Meter umlegen. Du kannst doch nicht alle Menschen abknallen, die dich nerven!“

„Das sind keine Menschen, das ist Abschaum!“

„Und Marla? Warum hast du sie umgelegt? War sie auch nur Abschaum?“

Langsam dreht sich Bartholomäus nach hinten um und taxiert mit scharfen, stechenden Augen seinen jüngeren Bruder. „Ja, so was Ähnliches war auch sie nur.“

„Ist dir aber spät aufgefallen! Ich denke, sie war deine Ex-Freundin.“

Bartholomäus wird plötzlich sehr ernst. „Marla beging eine unverzeihliche Todsünde. Sie hat sich mit einem dieser Untermenschen eingelassen. Für so etwas kann es nur eine Strafe geben!“

„Du hast sie umgebracht, weil sie fremdgegangen ist?“

„Nicht weil sie fremdgegangen ist – weil sie gegen das heilige Gebot der Rassenreinhaltung verstieß! Sie hat ihr israelitisches Blut mit dem eines dreckigen Kanaken vermischt und einen Bastard auf die Welt gebracht!“

„Ihr israelitisches Blut??? Marla war Jüdin?“

Bartholomäus packt Jakko an der Krawatte und zieht dessen Gesicht ganz nah an sein eigenes heran. „Das auserwählte Volk der Bibel, die Israeliten, das waren keine Juden! Hakennasen, Nigger, Kanaken und all dieses Drecksgesindel sind aus dem Samen Satans entsprungen. Die zehn israelitischen Stämme der Bibel, das waren Arier, weiße Patrioten. So wie wir. So wie Marla, bevor sie ihrer Rasse abtrünnig wurde und sich mit Kanakenblut besudelte. Wir sind das auserwählte Volk“, ereifert sich Bartholomäus fanatisch. „Jesus war kein stinkender Jude! Jesus war ein blauäugiger Arier. Und um die Rückkehr unseres Messias vorzubereiten, muss das Heilige Land von diesen semitischen Parasiten wieder gereinigt werden. Wie vor tausend Jahren, als die Kreuzfahrer das Königreich Jerusalem gründeten. Das ist Santos Mission. Und Kaminski kann ihm in irgendeiner Weise dabei helfen. Deswegen lass uns endlich aufhören zu streiten und den Doktor wiederfinden. Ohne Kaminski können wir Santos nicht unter die Augen treten.“

Bartholomäus hat sich regelrecht erschöpft gepredigt, und abgesehen von dumpfen Motorgeräuschen ist es für einen kurzen Moment vollkommen still im Wageninneren.

„Endlich rückst du mit der Sprache raus, um was es hier wirklich geht“, unterbricht Jakobus die Ruhe mit ernüchterter Stimme. „Darf man fragen, *wie* dein verehrter Herr Santos gedenkt, das *Heilige Land* zu säubern?“

„Das werden wir bald erfahren. Aber eins ist klar: Die Zeit war selten so günstig wie jetzt. Der Nahe Osten ist ein Pulverfass. Ein Funken genügt und Moslems und Juden rotten sich gegenseitig aus.“

Als wolle er sich zum Gehen bereit machen, knöpft Jakobus auf einmal sein Jackett zu. „Macht, was ihr wollt – aber ich steige aus.“

„Wie bitte?“

„Ich bin draußen. Ich will mit deiner verrückten Mission nichts mehr zu tun haben.“

Puterrot schwillt Barts Gesicht an und er ist kurz vor dem Explodieren, unterdrückt dann aber in beeindruckender Selbstbeherrschung seinen aufwallenden Jähzorn, um relativ gelassen und versöhnlich auf die Meuterei seines Bruders zu reagieren. „Ich habe Santos versprochen, mit Kaminski, Thaddäus *und dir* zurückzukehren, Jakobus.“

„Hör endlich auf, mich so zu nennen! Wir sind unter uns. Kaminski ist nicht da.“

„Santos gab dir diesen Namen, weil ...“

„Santos, Santos, Santos! Ich kann es nicht mehr hören!“

„Reiß dich verdammt noch mal zusammen!“, reißt jetzt Bartholomäus der Geduldsfaden.

„Ich reiße mich seit drei Wochen zusammen! Eine Ewigkeit lang bist du verschwunden, alle denken, du bist tot, und plötzlich stehst du wieder vor der Tür und machst auf erleuchtet. Was ist bloß aus dir geworden? Glaubst du eigentlich selbst, was du den ganzen Tag quatschst?“

„Jetzt hör mal ganz genau zu, Bruderherz:“, zischt Bart gefährlich. „Nur weil du die Hosen gestrichen voll hast, heißt das noch lange nicht, dass du jetzt kneifen kannst und dich einfach verpisst. Ohne Santos Knete wärst du immer noch ein hoffnungsloser Sozialhilfefall aus Altona. Zum ersten Mal in deinem Leben bist du gekleidet wie ein Mensch. Also find´ dich endlich damit ab, dass meine Mission auch deine ist!“

Jakobus ist eingeschnappt über die Art und Weise, wie sein Bruder ihn behandelt, während Thaddäus, desinteressiert an dem Streit der beiden, stur den Wagen durch die Straßen lenkt und allein Ausschau nach dem verschwundenen Doktor hält.

„Wenn du Santos erst mal kennen gelernt hast, wirst du vieles besser verstehen“, redet Bart wieder leise und motivierend auf seinen Bruder ein, um ihn zurück ins Boot zu holen. „Weißt du, was Santos mal zu mir gesagt hat? In der Dunkelheit kann man den Abgrund nicht sehen, vor dem man steht. Santos hat mir die Augen geöffnet. Ich habe erlebt, wie aus einer Wüste ein Paradies werden kann. Aus totem Geröll ein fruchtbarer Garten. Aber das ist erst der Anfang. Das ganze Heilige Land muss kultiviert werden. Santos braucht dich!“

„Mich?“, fühlt sich Jakobus auf den Arm genommen. „Für was braucht Santos *mich*?“

„Du - ihr - gehört zu den Auserwählten. Ihr wisst vielleicht nicht, was in euch steckt - Santos schon!“

Als ob ihn sein bisschen Verstand davor warnt, seinem Bruder erneut auf den Leim zu gehen, bleibt Jakobus zaudernd. „Und wie kann Santos uns brauchen, wenn wir ihm ohne Kaminski nicht unter die Augen treten können? Glaubst du wirklich, wir finden den Alten noch? Vielleicht hat er sich in einen Zug gesetzt und ist schon nicht mehr in Berlin. Oder er hat sich in seiner Panik den Bullen gestellt. Oder die haben ihn von ganz allein geschnappt. Stell dir vor, er hat sich unser Nummernschild gemerkt! Was glaubst du, wie lange die Bullen

brauchen, einen schwarzen Mercedes Bus zu finden?! Dann lernen wir nicht Santos kennen, sondern den Knast!“

Obwohl der Kleinbus sehr langsam durch eine kopfsteingepflasterte Einbahnstraße fährt, tritt Thaddäus plötzlich abrupt auf die Bremse, rollt dann aber sofort wieder an und lenkt das Fahrzeug auf einmal ganz hektisch in eine großzügige Parklücke neben einer wild wuchernden und kaum gepflegten Grünanlage.

„Ich habe es Santos versprochen. Ich habe mein Wort gegeben“, flüstert Bartholomäus monoton, ohne anscheinend Thaddäus' Verkehrsmanöver zu registrieren. Innerlich schwer mit sich ringend, knetet er verbissen seine Unterlippe.

Thaddäus dreht den Zündschlüssel und der Motor geht aus. Jetzt erst bemerkt Bartholomäus, dass sie nicht mehr durch die Straßen kurven und nach Dr. Kaminski suchen. Plötzlich schlägt ihm Thaddäus grunzend auf die Schulter und zeigt triumphierend aus dem Seitenfenster. Auch Jakobus erstarrt auf seinem Sitz und glotzt mit offenem Mund in die von Thaddäus gewiesene Richtung. Bart dreht sich irritiert nun ebenfalls um und wie seine beiden, blassen Brüder bleibt auch ihm die Luft weg.

Gut fünfzig Meter entfernt hockt Dr. Kaminski auf einer Parkbank in der Grünanlage, an deren Ende der Mercedes Bus gerade einparkte. Da der Wissenschaftler seitlich zur Straße sitzt und auf den Boden blickt, ist ihm nicht bewusst, dass ihn seine Fluchthelfer wieder aufgespürt haben.

Auf dem Beifahrersitz des Mercedes Bus schließt Bartholomäus die Augen und scheint ein Dankesgebet für diese schicksalhafte Wendung gen Himmel zu schicken. Seinem aufmerksamen Bruder am Lenkrad drückt er einen Kuss auf die Halbglatze und stammelt erleichtert: „Ich wusste, dass wir ihn wiederfinden. Ich wusste es!“

„Ich fasse es nicht, ich fasse es nicht!“, murmelt hingegen Jakobus, der sichtlich Schwierigkeiten hat, Kaminskis Wiederauftauchen glauben zu können.

„Schmeiß den Motor an, Ted!“, erwachen in Bartholomäus die Lebensgeister. „Lass uns ein paar Runden drehen, um sicher zu sein, dass das hier kein Hinterhalt ist.“

Der Mercedes Bus parkt wieder aus und ohne, dass es Dr. Kaminski auffällt, kreisen drei Augenpaare auf den anliegenden Straßen um ihn herum und beobachten jede seiner Bewegungen.

Dr. Kaminski sitzt nicht allein auf der Parkbank der Grünanlage, die sich wie ein wild wuchernder, begrünter Mittelstreifen über mehrere Querstraßen eines ruhigen Wohngebiets erstreckt. Neben dem Wissenschaftler mit der toupierten Elvis-Tolle hocken die beiden zotteligen Weinbrandbrüder aus der U-Bahn, die den Doktor vor den Fängen der Fahrkartenkontrolleure bewahrten.

„Glaub mir,“, duzt der redselige Penner seinen neuen Zuhörer, während der alkoholisierte Kumpane neben ihm schnarcht, „glaub mir, ick habe einen sechsten Sinn für sowat. Ick habe sofort jewusst, dass du kein Ticket hattest.“

Der Wissenschaftler nickt und übernimmt die Fuselflasche, die ihm der langhaarige Toppelbruder reicht. Er würgt einen großen Schluck von dem billigen Zeug herunter. Kaminski ist nicht mehr so panisch wie vorhin. In seinem leeren Magen kann der Schnaps in kürzester Zeit seine volle Wirkung entfalten und die fünf Sinne des Doktors wohlig warm betäuben.

„Aber weißt du eigentlich, *warum* ick dir geholfen habe?“, quasselt der agile Penner weiter, nimmt Kaminski die Alkpulle aus der Hand, damit dieser vor lauter Kummer den Fusel nicht allein aussäuft, und hält die Flasche gerechtigkeitshalber seinem narkotisierten Weggefährten vor die Brust, der zwar kurz erwacht, aber zu keiner Handlung mehr fähig ist, außer vermutlich der, sich demnächst zu übergeben. „Kannst du dir vorstellen, warum ick dir geholfen habe? Ick habe dir geholfen, weil du aussiehst wie ein cooler Rocker. Du bist ein Musiker,

habe ick Recht? Wir sind nämlich Kollegen. Ick bin auch Musiker! Bassist. Hab eine Weile nicht mehr gespielt und mehr als drei Akkorde konnte ick mir nie merken, aber nach einer Tüte Gras ist das alles egal.“

„Ich bin kein Musiker“, lallt Kaminski.

„Echt nicht?“

„Ich bin Doktor.“

„Ein Arzt? Ist ja noch geiler! Ick versuch' nämlich gerade, 'nen Behindertenausweis zu kriegen. Verstehst du? Gibt mehr Stütze und das Sozialamt kann mir keine Jobs aufdrücken. Das Problem ist nur, dass ick jetzt zu einem Amtsarzt muss und ick weiß nicht, wo es am besten zwicken und drücken sollte, damit der mich auch wirklich für einen Krüppel hält. Kannst du mir nicht ein paar Tipps geben?“

Wie durch einen Nebelschleier glotzt Kaminski den Berufsalkoholiker an und dreht den Kopf in Zeitlupe von links nach rechts, hin und her. „Ich bin kein Humanmediziner.“

„Was bist du nicht?“

„Ich bin Mikrobiologe.“

„Kein Arzt?“

„Ich bin Doktor der Mikrobiologie, im Bereich Nutztierhaltung.“

Dr. Kaminski beobachtet eine Horde Kleinkinder, die durcheinanderschnatternd an ihm vorbei durch die Grünanlage stapft, gefolgt von zwei schwangeren Müttern, die mit deutlich abfälliger Miene auf die drei schon morgens besoffenen Kerle auf der Parkbank hinabschauen. Kaminski hat wieder dieses milde, kapitulierende Lächeln auf den Lippen.

„Als kleiner Junge wollte ich unbedingt Busfahrer werden“, beginnt der Doktor plötzlich wie im Schlaf zu erzählen. „Aber als ich dann volljährig war, habe ich es nicht mal geschafft, einen Führerschein zu machen. Ich konnte die Angst nicht loswerden, einen Unfall zu verursachen. Jemanden totzufahren. Schuld zu sein, dass jemand stirbt. Vielleicht liegt das daran, dass mein Vater Richter war.“ Der Wissenschaftler

streicht zärtlich über den schwarzen Lederbezug seines Aktenkoffers, der auf seinem Schoß liegt. „Ich hätte nie gedacht, dass ich fähig wäre, einen Menschen umzubringen. Mit den eigenen Händen.“

Auf mehr Details hoffend, zaubert der Tippelbruder als Ersatz für die geleerte Schnapsflasche zwei Bierdosen aus seiner Plastiktüte. Gütig drückt er dem vermeintlichen Rock ´n Roller eine geöffnete Dose in die Hand, doch Kaminski bleibt stumm.

„Hey Kumpel. Was drückt dir auf der Seele? Hast du einen abgemurkst?“

Die ölige Stimme des verlausten, ihm seit dem U-Bahnhof wie eine Klette am Bein hängenden Säufers und das widerliche Gerülpse seines von Schluckauf geplagten komatösen Partners scheint plötzlich eine ernüchternde Wirkung auf den beschwipsten Wissenschaftler zu haben. Endlich erwacht er aus seinem tranceähnlichen Zustand. Wie einen Fremdkörper starrt er die Bierdose in seiner Hand an, als erkenne er auf einmal selber den Grad seiner Verwahrlosung. Sofort lässt er die volle Buchse fallen wie ein Stück glühende Kohle und reibt sich in einem verzweifelten Akt der Selbstreinigung besessen die Hände. Gluckerdnd läuft das Bier aus der Konserve und versickert im Sand unter seinen Füßen.

„Alter, kannst du nicht aufpassen!?! Dit hat 50 Pfennig gekostet!“

„Wissen Sie, was passiert, wenn man ein Tier in die Enge treibt?“, brüllt Kaminski wie von der Tarantel gestochen. „Es wird aggressiv. Ich wollte das alles nicht! Ich komme mir vor wie in einem Sumpf. Jede Bewegung, die ich mache, um da wieder rauszukommen, zieht mich noch tiefer hinein.“ Der Wissenschaftler fängt hemmungslos an zu heulen. „Eigentlich hatte ich alles, was man braucht. Doch dann wollte ich noch ein bisschen mehr ... und es ging schief. Ich komme einfach nicht mehr auf die Beine. Wäre ich nicht so ein Feigling, würde ich von einer Brücke springen.“

Erschrocken über Kaminskis Gefühlsausbruch rückt der kleine Penner von dem Wissenschaftler weg, als sei dessen peinliche Emotionalität ansteckend, und rutscht dabei seinem anderen Saufgesellen so nah auf den Pelz, dass dieser sich genötigt fühlt, kurz die Augen zu öffnen.

„Alter,“, knurrt der Zottelige den Doktor feindselig an, „wenn du ein Psycho bist, dann hau ab!“

„Nein, nein, nein, ich renn´ nicht mehr davon!“

Handbreit öffnet Dr. Leon Kaminski seinen schwarzen Aktenkoffer und zieht ein Handy heraus. Er hat einen Entschluss gefasst. Mittels eines Pin-Codes schaltet er das Mobiltelefon ein und wählt eine dreistellige Nummer. Ein Freizeichen ertönt. Dann ein Knacken in der Leitung und eine dunkle Stimme meldet sich.

„Notrufzentrale der Berliner Polizei. Retlich am Apparat. Guten Morgen. Was kann ich für Sie tun?“

Der Doktor schweigt. Er kriegt kein Wort über die Lippen, obwohl er am liebsten losschreien würde.

„Bitte sprechen Sie!“

Kaminskis Mund öffnet sich, aber es kommt kein Ton heraus.

„Hallo?!“

Der Polizeibeamte legt auf.

„Ich renne nicht mehr weg“, findet der Alte seine jämmerliche Stimme wieder und beginnt, Mut für einen zweiten Versuch zu sammeln. Doch seine Hände zittern fürchterlich.

Dass hinter ihm auf der Straße ein schwarzer Mercedes Bus im Schritttempo vorbeirollt, registriert er nicht. In guter Sichtdistanz, aber durch einen üppig blühenden Busch verdeckt, bleibt der Bus in zweiter Spur stehen. Bartholomäus löst für keine Sekunde die Augen von dem wiedergefundenen Flüchtling, ist allerdings zu weit entfernt, um zu erkennen, dass Kaminski ein Handy flach auf dem Koffer zu liegen hat.

„Ich glaube, die Luft ist rein“, schlussfolgert Bart nach ihrer Rundfahrt um die Grünanlage. Er zieht seine Pistole aus dem Schulterhalfter unter dem Jackett und überprüft, dass das

Magazin komplett geladen ist. „Ich gehe jetzt Kaminski holen.“ Er schnallt sich ab, bleibt dann aber wie angewurzelt hocken.

„Ach du Scheiße!“, entfährt es da auch Jakobus von der Rückbank.

Zwei Kontaktbereichsbeamte der Berliner Polizei patrouillieren durch die Grünanlage. Nachdem sie einen kurzen Plausch mit den beiden schwangeren Müttern hielten, nehmen die Hüter des Gesetzes Kurs auf die Parkbank, auf der die beiden alkoholisierten Galgenvögel und der Doktor sitzen.

Atemlose Stille herrscht im Mercedes Bus. Nachdem das Unglaubliche geschehen ist, dass die drei Kaminski tatsächlich wiederfanden, könnte sich jetzt ihr ganzes Glück sich erneut umkehren, sollten die beiden Polizisten den Gesuchten erkennen. Bartholomäus klettert wendig aus dem Beifahrersitz über die Kupplung und die Handbremse in den hinteren Bereich des Kleinbusses, der vor neugierigen Blicken durch die getönte Verglasung abgeschirmt ist. Unter der Rückbank zieht er einen langen, schmalen Keyboardkoffer hervor und öffnet den angeschrammten Kasten. Die einzelnen Komponenten eines demontierten Präzisionsgewehrs liegen jetzt vor ihm.

„Bist du bereit, Jakobus?“ Bart baut flink die einzelnen Teile zusammen und hat in wenigen Sekunden eine tödliche Waffe in der Hand. „Ich gehe jetzt Kaminski holen. Wenn du siehst, dass der alte Bulle mit den grauen Locken zu seiner Dienstpistole greift, legst du ihn um. Ich selbst übernehme den großen Hageren. Hast du verstanden?“

„Ich ... ich bin kein guter Schütze!“, stottert Jakobus, entsetzt über die Absichten seines Bruders, und rückt so weit wie möglich nach hinten.

Bart schaut ihn perplex an. „Dann tausch verdammt nochmal mit Thaddäus die Plätze und setz dich ans Lenkrad!“

Der sportliche Jakobus begibt sich eilig nach vorne, während Thaddäus ziemlich ungelentk zu Bartholomäus gekrabbelt kommt und ohne Murren das Präzisionsgewehr übernimmt.

„Der kleine Bulle mit den grauen Locken ist deiner“, schärft er ihm noch mal ein und hängt seinen zusammengelegten Mantel so zwischen die beiden vorderen Sitze, dass man durch die Windschutzscheibe nicht mehr ins Wageninnere sehen kann. Bartholomäus heftet sich ein als Anstecknadel getarntes Mikrofon ans Revers und schaltet den Sender in seiner Jackettinnentasche ein. Thaddäus dreht sich seinerseits einen knopfgroßen Kopfhörer in die Ohrmuschel und justiert den Empfänger auf Barts Frequenz.

„Solltest du mich *Taxi* rufen hören, legst du den kurzen Bullen um, kapiert? So, dass er nicht mehr aufsteht.“

„Am helllichten Tag?“, kreischt Jakobus fassungslos dazwischen.

„Schnauze!“, schubst Bartholomäus seinen jüngeren Bruder auf den Fahrersitz. „Du lenkst!“

Thaddäus nickt, dass er alle Instruktionen verstanden hat, und Bart springt aus der Seitentür des Mercedes Busses auf die Straße. Sofort schiebt er die Tür wieder zu und eines der stark getönten Fenster surrt fingerbreit herunter. Die Mündung des Präzisionsgewehrs erscheint in dem Fensterspalt und Bartholomäus macht sich auf den Weg.

Während Bart noch gut 50 Meter vor sich hat, sind die beiden Kontaktbereichsbeamten der Polizei bereits an der Parkbank angelangt. Kaugummikauend, die Hände in olivgrünen Hosentaschen verstaut, baut sich der große, hagere Polizist vor den verlotterten Pennern auf und überlässt seinem kleinen, korpulenten Kollegen die Rückendeckung, sollten die Besoffenen handgreiflich werden.

„Guten Morgen meine Herrschaften! Könnten Sie mir verraten, warum Sie Ihre leeren Bierdosen auf den Boden werfen und nicht dort in den Mülleimer?“

Übertrieben gehorsam setzt sich der redegewandte, zottelige Landstreicher gerade hin und knallt die Hacken zusammen, was sich bei seinen ausgelatschten Lederstiefeln allerdings nicht sehr militärisch anhört. „Herr Wachtmeister ...“

„Polizeiobermeister, wenn schon...“

„Oh, entschuldigen Sie, Herr Polizeiobermeister!“, nimmt der Hausierer wieder diesen schulmeisterlichen, überakzentuierten Ton an, mit dem er schon die Fahrkartenkontrolleure zur Weißglut brachte. „Gerade eben wollte ich mich bei Ihnen über diese unachtsamen Menschen beschweren, die, ohne zu überlegen, ihren Unrat in die Natur entsorgen.“

„Wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Der Müll stammt von Ihnen!“

„Keineswegs, Herr Wachtmeister ... äh, Polizeiobermeister, wollte ich sagen ...“

„Ersparen Sie mir Ihre Tiraden! Die Personalausweise, bitte!“

Bis jetzt konzentrierten die Beamten ihre Aufmerksamkeit auf die zwei Penner und hielten den extravaganten, aber ordentlich gekleideten Kaminski für einen nur zufällig auf derselben Bank sitzenden Unbeteiligten. Als der Wissenschaftler allerdings den plötzlich aus dem Nirgendwo auftauchenden Bartholomäus näherkommen sieht, versteckt er hastig das Handy in der Jackentasche und zeigt sofort seinen gefälschten Ausweis hervor. Kreidebleich hält er die Plastikkarte mit flehendem Blick und vor Angst zugeschnürter Kehle den Polizeibeamten hin.

„Ach, gehören Sie zusammen?“ Überrascht nimmt der hagerere Schupo den Personalausweis entgegen.

Mit zwei letzten, großen Schritten steht Bartholomäus nun ebenfalls an der Parkbank und streichelt dem verdatterten Kaminski liebevoll den Arm. „Papa, bitte, mach das nie wieder! Weißt du, was für Sorgen ich mir gemacht habe?!“ Bartholomäus richtet sich wieder auf und streckt dem langen Lulatsch von Polizeibeamten die Hand entgegen. „Vielen Dank, dass Sie meinen Vater wiedergefunden haben. Ich weiß, es war unverantwortlich von mir. Ich hätte ihn nicht allein lassen dürfen.“

Der Polizeiobermeister schüttelt Bartholomäus die Hand, ist aber ziemlich ratlos, von was dieser adrette, junge Mann in dem dunklen Geschäftsanzug eigentlich redet.

„Wird Ihr Vater gesucht?“, schaltet sich sein grauhaariger Kollege misstrauisch ein.

„Schon seit einer Viertelstunde“, lacht Bartholomäus unbeschwert. „Ich habe meinen Vater heute Morgen aus dem Heim abgeholt, um ihn über das Wochenende nachhause zu nehmen. Wir feiern nämlich Geburtstag.“

Der ältere und etwas pfiffigere Beamte schielt auf den Personalausweis, den sein großgewachsener Partner in den Händen hält. „Hat Ihr Vater nicht erst im Dezember Geburtstag?“, fragt er scheinheilig nach.

Bartholomäus strahlt die Polizisten mit wachen Augen an, ohne den geringsten Anflug von Unsicherheit. „Ganz genau. Wir feiern den 75. Geburtstag meiner Mutter. Ist zugleich auch ihr Hochzeitstag. Leider kann sich mein Vater daran nicht mehr erinnern. Alzheimer. Ich ging nur kurz eine Zeitung kaufen, und da hat er wahrscheinlich allein im Auto Angst bekommen und ist weggelaufen.“

„Erstaunlich, wie schnell Ihr verwirrter Vater es dann eben schaffte, seinen Ausweis zu finden ...“, wundert sich der kurze Polizist.

„Ja, ja. Diese Krankheit ist selbst den Medizinern ein Rätsel. Nur gut, dass er wenigstens seinen Ausweis dabei hatte. Er vergisst manchmal, wer er ist.“

Schweißperlen stehen Kaminski auf der Stirn und er will irgendetwas sagen, doch seine Lippen zittern zu sehr vor Angst.

„Was ist denn, Papa? Brauchst du ein Taschentuch?“ Fürsorglich beugt sich Bartholomäus zu Kaminski hinunter, starrt ihn dann aber mit messerscharfem Blick an. Er öffnet das Jackett, um ein Taschentuch herauszuzupfen, und zeigt dabei dem Wissenschaftler diskret seine Pistole im Schulterhalfter. „Hab keine Angst. Alles ist in Ordnung.“

„Taxi!“, brüllt auf einmal der hagere Polizeiobermeister, und Bartholomäus bleibt fast das Herz stehen. Tatsächlich fährt gerade ein Taxi an der Parkanlage vorbei und hält nach dem Zuruf in zweiter Spur an. „Vielleicht ist es besser, wenn Sie Ihren Vater in einem Taxi nachhause bringen“, versucht der schlaksige Polizist hilfsbereit zu sein.

Mit Panik in den Augen schielt Bartholomäus unauffällig in die Richtung des Mercedes Busses und schüttelt unmerklich den Kopf. Gut 50 Meter entfernt beobachtet Thaddäus die Szene durch das Zielfernrohr seines Präzisionsgewehres, mit dem Kopf des grauhaarigen Polizisten im Fadenkreuz und dem Finger am Abzug. Doch offensichtlich ist ihm klar, dass das verabredete Stichwort, um den Polizisten zu eliminieren, nur zufällig fiel und nicht aus dem Mund seines Bruders kam.

„Sehr aufmerksam von Ihnen“, holt Bart tief Luft und hat beinahe wieder seine alte Ruhe weg. „Mein Vater ist gut zu Fuß. Der Geist, der spielt leider nicht so mit.“

Der Kontaktbereichsbeamte gibt dem Taxifahrer ein Zeichen, dass er doch nicht gebraucht wird.

Das Funkgerät des kleinen Polizisten beginnt zu piepen und er geht ein paar Schritte zur Seite, um sich ungestört melden zu können.

„Passen Sie auf Ihren Vater auf.“ Der schlaksige Polizeiobermeister gibt Bartholomäus den Ausweis zurück. „Nicht, dass er Ihnen nochmal ausbüchst!“

„Darauf können Sie sich verlassen“, nickt Bartholomäus brav. „Was meinen Sie, was ich mir anhören kann, wenn meine Mutter erfährt, was passiert ist!“

Die beiden Männer lachen herzlich, als der kleine, grauhaarige Polizist sich wieder zu ihnen gesellt.

„Komm, Erwin!“ Er klopft seinem Partner kollegial auf den Rücken. „Die warten auf uns dem Revier.“

Der Polizeiobermeister nickt und verabschiedet sich von Bartholomäus. „Einen schönen Tag noch.“

„Ebenfalls.“

„Ich dachte, Sie wollten unsere Ausweise sehen?!“, protestiert da plötzlich der kleine, verlauste Landstreicher mit dem zotteligen Haar und wedelt frech mit seiner Identifikationskarte.

Empört schaut sich der hagere Polizist im Gehen um. „Sie sind besser ruhig! Wenn ich nachher hier wieder vorbeikomme, hoffe ich, dass Sie verschwunden sind!“

„Das ist ein freies Land, in dem wir leben!“, krakelt der Penner aufsässig.

„In dem sich bestimmt noch eine Ausnüchterungszelle für Sie finden lässt!“, warnt ihn der ältere Polizist, und die Gesetzeshüter schlendern davon.

Kaminskis Hand haltend, wie ein umsorgender Sohn es bei seinem kranken Vater tun würde, steht Bart neben dem eingeschüchterten Wissenschaftler und wartet, bis die Kontaktbereichsbeamten hinter ein paar Bäumen verschwunden sind. Sofort wird sein Griff eisern und der Doktor verzieht vor Schmerzen das Gesicht. „Kommen Sie!“, befiehlt Bartholomäus in einem keinen Widerspruch duldenden Ton und zerrt Kaminski von der Parkbank.

Auf einmal fängt der großmäulige Trunkenbold hämisch an zu klatschen. „Applaus! Herrlich, wie Sie die Polente verarscht haben. Hätte ich nicht besser machen können. Der Dicke soll Alzheimer haben? Na, dann habe ich Brustkrebs!“

Ohne sich auf eine Konversation einzulassen, packt Bartholomäus den zittrigen Doktor und führt ihn ab. Die Maske des liebevollen Sohnes verschwindet aus seinem Gesicht und eiskalte Skrupellosigkeit schimmert wieder durch. Zeugen braucht Bartholomäus um diese frühe Zeit noch nicht zu fürchten, die sich wundern könnten, warum er den alten Herrn an seinem Arm so durch die Grünanlage hetzt. Spaziergänger sind so gut wie keine unterwegs. Nur ein goldkettenbehangener Halbstarker, dessen Idole die Gangsterrapper amerikanischer Ghettos zu sein scheinen. Er führt gerade ein Pärchen ungestümer Mastinohunde durch die Parkanlage Gassi, aber da der

junge Mann mit seinem Handy telefoniert, registriert er nicht viel von dem, was um ihn herum geschieht.

„Was haben Sie diesen Pennern erzählt?!“, zischt Bart den Doktor an, der es kaum schafft, Schritt zu halten. Kaminski versucht zu antworten, doch seine Lungen rasseln bei jedem Atemzug so laut, als hätte er ein Schlüsselbund verschluckt. „Sagen Sie schon! Was haben Sie denen erzählt? Wissen die, wer Sie sind? Haben die Sie erkannt?“ Außer unverständlichem Geröchel erhält Bart aber keine Antwort.

Der telefonierende Jugendliche mit seinen angeleinten Kampfhunden passiert jetzt Bartholomäus und Dr. Kaminski und die aggressiven Mastinos kläffen böse den Wissenschaftler an.

„Halten Sie Ihre Köter fest, Mann!“, schnauzt Bart gereizt.

Den Mächtgern-Ghettoboy juckt Bartholomäus Äußerung wenig. „Mach dir nicht ins Hemd, Alter!“

Mörderischer Hass lodert in Barts Augen angesichts dieser Respektlosigkeit auf, doch die beiden Höllenhunde ziehen ihren Besitzer bereits weiter. Knurrend haben die jetzt die Witterung der zwei ungewaschenen Clochards auf der Parkbank aufgenommen.

„Ich ... ich ... sagt nur ...“, keucht der Wissenschaftler, um endlich Bartholomäus Frage zu beantworten, fängt aber, bevor er etwas Definitives mitteilen kann, furchtbar an zu husten.

Plötzlich bleibt Bartholomäus stehen, als hätte ihn ein Geistesblitz getroffen. Langsam dreht er sich um. Der junge Kerl mit den beiden zähnefletschenden Mastinos kommt der Parkbank immer näher, und dem kleinen, zotteligen Landstreicher rutscht bereits das Herz in die Hose, während sein Kumpane ahnungslos schnarcht.

Wie angestochen treibt Bart den Doktor die noch verbleibenden Meter zum Mercedes Bus, der gut getarnt hinter einem wilden Fliederbusch parkt. Hastig reißt er die Seitentür auf und schubst den dicken Mann ins Wageninnere. Sofort springt er hinterher und die Schiebetür fliegt wieder zu. Thaddäus ist da-

bei, das Präzisionsgewehr zu demontieren. Jakobus startet den Motor.

„Warte, Jakko!“, ordnet Bart an und entreißt Thaddäus das Gewehr. Hektisch schraubt er das Rohr wieder auf die Kimme.

„Was hast du vor?“, wundert sich der große Blonde am Lenkrad, doch Bartholomäus ist nicht in der Stimmung, sein Handeln zu erläutern. Er kurbelt das getönte Fenster zur Parkseite wieder ein Stück herunter und legt das Gewehr an die Schulter. Bart hält den Atem an. Und mit ihm alle im Mercedes Bus. Im Fadenkreuz des Zielfernrohrs befindet sich jetzt der jugendliche Hundehalter. Ohne zu zögern, drückt Bartholomäus ab und der Knall betäubt für mehrere Sekunden alle Insassen im Bus.

Bart hat getroffen. Fünfzig Meter entfernt schleudert die Durchschlagkraft der Kugel den jungen Mann zu Boden, der sich im Fallen um die eigene Achse dreht. Das teure Handy zersplittert auf den Gehwegplatten. Panisch will der kleine, zauseilige Landstreicher hinter die Parkbank springen, doch da spielen schon die beiden verwirrten Mastinos verrückt und beginnen instinktiv, ihr Herrchen zu verteidigen. Den jungen Mann noch ein paar Meter mitschleifend, greifen die Kampfhunde den flüchten wollenden Penner und seinen Kumpanen an. Mit ihren Zähnen und Pranken zerfleischen die bulligen Tiere die Gesichter der in Todesangst kreischenden Männer. Sich in seinem eigenen Blut wälzend, versucht der schwer verletzte Hundehalter, die Mastinos zurückzurufen, doch die Killerkreaturen sind einem wahren Blutausch verfallen. Immer wieder schnappen ihre mächtigen Kiefer zu und beißen die wehrlosen Saufbrüder zu Tode.

Rasant lenkt der Kleinbus aus der Parklücke. Die Aufmerksamkeit der wenigen Menschen auf der Straße und an den Fenstern ist auf das grauenhafte Gemetzel in der Grünanlage gerichtet und ungesehen verschwindet der schwarze Mercedes in einer Seitenstraße, während die beiden Penner um ihr Leben kämpfen.

Keithstraße Nummer **13**, nahe Wittenbergplatz

Ein massives Gebäude. Erbaut schätzungsweise im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert. Die Fassade ist tadellos restauriert und vom Architekturstil zwischen Klassizismus und Historismus anzusiedeln. Heller Sandstein in unterschiedlichen Schichthöhen bildet das Mauerwerk.

Auf den ersten Blick könnte man das ehrwürdige Gebäude für eine renommierte Privatschule halten oder ein Museum, wäre nicht jenes grüne Metallschild mit einem gekrönten Bärenwappen auf einem zwölfzackigen Stern. Über dem Emblem steht in weißer Schrift POLIZEI und darunter:

LANDESKRIMINALAMT - LKA 1
DELIKTE AM MENSCHEN

Ein kleiner, wendiger Cityflitzer der Marke Fiat Punto quetscht sich vor der Polizeidienststelle schräg in eine viel zu enge Parklücke, das Hinterrad verkehrswidrig auf dem Bürgersteig. Die Kriminalkommissarin Petra Brenner steigt aus, die vor gut 45 Minuten Walter Linus May beim Teekochen überraschte. Sie scheint es an diesem wunderschönen Sommermorgen eilig zu haben. Mit einer prallvollen Handtasche unter dem Arm schreitet sie schnellen Schrittes zum geschwungenen Hauptportal des Landeskriminalamts 1, das von grob in Stein gemeißelten Jünglingsstatuen getragen wird.

Die mächtige, hölzerne Eingangstür lässt sich relativ leicht öffnen. Auf der darauffolgenden Glastür klebt ein Schild mit

dem Hinweis: DIENSTAUSWEIS BITTE UNAUFGEFORDERT VORZEIGEN. Doch die Kripobeamtin Brenner kann sich diese Formalität sparen, denn der ergraute Mann in der Pförtnerloge winkt ihr bereits freundlich lächelnd zu. Auf beiden Seiten der fast schon barocken Eingangshalle führen Treppen ins Hochparterre. Das mit Ornamenten verzierte Treppenhaus erinnert mehr an ein Opernfoyer als an ein Amtsgebäude.

Bis in den zweiten Stock eilt die Frau die Stufen hoch und weiter zu einer Glasflügeltür, auf der REFERAT 4, MORDKOMMISSION steht. Die schlagartig schmucklosen Wände sind ocker gestrichen, die einfachen Holztüren der Büroräume grau und von der Decke hängen fließbandgefertigte 50er-Jahre Neonleuchten.

Ohne anzuklopfen stürmt Brenner in das zweite Zimmer auf der rechten Seite. Sie ertappt eine kurzhaarige Frau mit den Füßen auf dem Tisch bei der morgendlichen Zeitungslektüre. Über den rasanten Auftritt ihrer Geschlechtsgenossin ein wenig konsterniert, schielt diese müde über den Rand ihrer Brille.

„Guten Morgen, Petra. Immer mit der Ruhe.“

„Morgen, Rosa. Entschuldigung, mit dir habe ich noch gar nicht gerechnet.“

Während Brenner äußerlich in die Kategorie der modebewussten Karrierefrau gehört, zählt Rosa mehr zu der rustikaler gekleideten Fraktion. Statt eleganter Pumps bevorzugt sie derbe Wanderstiefel. Ihre prallen Beine stecken in Bluejeans und die mit Sicherheit vorhandenen Fettpölsterchen an den Hüften kaschiert ein weites Flanellhemd im Holzfällerstil. Rosa scheint der Typ Frau, der lieber Flaschenbier trinkt und Skat drischt, als Cocktaillkarten zu studieren oder Französisch essen zu gehen.

„Hast du ein paar Stunden schlafen können?“, will Petra wissen.

„Ja, ja. Bis Hans die Kleine in die Schule brachte“, gähnt Rosa. „Chefchen hat übrigens ausrichten lassen, dass wir hier auf ihn warten sollen. Wir haben Besuch vom LKA Hannover. Zwei Zielfahnder wollen uns sprechen. Und den Bereitschafts-

dienst sind wir Gott sei Dank los. Das heißt, wir können uns voll und ganz auf unsere Brandleiche konzentrieren.“

„Gut. Die wird uns auch beschäftigen.“

„Ist noch viel gestern Nacht passiert, nachdem ich weg war?“, erkundigt sich Rosa, faltet ihre Zeitung zusammen und stibitzt ein Bonbon aus dem Süßigkeitenglas auf der Fensterbank.

„Die Feuerwehr hat das ausgebrannte Wrack aus dem Wald gezogen. Als die Spurensicherung dann fertig war, stellte sich heraus, dass der Fahrer, kurz bevor er von der Straße abkam, in höchster Panik 110 anrief. Er sagte, er sei Robert Karo, Journalist und behauptete, das Versteck eines gesuchten Mörders Namens Leon Kaminski gefunden zu haben. Dieser würde ihn jetzt angeblich verfolgen und umzubringen versuchen. Dann brach das Gespräch ab, ohne dass die Notrufzentrale wusste, woher der Anruf kam. Das wurde denen erst eine Viertelstunde später klar, als die Feuerwehr das Auto im Grunewald löschen musste. Und an der Geschichte scheint was dran zu sein, denn ein gewisser Kaminski wird in der Tat in Niedersachsen seit drei Tagen gesucht.“ Petra zieht ihren Blazer aus und hängt ihn auf einen Bügel an den Garderobenhaken der Tür. „Ich bin dann ins Krankenhaus gefahren und wollte sehen, wie es Robert Karo geht – aber da hatten sie ihn schon in den Keller geschoben.“

„Ist er tot?!“

Petra nickt. „Plötzliche innere Blutungen. Die Ärzte konnten nichts mehr tun.“ Sie häuft sieben Löffel gemahlene Bohnen in den Filterbehälter der Kaffeemaschine und spült die Glasanne im Bürowaschbecken aus. Danach schüttet sie eine Kanne Wasser in den Kocher und schaltet das Gerät ein. „Ich bin dann nachhause und habe geduscht und Klamotten gewechselt. Auf dem Weg hierher fuhr ich bei dem Halter des ausgebrannten Polos vorbei. Walter Linus May. Du weißt schon, der Typ, der heute Nacht noch zum Tatort kam und aussieht wie ein in die Jahre gekommener Skilehrer.“

„Natürlich. Eigentlich ganz niedlich, der Kerl. Und den hast du aus dem Bett geklingelt?“

„Er war noch im Morgenmantel.“ Petra zwinkert viel sagend.

„Luder! Und weshalb musstest du ihn unbedingt sprechen?“

„May sagte mir in der Nacht, dass das Auto auf seinen Namen läuft, aber seiner Tochter Stella gehört. Und dass er befürchte, dass sie die Brandleiche ist. Ich wollte ihn fragen, ob er von den Aktivitäten des Freundes seiner Tochter wusste. Dass Karo anscheinend auf Mörderjagd war. Außerdem sollte er mir die Arztadressen seiner Tochter geben, um Vergleichsmaterial besorgen zu können zur Identifizierung der Brandleiche.“

Plötzlich klatscht sich ihre Kollegin mit der flachen Hand vor die Stirn. „Ach herrje, das habe ich völlig vergessen dir zu sagen! May hatte bereits heute Nacht Unterlagen mitgebracht.“

„Ja, das erfuhr ich vorhin auch“, lächelt Petra säuerlich.

„Der Fahrer des Rechtsmedizinischen Instituts nahm die Sachen gleich an sich. Aus den Augen, aus dem Sinn.“

„Schon okay“, beruhigt Petra sie, „im Prinzip spielt das auch keine Rolle mehr.“ Die Kommissarin setzt sich mit einer Gesäßhälfte auf Rosas Schreibtischkante. „May erklärte mir nämlich, dass seine Tochter *nicht* die Brandleiche in dem VW Polo ist. Er wurde in den frühen Morgenstunden benachrichtigt, dass sie wegen eines Kreislaufkollaps oder so in ein Krankenhaus eingeliefert wurde. Ihr Auto borgte sie ihrem Freund Robert Karo angeblich nur aus und erfuhr erst heute Nacht von ihrem Vater, was Karo in der Nacht zugestoßen war.“

Draußen im Gang klappern mehrere Paar Schuhe auf dem Linoleumboden näher und die Zimmertür ihrer Amtsstube geht auf. Ein ordentlich gescheitelter, bierbäuchiger Mittfünfziger mit einer unpassenden Krawatte tritt strahlend ein. „Guten Morgen, meine Damen! Das ist ja wunderbar, dass Sie beide da sind.“

„Einen wunderschönen Morgen auch für Sie!“, lächelt Rosa falsch zurück. „Für unseren Referatsleiter sind wir doch immer da.“

Rosas Spott beflissen ignorierend, schiebt der Kripochef die Tür ganz auf und lotst zwei schmissige junge Männer in den Raum. Der erste besitzt das preußische Gardemaß von bestimmt zwei Metern und muss beim Eintreten leicht den Kopf senken, um sich nicht am Türrahmen zu stoßen. Das fehlende Haar auf dem kahl rasierten Schädel kompensiert er durch ein Ziegenbärtchen am Kinn und an den abstehenden Ohren hängt jeweils ein Silberring. Von der Statur her äußerst schlank, fast dürr, trägt er unter der Jeansjacke ein Basketballtrikot. Sein Kollege wiederum ist kompakter gebaut und gut anderthalb Köpfe kleiner mit einem durchtrainierten Rudererkreuz. Der athletische Brustkasten zeichnet sich deutlich unter seinem weißen T-Shirt ab. Doch die längeren Haare und die runde Brille lassen ihn eher intellektuell als sportlich aussehen.

„Darf ich vorstellen“, wird der Referatsleiter förmlich, „Herr Seifert und Herr König vom LKA Niedersachsen. Sie bearbeiten den Fall Leon Kaminski. Ein Name, der Ihnen nicht ganz unbekannt sein dürfte, meine Damen.“

Der Hannoveraner mit dem strubbeligen Kinnbart schreitetsch zum Schreibtisch der Damen. „Tim König“, streckt er die Hand aus.

„Rosalinde Weber.“

„Petra Brenner.“

„Ralf Seifert“, schüttelt jetzt der kleine, bullige Fahnder die Hände der beiden Frauen, die allerdings nur noch höflich nicken.

„Bitte tauschen Sie sich über den jeweiligen Stand der Ermittlungen aus“, ordnet der Leiter an. „Und, Frau Brenner, Frau Weber, lassen Sie unseren Kollegen aus Hannover jegliche Unterstützung zukommen, die sie benötigen!“ Erleichtert, sich um die niedersächsischen Kripoleute nicht länger kümmern zu müssen, schließt der Chef der Mordkommission wieder die Tür

und man hört auf dem Gang seine Schritte verhallen. Die vier Kripoleute schauen sich stumm an.

„Keine Ahnung, wie man es bei euch in Hannover handhabt, aber bei uns tauscht man sich im Sitzen *über den jeweiligen Stand der Ermittlungen* aus“, äfft Petra ihren Referatsleiter nach und versucht damit die steife Atmosphäre ein wenig aufzulockern.

„Bei einer Tasse Kaffee?“ Der schlaksige Tim König zieht sich den Beistellstuhl unter Petras Schreibtisch hervor und lässt sich rittlings nieder, sodass er die Lehne zwischen den Beinen hat. Petra beantwortet seine Frage mit einem positiven Nicken.

Für Tims Kollegen ist kein Stuhl mehr frei. Rosa räumt übertrieben gönnerhaft den Aktenstapel von ihrem Ersatzdrehstuhl herunter, der in der Ecke steht. „Nicht, dass man uns vorwirft, wir hätten euch nicht *jegliche* Unterstützung zukommen lassen ...“

Seifert nimmt ohne Verlegenheit Platz und hebt die wuchtige Sporttasche, die er bei sich trägt, ganz vorsichtig auf seinen Schoß. Da dies kaum bequem sein kann, scheint es fast so, als ob die Tasche einen wertvollen Inhalt birgt, doch keine der beiden Frauen verbalisiert ihre Neugier.

Gut ein Liter kochendes Wasser ist durch die Kaffeemaschine gelaufen und Petra zieht die volle Glaskanne unter dem Filterbehälter hervor.

„Ihr seid also auf den Fersen eines Dr. Kaminski?“

„In Niedersachsen ist Kaminski bereits so was wie ein Medienstar“, bestätigt Tim und bekommt eine Tasse Kaffee einschenken. „Die Boulevardpresse nennt ihn den *Geheimdienst-killer!*“

„Und spätestens seit heute Morgen kennt auch jeder Knirps in der Hauptstadt sein Gesicht“, ergänzt sein Kollege.

„Ach ja?“, wundert sich Rosa.

„Lest ihr keine Zeitung?“

Rosa hält ihr Exemplar hoch, in dem sie bis zu Petras Eintreffen schmökerte.

„Nicht so eine. Die mit den bunten Bildern und den großen Buchstaben!“ Fahnder Seifert legt die Berliner Ausgabe seiner kleinformatischen Boulevardzeitung auf den Tisch.

„Sag bloß, der Fall ist bereits in der Presse?“

„Und nicht nur in der Presse. Seit der Schulbusentführung von Oldenburg im letzten Jahr sind uns die Medien nicht mehr so auf die Nerven gegangen mit irgendwelchen Live-Berichtserstattungen. Macht euch schon mal gefasst, dass auch ihr demnächst im Fernsehen über den Stand der Ermittlungen Rechenschaft ablegen dürft.“

„Nicht bevor ich beim Frisör war!“, verkündet Petra trocken und nimmt sich Seiferts Zeitung. Auf der Titelseite springt ihr ein riesiges Foto von Dr. Leon Kaminski entgegen, wie er aussah, bevor er von den talentierten Händen der jetzt toten Maskenbildnerin umgestylt wurde. Es ist jenes Foto, das den Doktor in Panik aus dem Schnellrestaurant flüchten ließ. Über dem Bild prangert in fett gedruckten Lettern die Zeile: IST DER GEHEIMDIENSTKILLER IN DER STADT?

„Ich muss gestehen, ich bin in den letzten Tagen nicht so intensiv dazu gekommen, die Nachrichten zu verfolgen. Könntet ihr bitte kurz erklären, warum dieser aufgeschwemmte Frührentner *Geheimdienstkiller* genannt wird?!“

„Am Dienstag, also vor knapp 60 Stunden“, rekapituliert Tim die Ereignisse, „wurden wir benachrichtigt, dass eine weibliche Leiche in einem Einfamilienhaus in Geroldsheim bei Hannover gefunden wurde.“

„Dieser Anruf kam aber nicht von der Person, die die Leiche fand“, flechtet der andere Zielfahnder ein.

„Nein. Der Anruf kam von einem Reporter des *Hannoveraner Boten*, so einem sensationsgeilen Provinzblatt. Die Schwester der Toten, die die Leiche entdeckte, hatte in ihrer Hysterie nämlich nichts Besseres zu tun, als die Presse zu benachrichtigen und nicht die Polizei!“

„Wieso das denn?“ , fragt Rosa überrascht dazwischen.

„Weil sie dem Wahn verfallen war, nur auf diese Weise dem Schicksal ihrer gemeuchelten Schwester entgehen zu können“, gibt Tim etwas kryptisch Auskunft und überlässt seinem Partner das Wort.

„Sie behauptete, ihre Schwester hätte kurz vor dem Tod die Befürchtung geäußert, dass ihr Schwager – sprich Leon Kaminski – ein Spion sei. Als sie dann tatsächlich ihre Schwester erschlagen vorfand, entwickelte sie die fixe Idee, dass diese sterben musste, um ihren Ehemann nicht zu enttarnen. So kam es, dass die Frau sich plötzlich von geheimdienstlichen Todeschwadronen umgeben wähnte. Und um nicht ebenfalls unauffällig beseitigt zu werden, kam die Dame auf die glorreiche Idee, zur Selbstabsicherung als Erstes den *Hannoveraner Boten* in die Sache einzuweißen.“

„Das war für das Lokalblättchen natürlich ein gefundenes Fressen. Bevor die Spurensicherung ihre Arbeit beendet hatte, ging dieser Geheimdienstkiller-Schwachsinn bereits in Druck, obwohl es eventuell nur ein fataler Ehestreit war, der mit Totschlag endete. Aber der Stein war ins Rollen gebracht und der Fall ging wie ein Lauffeuer durch die Medienlandschaft Niedersachsens.“

Rosa nimmt das Süßigkeiten-Glas vom Fensterbrett und stellt es auf ihren Schreibtisch ins Zentrum der Konversation. „Tja, wahrscheinlich sanken die Einschaltquoten wegen all dieser Bundesetatdebatten in letzter Zeit und, *voilà!*, die Flucht eines mordenden Akademikers versprach endlich wieder ein bisschen Dramatik in die Nachrichten zu bringen. Hier, greift zu“, offeriert sie das Naschereinglas ihren Besuchern.

Doch die scheinen sich für Bonbons und Toffees nicht übermäßig zu begeistern. „Hättet ihr was dagegen, wenn wir frühstücken würden?“, erkundigt sich Kripomann Seifert vorsichtig.

„Wo denn?“, ist Rosa ganz angetan von der Idee und will schon ihre Jacke nehmen. „Unsere Kantine ist noch zu, aber ...“

„Hier. Wir haben uns was mitgebracht“, meint Ralf allerdings nur seinen Partner und sich selbst. Er öffnet die Sporttasche auf seinem Schoß und packt mit viel Fingerspitzengefühl mindestens ein halbes Dutzend Pappbehälter einer Hamburger-Braterei auf den Schreibtisch.

„Ach so“, erkennt Rosa das Missverständnis und schaut enttäuscht zu Petra hinüber. Unbeirrt platzieren die beiden Männer ihre Mahlzeiten um sich herum. Hamburger, Cheeseburger, Fishburger, French Fries, Chicken-Nuggets, Muffins und geschmolzene Eiscreme.

„Wollt ihr was abhaben?“, bietet Tim höflich an, ohne diese Frage allerdings wirklich ernst zu meinen.

„Nein danke“, lehnt Petra angewidert ab. „Stört es euch, wenn ich rauche?“

Da bereits jeder einen Burger verschlingt, schütteln sie nur wortlos den Kopf. Ralf läuft Mayonnaise das Kinn hinunter.

Desillusioniert über die unappetitlichen Manieren ihrer männlichen Kollegen zündet Petra eine Zigarette an und auch Rosa bleibt lieber ihren Süßigkeiten treu, als sich an fetttriefenden Sesamsemmeln zu vergehen.

„Hat denn Kaminski wirklich spioniert?“

„Das war am Anfang die große Frage, die alle beschäftigte“, nuschelt Tim mit vollem Mund. „Bundesnachrichtendienst und Verfassungsschutz wussten von nichts. Lediglich der Militärische Abschirmdienst bestätigte, dass an der Tierärztlichen Hochschule, an der der Doktor arbeitete, auch Auftragsforschung für die Bundeswehr betrieben wurde. Die war aber weder geheim noch hatte Kaminski in irgendeiner Weise damit zu tun.“ König spült die Hamburgerreste zwischen seinen Zähnen mit Kaffee herunter. „Doch dann konnte man auf Kaminskis privater Computerfestplatte gelöschte Daten wieder lesbar machen und entdeckte Protokolle über spektakuläre Forschungsvorhaben der NATO.“ Tim fängt plötzlich an zu grinsen und drückt sich ausgehungert das nächste Drittel des Cheeseburgers in den Schlund.

„Als MAD-Experten die Dateien durchstöberten, schlugen sie sich lachend auf die Schenkel!“, übernimmt Ralf die Erläuterungen. „Der Inhalt der Dokumente war erstunken und erlogen. Pure Science Fiction. Kaminski hatte sich irgendwelche *streng geheimen* Forschungspapiere des Militärs ausgedacht.“

„Wir vermuten, dass er sich als Spion verkaufen wollte. Doch wer sich für solche selbst verfassten Top-Secret-Akten interessieren könnte, war uns anfangs mehr als schleierhaft.“

„Und hätte der Fall nicht so viel Aufmerksamkeit in den Zeitungen erhalten, wüssten wir das wahrscheinlich immer noch nicht.“

„Gut möglich“, pflichtet Tim seinem Partner bei. „Am selben Tag, als die Zeitung von dem *Geheimdienstkiller* Kaminski berichtete, meldete sich ein Privatdetektiv bei uns. Im Auftrag von Frau Kaminski hatte er ihren Mann observiert. Eigentlich vermutete sie, dass ihr Ehemann eine Affäre hat, doch der Privatdetektiv fand lediglich heraus, dass er sich häufig mit einem zwielichtigen Herren traf, um konspirative Briefumschläge auszutauschen.“ Plötzlich überkommt Tim wieder der Hunger und diesen zu stillen, hält er für wichtiger als fortzufahren.

„Hat der Privatdetektiv herausfinden können, wer der Mann ist, mit dem sich Kaminski traf?“, versucht Kommissarin Weber die Konversation aufrecht zu erhalten.

„Nein“, löst Seifert seinen kauenden Kollegen bei der Unterhaltung ab. „Aber dafür übergab er uns alle Fotos, die er geschossen hatte. Unter anderem auch eines, auf dem der unbekannte Mann an einem EC-Automaten Geld abhob. Da uns der Detektiv genau sagen konnte, wann und wo er das Foto schoss, war es ein Leichtes, anhand der benutzten Kreditkarte die Identität des Mannes festzustellen.“

„Thomas Bartsch hieß der und kaum hatten wir den Namen bei INPOL eingegeben, ratterte der Rechner auch schon los.“

„Ein alter Bekannter also“, kombiniert Kommissarin Brenner.

„Nicht für uns, aber für die Hamburger Kollegen.“ König holt einen Ordner aus der Reisetasche und schlägt für die Berliner Kripo die Seite auf mit den heimlich geschossenen Fotos des Privatdetektivs, die Bartholomäus und Dr. Kaminski bei ihren konspirativen Zusammenkünften zeigen. „Heroin-Junkie. Das übliche Strafregister. Doch dann fünf Jahre kein Eintrag mehr. Er verschwand regelrecht von der Bildfläche. Von einem Tag auf den anderen. Es wurde sogar mal eine Vermisstenanzeige gestellt.“ Tim schnippst mit den Fingern. „Aber siehe da, vor drei Monaten tauchte er plötzlich wieder auf. Und verglichen mit früher war aus Thomas Bartsch so was wie ein neuer Mensch geworden. Edel gekleidet und mit den Taschen voller Geld streunte er jetzt durch die Drogenszene von Frankfurt am Main. Doch nun fängt die Sache erst richtig an, kurios zu werden“, warnt der Zwei-Meter-Fahnder im Voraus. „Bartsch versuchte, die Junkies am Frankfurter Hauptbahnhof zu bekehren! Er begann, aggressiv für eine zweifelhafte Entziehungsmethode zu werben, die auf christlichen Werten basierte. Und die Methode hörte sich so radikal an, dass der Vater eines ihm hörigen Junkies anfang, Nachforschungen über Bartsch und dessen gegründeten Verein anzustellen.“ Tim kickt seinem Kollegen mit dem Rudererkreuz in die Seite, damit dieser weitererzählt und er sich endlich der Pommes frites annehmen kann.

„Ich habe mit dem Vater am Telefon sprechen können und er hat mir von ein paar dubiosen Sachen berichtet. Bartsch war dabei, eine fundamental christliche Sekte aufzubauen und rekrutierte ausschließlich Leute aus der Drogenszene. Er vertrat die absurde Meinung, dass Junkies während ihres Drogenrauschs in die Nähe Gottes gelangen und dadurch spirituell besonders sensibilisiert seien. Seine stets wachsende Gefolgschaft nannte er die *Deutsche Gesellschaft der Freunde der Heiligen Stadt*.“

„Wie bitte?“, glaubt Petra, sich verhöhrt zu haben.

„Der Heiligen Stadt?“, wundert sich auch Rosa. „Was soll das sein? Rom?“

„Nein“, schüttelt der Zielfahnder Seifert den Kopf. „Mit der Heiligen Stadt meinte Bartsch Jerusalem. Da der Vater des Junkies zufälligerweise Hobbyhistoriker war, erkannte er in dem Logo der Gesellschaft das uralte Symbol der Tempelritter wieder, eines militanten Mönchordens aus dem Mittelalter. Und dass das kein Zufall war, konnte ihm sein Sohn bestätigen. Bartsch hielt oft stundenlange Predigten über die glorreichen Taten des Templerordens zur Zeit der Kreuzzüge, als Jerusalem ein Königreich war und von christlichen Rittern verwaltet wurde.“

„Was ist denn das für Seemannsgarn!?!“, ist Petra sich nicht sicher, ob sie einen Bären aufgebunden bekommt.

„Und das ist noch nicht mal das Skurrilste!“, redet sich der langhaarige Hannoveraner mit den runden Brillengläsern richtig in Fahrt. „Den Folgsamsten unter seinen Jüngern versprach Bartsch, dass sie in den quasi wiederbelebten Orden der Tempelritter aufgenommen würden und mit ihm kommen dürften, wenn er zurückgerufen wird in das Hauptquartier der Sekte, einen Ort, den er das *Wüstenparadies* nannte, in den Bergen des Libanon. Der Oberguru dort soll ein steinalter Greis namens Santos sein. Ein französischer Psychoanalytiker. Offiziell ist das Hauptquartier der Sekte nämlich eine von der Außenwelt hermetisch abgeriegelte Entziehungsklinik, ein paar Autostunden von Beirut entfernt.“

„Jedenfalls stellte der Vater Strafanzeige gegen Bartsch“, unterbricht der langsam gesättigte Kripomann König seinen abschweifenden Partner, „wegen antisemitischer und rassistischer Hetze, Körperverletzung und Urkundenfälschung. Die Jüdische Gemeinde Frankfurts machte ihm zusätzlich die Hölle heiß und die Räume, die er angemietet hatte, wurden ihm kurzerhand wegen Zweckentfremdung gekündigt. Der deutsche Zweig der *Gesellschaft der Freunde der Heiligen Stadt* löste sich faktisch nach wenigen Wochen wieder auf. Bartsch war gescheitert.“

Sich reckend und streckend steht Rosa von ihrem Schreibtischstuhl auf. „Und was hatte Dr. Kaminski mit der Sekte zu

tun?“, will sie wissen und geht mit ihrer leeren Tasse zur Kaffeemaschine.

„Wir glauben nicht, dass Kaminski etwas mit der Sekte zu tun hatte. Wahrscheinlich wusste er nicht mal von deren Existenz“, würgt Ralf an dem letzten Bissen seines Fishburgers.

„Und wie lernten sich Bartsch und Dr. Kaminski kennen?“, sucht Petra Brenner nach der für sie bisher fehlenden Verbindung zwischen den beiden.

„Durch Zufall. Im April schickte die Tierärztliche Hochschule Hannover Dr. Kaminski zu einem Fachkongress für Veterinäre nach Frankfurt. Und wie das Schicksal es wollte, stieg der Doktor im gleichen Hotel ab, in dem auch Thomas Bartsch wohnte, nachdem ihm seine Sektenräumlichkeiten gekündigt wurden. Der Rest ist Spekulation, aber der Barkeeper der Hotelbar konnte sich recht gut an Kaminski und Bartsch erinnern, obwohl der Doktor nur drei Übernachtungen gebucht hatte. Wahrscheinlich lernten sie sich dort kennen.“

Mittlerweile ist Kriminalkommissarin Rosalinde Weber wieder zu ihrem Schreibtisch zurückspaziert, eine volle Kaffeetasse in ihrer Hand balancierend. „Also ich muss ja sagen, was ihr bisher alles herausgefunden habt, ist schon beachtlich – aber schlüssig ist mir die Sache noch nicht.“

„Mir geht es genauso.“ Nachdenklich nuckelt Petra an ihrer Zigarette, deren Filter voll Lippenstift ist. „Aus welchem Grund fangen die beiden plötzlich an, Spione zu spielen?“

„Tja, da tappen wir im Dunklen“, gibt Seifert zu. „Bei Kaminski gäbe es immerhin ein Motiv. Er brauchte unbedingt Geld. Er ist bis über beide Ohren verschuldet und stand schon kurz vor der Gehaltspfändung. Im Prinzip machte er sich mit seiner *Spionage* auch nicht strafbar, höchstens der Hochstapellei.“

„Woher wisst ihr, dass Kaminskis zusammengedichtete Forschungsprotokolle wirklich für Bartsch bestimmt waren beziehungsweise, dass Bartsch dafür Geld gezahlt haben soll?“, bohrt Petra unermüdlich weiter.

„Natürlich können wir nur spekulieren, ob sich in den Briefumschlägen für Thomas Bartsch die selbst verfassten Geheimdokumente der Bundeswehr befanden“, schlürft Tim die geschmolzene Eiscreme. „Relativ sicher sind wir uns allerdings, dass in den Kuverts für Dr. Kaminski einiges an Geld steckte.“

„Wieso?“, ist Rosa das nicht ganz klar.

„Durch die Kontobewegungen“, verrät König. „Exakt die Summen, die Bartsch kurz vor ihren Treffen abhob, zahlte Kaminski jeweils danach auf sein völlig überzogenes Konto wieder ein.“

„Aber was um alles in der Welt wollte Bartsch mit diesen schwachsinnigen Dokumenten?!“, kritzelt Brenner kleine Fragezeichen auf die Schreibtischunterlage.

Die frühstückenden Zielfahnder aus Hannover zucken synchron mit den Schultern. „Das ist uns leider auch völlig schleierhaft“, übersetzt der kleine, muskulöse Ralf ihre Geste. „Ob die ganzen Aktivitäten von Bartsch in Zusammenhang mit Kaminskis Tat stehen, ist natürlich überhaupt sehr fraglich. In seiner Ehe soll es schon lange gekriselt haben. Wahrscheinlich war es nur Totschlag im Affekt eines betrunkenen Ehemanns und nicht eiskalter Mord eines Geheimdienstkillers.“

„Wenn es kein geplanter Mord war, würde das zumindest erklären, warum Dr. Kaminski am Tag danach völlig verkatert in seinem Labor der Tierärztlichen Hochschule auftauchte“, untermauert Tim die Totschlag-Theorie, „anstatt zu versuchen, die Leiche zu beseitigen. Er wusste einfach nicht, was er tun sollte. Erst als sich die Schwägerin zum Besuch anmeldete, ist er vor Panik abgehauen.“

„Habt ihr eigentlich erst durch uns erfahren, dass sich Kaminski in Berlin versteckt hielt?“, wirft Rosa ihre Stirn in Falten und hat sichtlich Schwierigkeiten, den Überblick bei diesem komplexen Fall nicht zu verlieren.

Keiner der beiden Männer kriegt plötzlich den Mund auf.

„Was ist los? Habt ihr euch heiser geredet?“, wartet Rosa auf eine Antwort.

Seifert stopft sich redeunwillig einen Muffin zwischen die Zähne und überlässt es König, diesen anscheinend peinlichen Aspekt der Ermittlungen zu erläutern. „Noch bevor wir die Leiche überhaupt sahen, standen wir bereits im Rampenlicht der Presse“, rechtfertigt sich der Kripomann. „Wir sind die Reporter nicht mehr losgeworden. Im Gegenteil, es wurden immer mehr. Der Fall wurde von den Medien zum öffentlichen Interesse erklärt, als wäre es ein Staatsattentat gewesen. Überall recherchierten Reporter oder filmten Fernsichtteams ...“

„Was hat das jetzt mit Kaminskis Versteck zu tun?“, fällt Brenner dem ausschweifenden Niedersachsen ungeduldig ins Wort.

Tim schaut sie gequält an.

Da fasst sich Seifert ein Herz. „Um deine Frage zu beantworten: Ja, wir wussten, dass sich Kaminski in Berlin versteckt hält! Es steht ja sogar in der Zeitung!“, zeigt Ralf aufgeregt auf die Titelseite des von ihm mitgebrachten Boulevardblattes. „Das war ja der Mist! Vor uns wussten es bereits andere. Und die haben alles vermasselt!“

„Sachte, sachte“, geht Petra beruhigend dazwischen. „Wer hat was vermasselt?“

„Irgendwelche Pressefuzzies haben die Festnahme von Kaminski vermasselt!“, schimpft Seifert wie ein Rohrspatz.

„Halt“, wird es Rosa zu chaotisch und verworren. „Könntet ihr bitte mal von Anfang an erzählen!?“

„Okay“, versucht der etwas gelasseneren Zweimetermann sich kurz zu fassen. „Folgendes war passiert. Wir fanden heraus, dass Frau Kaminskis eigentlicher Verdacht, weshalb sie ja den Privatdetektiv engagierte, doch richtig war. Ihr Ehemann ging tatsächlich fremd. Doch Kaminski hatte nicht nur eine Geliebte. Delikaterweise war diese auch noch minderjährig. Als wir das Mädchen endlich ausfindig machen konnten, erfuhren wir allerdings zu unserer Verblüffung, dass sie bereits ein paar Stunden zuvor von einem Polizisten verhört wurde.“

„Ach!“, entfährt es Petra.

„Zumindest dachte sie das. In Wahrheit hatte sich wahrscheinlich ein Reporter, der ein bisschen schneller war als wir, dreisterweise als Kripobeamter ausgegeben. Und der muss sie ausgequetscht haben wie eine Zitrone. Unter anderem erzählte sie dem, dass Kaminski sie in letzter Zeit des Öfteren in ein Apartment nach Berlin einlud, ihrem geheimen Liebesnest. Interessant wurde die Sache, als wir hörten, dass der Doktor, kurz bevor er verschwand, seiner Lolita eine Last-Minute-Reise schenkte, die sie sofort antreten sollte. Sie nahm zwar dankend an, wollte dann aber doch nicht allein verreisen und ließ den Flug verfallen.“

„Außerdem gab sie diesem verfluchten Typen, der sie aushorchte, eine angeblich geheime Handynummer, unter der sie Kaminski diskret erreichen konnte“, brummt Ralf verärgert. Ihm scheint glatt der Appetit vergangen zu sein.

„Alles deutete darauf hin, dass sich Dr. Kaminski in seinem Liebesnest in Berlin versteckt hielt – warum wollte er sonst die einzige Mitwisserin unbedingt außer Landes haben? Also benachrichtigten wir umgehend euer LKA. Doch als ein SEK das Apartment in den frühen Morgenstunden stürmte, war der Vogel bereits ausgeflogen!“

Müde und ausgelaugt sitzen die beiden Zielfahnder da und sagen keinen Ton mehr.

„Ist das jetzt euer *aktueller Stand der Dinge?*“, vergewissert sich Kommissarin Brenner.

Die Fahnder nicken.

„Mann, brummt mir der Schädel!“ Kommissarin Weber öffnet das Fenster, um frische Luft in den Raum zu lassen. „Aus euren Ermittlungen könnte man ja einen ganzen Roman stricken! Findest du nicht, Petra?“

„Na, wenigstens fügt sich langsam ein Puzzleteil zum anderen. Ich erzähle euch jetzt mal unseren aktuellen Stand der Dinge: Gegen null Uhr heute Nacht meldete sich ein gewisser Robert Karo in der Notrufzentrale und faselte davon, dass er den flüchtigen Dr. Kaminski gefunden hatte. Dann brach das

Gespräch jedoch ab. Geht mal davon aus, dass das der Typ war, der euch die Show vermasselte.“

„Wenn ich den in die Hände kriege, hat der Kerl nichts mehr zu lachen“, schimpft Seifert.

„Robert Karo ist das Lachen schon längst vergangen. Zwanzig Minuten, nachdem das Gespräch unterbrochen wurde, musste die Feuerwehr ein brennendes Fahrzeug im Grunewald löschen. Die Person auf dem Beifahrersitz war bis zur Unkenntlichkeit verkohlt. Am Steuer gesessen hatte Robert Karo. Er konnte sich schwer verletzt aus dem Wrack retten, brach dann aber im Wald zusammen.“

„Ist er tot?“, fragt Ralf Seifert nach.

Petra nickt. „Alles, was er bei sich hatte, war sein Presseausweis.“

Grübelnd kratzt sich der andere Zielfahnder den kahlen Hinterkopf. „Aber was habt ihr von der Mordkommission mit Verkehrsunfällen zu tun?“

„Robert Karo raste gegen einen Baum, weil er verfolgt wurde. Außerdem ging der Wagen erst in Flammen auf, nachdem ein Kanister Benzin hinüber gegossen wurde. Wir gehen davon aus, dass die Person auf dem Beifahrersitz zu diesem Zeitpunkt noch gelebt hat.“ Petra Brenner betrachtet die Zeitung mit Dr. Kaminskis Fahndungsfoto auf der Titelseite. „Wenn ich mir das Bild hier allerdings ansehe, kann ich mir kaum vorstellen, wie dieser fette Kerl das bewerkstelligt haben soll. Besitzt Kaminski eigentlich einen Waffenschein?“

„Kaminski kann nicht mal ein Auto lenken! Warum?“

„Weil in dem Wrack auch Einschusslöcher gefunden wurden.“

„Mit anderen Worten: Sollte Kaminski tatsächlich in der Sache seine Finger haben, kann das nur bedeuten, dass eine oder mehrere Personen ihm helfen“, stellt König fest.

„Und die Indizien zeigen in Richtung Thomas Barsch“, spricht Seifert die Gedanken seines Partners aus.

„Bartsch ist nämlich nicht mehr auffindbar. Einschließlich seiner beiden asozialen Brüder aus Hamburg, die seit ein paar Tagen ebenfalls verschwunden sind.“

„Aber warum sollten die Gebrüder Bartsch das tun?“, wirft Rosa zweifelnd ein. „Warum sollten sie sich strafbar machen und ihm helfen? Was hat der Doktor denn schon zu bieten?“

„Knowhow vielleicht.“

„Als Veterinär?“, ist Rosa von der Begründung nicht sehr überzeugt. „Was kann denn die Gesellschaft der Freunde der Heiligen Stadt mit einem Tierarzt anfangen?“

„Keine Ahnung“, gibt Tim zu. „Vielleicht hält Bartsch ihn immer noch für einen bedeutenden Geheimnisträger?“

„So bedeutend, einen Menschen bei lebendigem Leibe anzuzünden?“, hinterfragt Rosa zweifelnd. „Außerdem steht selbst in der Zeitung, dass Kaminski kein Spion ist.“

Die zwei Zielfahnder schlürfen nachdenklich an ihrem Kaffee, Petra kritzelt stumm Muster auf ihre Schreibtischunterlage und Rosa starrt grübelnd aus dem Fenster. Jeder für sich sucht in dem verworrenen Fall nach den logischen Verknüpfungen der einzelnen Figuren und Fakten miteinander, nach den verborgenen Motiven ihrer Taten.

„Gut!“, unterbricht Rosa als vermutlich dienstälteste Kommissarin das stille Brainstorming. „Vorschläge, wie wir jetzt am besten weiter vorgehen?“

„Wir beide“, zeigt Brenner auf Weber und sich, „müssten abklären, was bei der Obduktion der Brandleiche herausgekommen ist.“

„Und dann knöpfen wir uns Karos Lebensgefährtin vor, der das Auto gehört, das Karo vor den Baum setzte“, ist Rosa einverstanden.

„Vielleicht weiß sie doch mehr, als ihr Vater wahrhaben will. May sagte übrigens, dass seine Tochter Stella in die Uniklinik Mitte eingeliefert wurde. Das heißt, wir könnten, nach-

dem wir in der Rechtsmedizin waren, gleich auf dem Gelände bleiben.“

Die Augen der Damen richten sich jetzt auf die Herren aus Hannover und deren Absichten.

„Wir werden bei der Staatsanwaltschaft anrufen“, beginnt König, „und versuchen, einen Haftbefehl für Thomas Bartsch zu bekommen. Dann können wir den ebenfalls zur Fahndung ausschreiben. Wo Bartsch ist – da bin ich mir fast sicher – finden wir auch Kaminski.“

„Und wir sollten der Spurensicherung in Kaminskis Liebesnest ein bisschen auf die Finger schauen.“ Seifert holt einen Notizblock aus seiner Tasche, auf dem eine Adresse gekritzelt steht. „Vielleicht hat er ja einen Nachsendeantrag für seine Post hinterlassen ...“

„Gibt es schon Erkenntnisse, wem das Apartment eigentlich gehört?“, interessiert sich Brenner für Kaminskis Versteck.

„Nicht offiziell, aber Nachbarn sollen dem Einsatzleiter des SEK gesagt haben, dass in dem Apartment normalerweise ein pensionierter Mikrobiologe wohnt, der aber schon seit mehreren Monaten in Südamerika auf Besuch bei seiner ausgewanderten Tochter ist. Vielleicht ein Kollege von Kaminski. Auf jeden Fall besaß Kaminski einen Schlüssel für das Apartment.“

Rosa reicht Seifert und König ihre Visitenkarte. „Hier stehen unsere Nummern drauf. Meldet euch, wenn ihr was herausgefunden habt.“

„Dito“, schieben jetzt die Hannoveraner ihre Karte hinüber.

„Tschuldigung, dass wir so ein Chaos angerichtet haben auf eurem Schreibtisch.“ Seifert räumt den Berg an durchgeweichtem Verpackungsmüll in eine Plastiktüte. „Ihr haltet uns bestimmt für Prolls, die nicht mal mit Messer und Gabel essen können, stimmt ´s?“

„Macht euch keine Gedanken“, grinst Rosa wieder ihr dreistes Lächeln. „Immerhin mussten wir euch nicht füttern.“

Uniklinikum, Haupthaus, **14.** Stock, Kardiologie

„So, Frau May!“, erbittet sich die orientalisch aussehende Krankenschwester noch einmal Aufmerksamkeit von ihrer neuen Patientin. „Hinter Ihnen ist die Klingel, wenn Sie Hilfe brauchen. Ich bringe Ihnen jetzt das Frühstück.“

„Ich habe keinen Hunger.“

„Sie wollen nichts essen?!“

Stella schüttelt deprimiert den Kopf.

„Wie Sie wünschen, aber der Professor wird deswegen nicht schneller für Sie Zeit haben.“ Die Pflegerin zieht die Bettdecke bis unter Stellas Kinn, als sei sie besorgt, die junge Frau könnte im Hochsommer frieren, und tätschelt mütterlich ihre blassen Wangen. Stella nickt artig. Zufrieden nimmt die Krankenschwester ihr Klemmbrett mit den Anamnesedaten und verlässt das Einzelzimmer.

Kaum ist die Tür ins Schloss gefallen, schleudert Stella die Decke zur Seite und setzt sich in ihrem Patientenbett auf. Endlich braucht sie ihre innere Unruhe nicht mehr zu unterdrücken. Der ganze Körper scheint ihr zu kribbeln. Wie eine Gefangene schaut sie sich in dem Zimmer um. Große Fenster gewähren einen weiten Blick über die Innenstadt Berlins, an den Wänden hängen beruhigende Landschaftsbilder und der Besuchertisch ist mit einem Gesteck frühlingshafter Kunstblumen dekoriert. Doch der freundliche Einrichtungsstil erzeugt bei Stella keine entspannende Wirkung. Kauernd hockt sie in der

Mitte der Matratze und hat die Arme fest um ihre Beine geschlungen. Die Stirn auf die Knie gepresst, kämpft sie verzweifelt gegen die Tränenflut, die sich hinter ihren Augenlidern sammelt. Der Strudel der Gedanken, der ihr durch den Kopf wirbelt, reißt sie derart mit, dass sie anfängt zu schwanken, als säße sie in einem Boot und nicht auf einem Bett.

Plötzlich springt Stella von der Matratze herunter und taumelt durch den Raum. Mit dem Rücken gegen die kalte Wand gelehnt versucht sie, ihre ausufernden Emotionen wieder unter Kontrolle zu bringen. Sie zwingt sich, ruhiger zu atmen. Tief ein und langsam aus. Stellas Stirn glänzt kaltschweißig und langsam ebbt die Panikattacke ab. Erschöpft fährt sie mit den Fingern durch ihr kurzes, schwarzes Haar, das zerzaust und verlegen in alle Richtungen absteht. Am Ärmel des Nachthemds wischt sie sich die feuchten Augen und die tropfende Nase ab. Stella sieht müde aus.

Mit wackligen Beinen wankt die junge Frau zur Tür des von ihrem Zimmer aus abgehenden Bades und knipst in dem separaten, fensterlosen Raum das Licht an. Automatisch fängt die Klimaanlage an zu surren. Rollstuhlgerecht konzipiert und bis zur Decke pastellgrün gekachelt, ist die Toilette mit einer Dusche und einem Handwaschbecken ausgestattet. Stella erschrickt, als sie sich im Spiegel sieht. Unter fließend kaltem Wasser wäscht sie ihr Gesicht und frottiert es mit einem rauen Klinikhandtuch so heftig trocken, dass ihre Wangen endlich wieder ein bisschen Farbe bekommen.

„Was ist mit mir heute Nacht passiert?!“, murmelt Stella ratlos ihr Spiegelbild an. „Was?“

Laut seufzend dreht sie sich vom Waschbecken weg, damit die Verzweiflung sie nicht erneut überkommt. Stella verlässt die Toilette und schleppt sich zu einem Schrank, den kurz zuvor die Krankenschwester eingeräumt hatte. Fein säuberlich zusammengelegt liegen dort die Kleidungsstücke, die sie trug, als sie nachts ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Eilig durchwühlt sie ihre wenigen Habseligkeiten. In der Jeanshose findet

sie ein paar Cent, Taschentücher und einen Lippenstift. Darunter liegen eine Bluse, ein weißer Spitzenbüstenhalter und eine Tüte mit Turnschuhen. Viel zu groß und merkwürdig unpassend hängt schließlich noch ein Herrenjackett im Schrank. Es ist braunkariert und an den Ellenbogen sind ovale Flicker aufgenäht. Aussehen tut es wie ein altes Erbstück, das bereits durch die Hände vieler Generationen wanderte, gemacht für Männer, die mindestens einen Kopf größer sind als Stella.

„Oh Robbi ...“, vergräbt sie jammernd ihr Gesicht in dem abgewetzten Sakko. „Was ist heute Nacht passiert?“

Tastend wandern ihre Finger von außen über das Jackett und nacheinander zieht sie eine Schachtel Zigaretten heraus, ein Feuerzeug und eine kleine, mechanische Spieldose. Stella dreht den Gewindeschlüssel des altmodischen Spielzeugs ein paar Mal herum und lauscht melancholisch dem Kinderlied, das die Blechdose nun leiert. Auf dem Deckel der Dose zappelt ein daumengroßes Blechäffchen im Takt, was Stella jedoch nicht sonderlich aufmuntert. Bis zum letzten Ton horcht sie der Melodie, dann steckt sie das musizierende kleine Wunderwerk der Mechanik zurück in die Jackettinnentasche. Lediglich den Tabak nimmt sie mit ans Bett. Dass auf dem Nachttisch ein roter Verbotsaufkleber haftet mit einer durchgestrichenen, qualmenden Zigarette in der Mitte, hält Stella nicht davon ab, sich einen Glimmstängel aus der Pappschachtel zu ziehen. Doch just in dem Moment flattert ein kleiner Zettel zu Boden, der in der Schachtel zwischen den Zigaretten gesteckt haben muss.

Der kleine Zettel entpuppt sich als Visitenkarte. Als eine sehr rätselhafte. Stella hebt das rechteckige Stück Papier auf und begutachtet es eingehend. NOTRUFNUMMER steht in weißer Zierschrift auf rotem Grund. Dann eine elfstellige Zahl, die mit der Einwahlnummer in ein Mobilfunknetz beginnt. Unterschrift: DEIN LÖWE. Kein vollständiger Name, keine Adresse, kein Hinweis, was mit der Umschreibung *Notrufnummer* gemeint sein könnte oder wer hinter dem Pseudonym *Löwe* steckt.

Von Neugier gepackt, klemmt Stella ihre intakte Zigarette hinter das Ohr und hebt ihr Nachtleibchen hoch. Sie trägt einen weißen Spitzenslip, an dessen Gummibündchen das flache Handy baumelt, das ihr Vater bei seinem nächtlichen Besuch in der Notaufnahme heimlich zurück ließ.

Mit dem Mobiltelefon in der Hand setzt sie sich auf die Matratze und tippt die Nummer, die auf dem abgegriffenen Papierkärtchen steht, in das Gerät ein. Wenige Sekunden vergehen, dann ertönt ein Freizeichen.

Dr. Kaminskis Handy vibriert im Lautlos-Modus. Zum Glück. Ein plötzlich läutendes Mobiltelefon würde Bartholomäus vermutlich vollends durchdrehen lassen.

„Seien Sie froh, dass der Bus keinen Kofferraum hat,“, schreit Bartholomäus vom Beifahrersitz aus den verkleideten Veterinär an, „sonst würden Sie da gefesselt und geknebelt drin liegen!“

Der Doktor ist so eingeschüchtert, dass er keinen Ton herausbringt. Die Innentasche seines Sakkos ist hingegen weniger ruhig. Das vibrierende Handy klappert gegen einen Gegenstand, vermutlich einen Kugelschreiber oder Kamm. Doch noch übertönt Bartholomäus lautstarke Stimme alle anderen Geräuschquellen.

„Über eins seien Sie sich im Klaren: Wenn Sie noch einmal versuchen abzuhauen – wenn Sie überhaupt irgendetwas tun, wozu ich Sie nicht aufgefordert habe – dann lege ich Sie um! Ich habe Santos mein Wort gegeben, das ich Sie zu ihm bringe. Und das werde ich halten. Ob tot oder lebendig, hängt ganz von Ihnen ab!“

Der Mercedes Bus überquert die Oberbaumbrücke, die die beiden Stadtteile Kreuzberg und Friedrichshain miteinander verbindet. Schillernd spiegelt sich die Morgensonne in der Spree. Von der Mitte der Brücke aus hat man eine beeindruckende Sicht auf das östliche Stadtzentrum Berlins. Jakobus,

der das Fahrzeug steuert, setzt eilig eine Sonnenbrille auf, um seine kleinen, übernächtigten Augen nicht unnötig zu strapazieren.

„Ich will nicht mehr!“, winselt Kaminski plötzlich panisch los, während sein Handy im Sakko kontinuierlich weiter vibriert. „Ich will nicht den Rest meines Lebens auf der Flucht sein!“

Zur allgemeinen Überraschung schnallt sich Bartholomäus jetzt während der Fahrt ab, beugt sich nach hinten zur Rückbank, wo der Doktor und Thaddäus sitzen, und packt Kaminski an der Krawatte. Er zerrt den Alten zwischen die beiden vorderen Autositze in die Lücke, wo sich die Kupplung befindet, und holt seine Pistole aus dem Schulterhalfter. Eiskalt presst er den Lauf der Waffe dem röchelnden Doktor direkt auf die Stirn. „Der Rest Ihres Lebens könnte ziemlich kurz ausfallen, wenn Sie nicht endlich das Maul halten!“

Das Mündungsrohr der Pistole drückt sich schmerzhaft in Kaminskis Haut über den Augenbrauen, doch eine Steigerung seiner Angst ist nicht mehr möglich. Im Gegenteil. Er tut etwas, was er in einer weit weniger eskalierten Situation vielleicht niemals gewagt hätte.

Ohne dass es jemand mitbekommt, greift der Wissenschaftler in seine Sakkotasche, ertastet heimlich den Knopf am Handy, mit dem man den Anruf entgegennimmt, und schiebt das flache Telefon seitlich unter den flauschigen Schonbezug des Fahrersitzes. Wer am anderen Ende der Leitung ist, scheint dem Doktor völlig egal. Im Augenblick sieht er keine andere Chance, Hilfe zu alarmieren. Und um sein Tun besser zu tarnen, windet sich der Alte wild hin und her, was Bartholomäus in der Tat für verzweifelte Befreiungsversuche hält.

„Ich kann den Bus nicht lenken, wenn dieser fette Sack halb auf meinem Schoß liegt!“, schaltet sich Jakobus nun genervt ins Geschehen ein. „Außerdem habe ich keine Ahnung, ob wir auf dem richtigen Weg sind.“

Bartholomäus atmet tief durch und stößt Kaminski auf die Rückbank zurück. Wutschnaubend steckt er seine Pistole weg und schnallt sich wieder an. Die kleine Beule seitlich an Jakobus Sitz, wo der Doktor das eingeschaltete Handy unter den abnehmbaren Stoffbezug schob, fällt niemandem auf.

Japsend schnappt Kaminski auf der Rückbank nach Luft und lockert seine Krawatte. Auf der Stirn des Doktors leuchtet rot der kreisförmige Abdruck, den der Pistolenlauf hinterlassen hat. Voller Angst und Ekel starrt er seine drei psychopathischen Fluchthelfer an, die nun zu seinen Entführern geworden sind – den gleichgültigen Thaddäus, den cholерischen Bartholomäus und den erschöpften Jakobus.

„Scheiße!“, flucht Bartholomäus jetzt, nachdem er im Stadtplan ihre momentane Position geortet hat. „Wir hätten genau in die entgegengesetzte Richtung fahren müssen ...“

„... ist aber auch egal, dann nehmen wir eben einen anderen Weg“, rauscht es leicht verzerrt und mit vielen Nebengeräuschen aus Stellas Handy, das sie an ihr Ohr hält. „Fahr an der nächsten Ampelkreuzung nach links! – Ja genau. Ordne dich gleich hier auf der Abbiegespur ein! – Und jetzt immer geradeaus! – Siehst du den Fernsehturm dahinten? Da müssen wir hin. Das ist der Alexanderplatz.“

Ohne zu ahnen, wen sie gerade belauscht, eilt Stella verwirrt an ihr großes Zimmerfenster und sieht am Horizont nun ebenfalls das schlanke, 368 Meter hohe Bauwerk aus dem Häusermeer des historischen Stadtkerns von Berlin herausragen. Glitzernd bricht sich die Morgensonne auf der silbernen Außenhülle der riesigen Kugel, die 200 Meter über dem Boden aus dem Fernsehturm wächst und ein rotierendes Restaurant mit Aussichtsplattform beherbergt.

„Hallo? – Hallo!“, ruft Stella in ihr Handy. „Wer spricht da? Hallo! Können Sie mich hören?“

Stella erhält keine Antwort. Stattdessen dringt nur ein dumpfes Knacken aus dem Hörer, das sich anhört wie das Schalten einer Kupplung. Eine zweite Stimme sagt jetzt etwas,

doch die Äußerung ist zu leise und zu undeutlich gesprochen, als dass Stella sie verstehen könnte.

„Seien Sie verdammt noch mal ruhig!“, dröhnt die erste Stimme – die Stimme Bartholomäus – in Erwiderung auf den anscheinend ungebetenen Kommentar der zweiten Stimme. *„Wenn wir Ihren Rat benötigen, werden wir Sie es wissen lassen, Dr. Kaminski!“*

Stella hält den Atem an. Aber nicht, um die Person, die sie belauscht, besser verstehen zu können. Das ist nicht nötig, da nach dem Redeverbot, das die erste Stimme der zweiten auferlegte, nun niemand mehr etwas zu sagen wagt. Nein. Stella hält vor Schock den Atem an. War sie anfangs neugierig, wem diese mysteriöse Notrufnummer gehörte, dann verwirrt, warum ihr Anruf zwar entgegengenommen wird, sich aber niemand meldet, ist sie jetzt fassungslos, mit welcher Person sie plötzlich, wie durch eine Vorhersehung, verbunden worden ist. Die Schicksalhaftigkeit der Situation dämmert ihr zwar allmählich, dennoch ist Stella zu überwältigt, als dass sie klaren Kopfes alle Konsequenzen ihres weiteren Handelns überblicken könnte. Wie betäubt lauscht sie den Motorgeräuschen, die aus ihrem Mobilfon dringen, und tastet sich mit weichen Knien zurück auf ihr Krankenbett.

Plötzlich hört sie ihren Namen! Allerdings nicht aus dem Telefon. Die Stimme kommt vom Stationsflur. Der fremdländische Akzent lässt vermuten, dass es sich um die orientalische Krankenschwester handelt, die jemandem erklärt, wo sich das Zimmer der Patientin Stella May befindet. Und schon nähert sich eine Person ihrer Tür. Blitzschnell verstaut Stella das Handy unter ihrem Kopfkissen und legt sich vorsichtig – um das Gerät nicht unbeabsichtigt auszuschalten – zurück in ihr Bett.

Die Tür geht auf und ihr Vater tritt ein. Stella glotzt so teilnahmslos, als ob sie ihn gar nicht erkennt.

„Guten Morgen, Mäuschen!“ Walter May legt seine Brieftasche auf ihren Nachttisch. Die junge Frau zeigt aber immer noch keine Reaktion. *„Stella?“*

„Papa!!!“

„Wie geht es dir, meine Kleine?“

„Ich – ich ...“

Beruhigend hält er ihre Hand. „Der Arzt in der Notfallaufnahme hat mir gerade erklärt, wie erstaunt er über die Fortschritte deiner Genesung ist.“

Stella schwirren eigentlich ganz andere Gedanken durch den Kopf, doch schon hat ihr Vater es geschafft, sie davon abzulenken. „Warum bin ich hier, Papa?“

„Die Ärzte wollen dich durchchecken, ob alles in Ordnung ist mit dir.“

„Überhaupt nichts ist in Ordnung!“, schimpft Stella aufgebracht. „Aber da können mir die Ärzte auch nicht helfen.“

„Wie meinst du das? Hat dich schon jemand untersucht?“

„Hier nicht. Der Arzt aus der Rettungsstelle glaubt, dass ich einen Herzfehler habe. Herzrhythmusstörungen, Bradykardien oder irgendwas. Keiner scheint zu kapieren, dass mein niedriger Puls vom Leistungssport kommt. Ich liege hier nur, damit die ihre neuen Geräte an mir ausprobieren können!“

„Wie kommst du denn darauf? Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass du was am Herzen hast, aber ein paar Tage Bettruhe werden dir gut tun.“

„Dafür habe ich keine Zeit!“

„Wieso hast du dafür keine Zeit?“

„Ich – ich – ach, das verstehst du nicht ...“

„Stimmt! Ich verstehe hier einiges nicht!“

Eine väterliche Standpauke erwartend, dreht sich die junge Frau von ihrem Besuch weg und starrt aus dem Fenster.

Walter May nimmt sich ohne zu fragen die Zigarette hinter Stellas Ohr, die sie dorthin klemmte, als sie das mysteriöse Kärtchen mit der Telefonnummer fand.

„Du hast also keine Zeit. Was hast du denn so Dringendes vor?!“ Zur Nervenberuhigung zündet er sich die Zigarette an.

„Hier ist rauchen verboten, Papa.“

„Seit wann interessierst *du* dich dafür, was man darf und was nicht?! Außerdem ist das ein Privatpatientenzimmer. Da darf man alles.“

„Mama ist bestimmt sehr traurig, dass du wieder angefangen hast.“

„Wie bitte??? Mama kann nicht traurig sein – Mama ist seit fünf Jahren tot! Was hast du außerdem damit gemeint, heute Nacht, du hättest Mama getroffen?“

„Ich habe sie gesehen ...“

„Im Traum?“

„Ich bin mir sicher, es war kein Traum.“

„ – Sondern?“

„Ich weiß es nicht. Als mein Herz heute Nacht aufhörte zu schlagen, war Mama da, um mich zu empfangen.“

„Wie? Wo? Von was redest du???“

„Aber ich durfte nicht bei ihr bleiben. Sie sagte, meine Zeit wäre noch nicht gekommen. Ich müsse wieder zurück. Dabei war es so schön dort. Ich hatte mich noch nie so geborgen gefühlt.“

May verschluckt vor Entsetzen fast seine Zigarette. „Stella, hör auf! Genauso einen Unsinn hat auch Mama vor ihrem Selbstmord erzählt.“

„Das war kein Selbstmord! Sie ist einfach nur ertrunken!“

Walter Linus May vermeidet es, sich auf eine Diskussion über dieses Thema mit seiner Tochter einzulassen.

„Ach vergiss, was ich gesagt habe“, lenkt Stella plötzlich ein. „Wahrscheinlich habe ich das mit Mama wirklich alles nur geträumt.“ Es ist offensichtlich, dass sie ihren Vater nur beruhigen will, da sie merkt, dass der sie überhaupt nicht versteht. „Erzähl mir lieber, wie es Robert geht. Ist er schon zu sich gekommen?“

Als sie jedoch sieht, wie gequält ihr Vater plötzlich aussieht, verkrampft sich ihr Herz in Vorahnung. Walter Mays jugendliche Agilität ist schlagartig verflogen. Sein wettergegerb-

tes, bronzefarbenes Gesicht wirkt faltig. Eine enorme Last scheint seinen Rücken zu krümmen.

Stella hat das Schweigen ihres Vaters verstanden. Sie ist so versteinert, dass keine Emotionen nach außen dringen. „Deswegen bist du also schwarz gekleidet ...“ Unglaublich gefasst setzt sie sich in ihrem Bett auf und denkt nach.

Nervös an seinen Fingern spielend, sucht May nach tröstenden Worten, nimmt dann aber nur als Geste des Beistands ihre Hand und schweigt.

„Musste Robert leiden?“

Walter Linus schüttelt den Kopf, was seine Tochter ein wenig zu erleichtern scheint.

„Hast du es von der Polizei erfahren?“

Er nickt.

„Und? Was hat die Polizei noch gesagt?“

„Dass sie vorhaben, mit dir zu sprechen. Sie wollen dir ein paar Fragen stellen, ob du weißt, was Robert die letzten Stunden gemacht hat, bevor er gegen den Baum gerast ist.“

„Steht es fest, dass er verfolgt wurde?“

Der Vater nickt. „Man ist sich auch sicher, dass dein Auto vorsätzlich in Brand gesteckt wurde.“

Stella verhält sich ungewöhnlich ruhig und distanziert. „Hat die Polizei schon eine Vermutung, wer es war?“

May zuckt mit den Schultern. „Die Kripo scheint davon auszugehen, dass die Sache im Zusammenhang mit Roberts Recherchen steht. Kurz bevor Robert von der Straße abkam, versuchte er, die Polizei zu alarmieren, dass er jenen gesuchten Mörder gefunden hat, von dem du mir heute Nacht erzähltest. Sehr wahrscheinlich hat dieser ihn dann verfolgt. Heute ist sogar ein Foto von dem Mann in der Zeitung ...“

„Kaminski“, haucht Stella, steht ohne Hektik von ihrem Bett auf, geht zum Fenster und schaut wie zufällig in Richtung des Fernsehturms. „Dr. Kaminski heißt er.“

„Wollen wir hoffen, dass dieser Kerl bald gefasst wird. Eine heiÙe Spur scheint die Kripo allerdings noch nicht zu haben.“

„Ich schon.“

„Was hast du gesagt?“

„Vielleicht ist das der Grund ...“, führt Stella gedankenversunken Selbstgespräche.

„Was denn für ein Grund?“

„Der Grund, warum ich wieder hier bin.“

„Wieso? Wo warst du denn gewesen?“

„Bei Robert. Ich war die ganze Zeit mit ihm zusammen. Bis zum Crash.“

„Das kann doch gar nicht sein! Du wurdest am anderen Ende der Stadt in einer öffentlichen Toilette gefunden. Hast du das schon vergessen?“

„Natürlich nicht! Aber heute Nacht sind Dinge geschehen, die ...“

„Kannst du dich wieder erinnern, was heute Nacht passiert ist?“

„Nein, nicht richtig. Da ist so vieles, das ich nicht begreife.“

„Schon gut. Ist ja jetzt auch nicht so wichtig. Mach dir darüber keine Sorgen, Stella.“ Walter sucht nach einem Aschenbecher, in den er die Glutspitze seiner Zigarette hineintippen kann.

„Glaubst du, die Polizei findet Roberts Mörder?“, fragt sie ihren Vater.

„Ich hoffe es. Aber wenn nicht, können wir das auch nicht ändern. Das liegt nicht in unserer Hand.“

Ganz merkwürdig schaut Stella ihn jetzt an. Irgendetwas scheint ihr plötzlich klar zu werden. Wieder wenden sich ihre Blicke nach drauÙen zum Fernsehturm.

„Stella, ich geh mal schnell in dein Bad, die Zigarette ausmachen.“

Sie dreht sich zurück zu ihrem Vater. Lange und durchdringend sieht sie ihn an. So durchdringend, dass Walter Linus wie angewurzelt stehen bleibt.

„Darf ich?“

„Natürlich darfst du“, antwortet Stella mechanisch und mustert intensiv Walter Linus' Briefftasche, die auf ihrem Nachttisch liegt. „Lass dir ruhig Zeit. Ich möchte mich gerne anziehen.“

„Wieso das denn?“, wundert sich May, dessen zentimeterlange Aschspitze jeden Moment abzubrechen droht.

„Ich muss zu einer Untersuchung in ein anderes Gebäude, und die Krankenschwester hat gesagt, ich kann mich anziehen, wenn ich keinen Morgenmantel habe. Hättest du Zeit, mich zu begleiten?“

„Natürlich“, sagt ihr Vater zu und muss schon die Zigarette senkrecht halten, um nicht den verbrannten Tabak zu verlieren. Im letzten Augenblick schafft er es noch bis ins Bad und über das Klobecken, bevor ihm die Asche abfällt. Hinter ihm schaltet Stella das Licht an und schließt die Toilettentür. Walter wundert sich nicht weiter, geht er doch davon aus, dass sich seine Tochter umzieht und dabei nicht von ihm beobachtet werden möchte. Er nutzt die Zeit und raucht die Zigarette zu Ende. Er scheint ganz froh, ein paar Minuten unbeobachtet ausruhen zu können. Als die Zigarette aufgeraucht ist, drückt er den Stummel im Toilettenbecken aus und wickelt den übriggebliebenen Filter in Klopapier, damit dieser sich ohne Probleme wegspülen lässt.

„Kann ich kommen, Stella?“, erkundigt sich Walter durch die geschlossene Tür hindurch, doch seine Tochter scheint ihn nicht gehört zu haben. Davon überzeugt, dass sie schon längst umgezogen sein muss, will er die Toilette wieder verlassen, aber die Klinke lässt sich plötzlich nicht mehr herunterdrücken. Er stutzt. Dann versucht er es nochmal. Die Klinke ist keinen Millimeter mehr zu bewegen.

„Stella!“, ruft Walter nach seiner Tochter. „Kannst du bitte mal kommen?“

Wieder rumort es im Krankenzimmer, doch diesmal hat sie ihren Vater gehört. *„Was ist denn Papa?“*

„Ich krieg die Tür nicht mehr auf“, probiert er ein weiteres Mal erfolglos, die Klinke zu betätigen.

„Mist! Heut geht auch alles schief!“, jammert Stella plötzlich hinter der fest verschlossenen Tür. „Die Krankenschwester hatte mich extra darauf hingewiesen, die Badezimmertür nicht zugehen zu lassen, weil das Schloss kaputt ist. Tut mir leid, Papa, das habe ich völlig vergessen.“

„Ist doch nicht so schlimm“, beschwichtigt er seine sich ziemlich aufgeregt anhörende Tochter und geht zu einem Klingelknopf an der Wand. „Ich ruf jemanden vom Pflegepersonal. Die werden schon einen Weg finden, mich hier herauszuholen.“

„Nein, Papa!“, redet Stella ihm sein Vorhaben sofort wieder aus. „Die Krankenschwestern werden dir nicht helfen können. Soviel ich weiß, ist im Nebenzimmer der Hausmeister gerade damit beschäftigt, ein anderes defektes Türschloss auszuwechseln. Ich sage dem Bescheid, okay?“

Walter Linus klappt den Deckel des WCs herunter und setzt sich auf die Toilette. „Ja, Stella, mach das bitte.“

Auf der anderen Seite der Tür im Patientenzimmer ist Stella erleichtert, dass ihr Vater auf den Trick hereingefallen ist. Das Türschloss ist keineswegs kaputt. Während ihr Vater zu Ende rauchte, muss Stella irgendwie den Besuchertisch vom Fenster bis vor das Bad gewuchtet und ganz leise auf die Seite gekippt haben. Dann klemmte sie die Tischplatte stramm unter die Klinke und setzte auf diese Weise die Klinke außer Funktion.

Das Krankenhausnachthemd liegt auf dem Boden und Stella schlüpft in ihre Turnschuhe. Die Jeanshose hat sie bereits an. Ihre aufgerissene Bluse kann sie nur sehr unvollständig zuknöpfen und, damit man nicht zu sehr ihren BH durchsieht, zieht sie das braunkarierte Jackett über. Zwischen Schulter und Ohr hat sie das Handy gepresst und lauscht beim Zubinden der

Schnürsenkel den Gesprächen von Roberts Mördern. Ohne ein Geräusch zu verursachen, fischt sie die Autoschlüssel aus der Brieftasche ihres Vaters und schleicht zur Zimmertür. In der verbarrikadierten Toilette wäscht sich ihr ahnungsloser Vater gerade die Hände, doch draußen vom Stationsflur dringen keine Geräusche herein. Vorsichtig drückt sie die Klinke herunter, späht hinaus auf den Gang, und als sie sieht, dass sich dort niemand aufhält, huscht sie aus dem Zimmer und schließt leise hinter sich die Tür. Mit wenigen Schritten erreicht sie das Treppenhaus und ist von der Kardiologischen Station verschwunden.

Vierzehn Stockwerke liegen vor ihr, doch Stella ist fest davon überzeugt, nun endlich ihre Mission gefunden zu haben. Und das verleiht ihr ungeahnte Kräfte. Jedes Wort verfolgend, das aus ihrem Handy dringt, springt sie die Stufen hinunter. Der Schock über den Tod ihres Lebensgefährten Robert hat sich bei ihr in Rachsucht verwandelt.

Kurz bevor sie das Erdgeschoss des Krankenhauses erreicht, bleibt sie jedoch abrupt stehen. Den linken Zeigefinger im Ohr, versucht sie, alle störenden Nebengeräusche auszuschalten und konzentriert sich ganz auf das Gesagte, das aus ihrem Handy kommt.

„... du musst um das Tor herumfahren!“

„Aber ras nicht so schnell! Schön an die Höchstgeschwindigkeit halten. Ich habe keine Lust, in eine Verkehrskontrolle zu geraten“, maßregelt Bartholomäus seinen jüngeren Bruder am Steuer.

Der schwarze Mercedes Bus hat den Alexanderplatz bereits passiert und der Fernsehturm driftet in Jakobus' Seitenspiegel wieder aus dem Sichtfeld. Vorbei am Berliner Dom, dem Lustgarten, der Staatsoper Unter den Linden, der Humboldt-Universität, dem Bundestagsgebäude und der Russischen Botschaft nähern sich die vier Flüchtlinge nun dem Branden-

burger Tor. Minutiös verfolgt Bartholomäus ihre Route auf dem Stadtplan, den er auf seinem Schoß ausgebreitet hat.

„Ich habe das Gefühl, ich muss gleich wieder scheißen!“, stöhnt Jakobus und reibt sich, während er das Fahrzeug lenkt, den Unterleib.

„Reiß dich zusammen, Jakko!“

Teilnahmslos hockt Dr. Kaminski auf der Rückbank und stiert das Zahlenschloss seines Aktenkoffers an, den er schützend wie ein Schild vor den Körper gepresst hält.

„Wie geht es hinter dem Brandenburger Tor weiter?“ Jakobus biegt kurz vor dem für den Durchgangsverkehr gesperrten Baudenkmal links ab und umfährt das ehemalige Teilungssymbol Berlins.

„Immer geradeaus!“, schallt es aus Stellas Handy. „Wir müssen so lange geradeaus, bis die Straße hier Kaiserdamm heißt. Dort am Funkturm ist die Auffahrt zur Stadtautobahn.“

Stella steht mittlerweile vor dem Haupteingang des Universitätsklinikums Mitte. Nachdem sie diese relativ präzise Ortsinformation mitgehört hat, klettert sie auf einen Betonpoller, um sich einen Überblick über den Besucherparkplatz des Krankenhauses zu verschaffen. Unter den bestimmt 50 abgestellten Autos scheint sie sofort den Wagen ihres Vaters zu entdecken. Ohne Zeit zu verlieren, steuert sie entschlossen ein weißes BMW Cabrio mit dunkelbraunem Verdeck an. Der eingebaute Sensor im Autoschlüssel entriegelt bereits aus der Entfernung das Fahrzeug. Als ob sie der BMW begrüßen wollte, blinkt die Lichtanlage zweimal auf. Und zu ihrer großen Überraschung wird sie tatsächlich erwartet. Die lebhaft Promenadmischung aus Walter Linus Wohnung, die schon Kommissarin Brenner nicht von der Seite wich, tigert in höchster Aufregung auf den hinteren Sitzen des Cabrios hin und her. „Ringo!“

Jaulend schlängelt sich der Hund zwischen Autositz und Sicherheitsgurt durch, um sein Frauchen abzuschlabbern. Innig schließt sie das Tier in die Arme.

„Was machst du denn hier, Ringo?“

Mit einem kurzen, spitzen Bellen antwortet ihr der Hund und tollt um Stellas Beine.

„Ich freue mich so sehr, dich zu sehen, aber wo ich jetzt hingehe, da kann ich dich nicht mitnehmen. Ich gehöre nicht mehr hierher.“ Sie spricht mit dem Hund, als würde dieser sie verstehen, und so aufmerksam, wie das Tier seinem Frauchen zuhört, könnte man fast glauben, als würde es das tatsächlich tun. „Heute Nacht sind schreckliche Dinge passiert, Ringo. Robby ist tot! Doch derjenige, der das getan hat, wird dafür bezahlen, Ringo. Das schwöre ich dir!“ Stella ist kurz davor loszuheulen.

Wieder gefasst, trocknet die junge Frau ihre wässrigen Augen am Ärmel des Jacketts, das ihrem verstorbenen Freund gehörte, und klappt den Fahrersitz nach vorne, um an die Lederleine zu kommen, die auf der Rückbank liegt. Sie befestigt die Leine am Halsband von Ringo. Freudig wedelt das Tier mit dem Schwanz, da es wohl davon ausgeht, Gassi geführt zu werden. Doch da die Fahrertür weit offenbleibt, scheint Stella etwas anderes zu planen. Sie dirigiert den Hund zum nächstgelegenen Laternenpfahl auf dem Parkplatz und bindet die Leine fest um den Mast.

„Es tut mir leid, Ringo, dass ich dich hier lassen muss, aber es geht nicht anders. Ich komme nicht wieder zurück.“ Sie drückt dem Tier einen Kuss aufs Fell und eilt zurück zum BMW. Ringo zerrt an der Leine und bellt aufgeregt. Doch Stella dreht sich nicht mehr um, sondern steigt hinter das Steuer.

Die verzweifelten Versuche Ringos, zu ihr zu kommen, zerreißen Stella fast das Herz. Vom schlechten Gewissen geplagt, startet sie den Motor und rollt aus dem Parkhafen heraus, zwanzig oder dreißig Meter nach vorne, weit genug, um nicht mehr im Blickfeld ihres ausgesetzten Haustiers zu sein. Erst

jetzt ist es ihr möglich, sich auf ihr eigentliches Vorhaben zu konzentrieren.

Auf dem Display ihres Handys aktiviert sie den integrierten Freisprechmodus und kann nun die Vorgänge in dem Fahrzeug, in dem Dr. Kaminski sitzt, laut und deutlich verfolgen, ohne sich das Telefon mehr ans Ohr halten zu müssen. Allerdings spricht dort im Augenblick niemand. Es ist lediglich leises Hintergrundgedudel zu hören, vermutlich aus einem Autoradio, und ab und zu das Ticken eines Blinkers oder das Schalten einer Kupplung.

Stella gibt sich größte Mühe, kein Geräusch zu verursachen, als sie das Handschuhfach öffnet und eine Packung Kaugummis entnimmt. Ohne Genuss mahlen ihre Zähne einen Spearmint-Streifen weich. Dann presst sie die klebrige Masse auf das winzige Mikrofonloch ihres Mobiltelefons, um sicherzugehen, dass sie als heimliche Lauscherin nicht ebenfalls belauscht werden kann. Fertig mit dieser Vorsichtsmaßnahme, hängt sie das Handy in die dafür vorgesehene Halterung am Armaturenbrett.

In dem aus poliertem Wurzelholz gefertigten Armaturenbrett befindet sich unterhalb der Steuerung der Klimaanlage und der automatischen Fensterheber eine buchrückengroße, schwarze Plastikverblendung. Stella klappt diese nach oben und zieht einen zirka fünfzehn Zentimeter großen Flachbildschirm heraus, bis der Monitor, zur Fahrerposition hin gut sichtbar, einrastet. Es handelt sich um ein Auto-Navigationssystem. Eine 3D-Grafik baut sich auf dem farbigen Monitorbildschirm auf. Als Erstes entsteht eine Darstellung, die sich *Menüseite* nennt und in mehrere Icon-Felder unterteilt ist. Stella tippt mit der Fingerspitze leicht auf den Bildschirm, wo das Wort *Ziel* steht. Sofort springt ein Untermenü auf, dort berührt sie das Schalterfeld *Eingabe Zielort*. Auf dem Touch-Screen erscheint jetzt das Alphabet, angeordnet wie auf einer Schreibmaschinentastatur. In einem kleinen, aufleuchtenden Rechteck am oberen Rand des Monitors gibt sie unter dem Begriff *Stadt*

BERLIN ein und als *Straße/Zielort* KAISERDAMM AUFFAHRT STADTAUTOBAHN. Als Nächstes muss sie auf dem Bildschirm ihre gewünschte Strecke definieren, ob sie den kürzesten und schnellsten Weg bevorzugt, oder ob die Fahrt an den nächstgelegenen Sehenswürdigkeiten vorbeiführen soll. Doch Stella hat keine Zeit zu vertrödeln. Der Navigationscomputer berechnet in sekundenschnelle ihre Reiseroute und auf dem Monitor erscheint eine detaillierte Fahrtenbeschreibung.

„Bitte fahren Sie vor zur Hauptstraße“, säuselt eine sympathische Frauenstimme leise aus dem Bordcomputer. Stella gibt Gas.

Die künstliche Computerstimme dirigiert ihr akustisch den Weg und Stella steuert den BMW ihres Vaters vom Krankenhausparkplatz herunter. Obwohl sie nun eigentlich nicht mehr auf die visuellen Angaben des Routenplaners zu achten braucht, hat sie ihre Augen trotzdem nicht aufmerksam auf die Straße gerichtet. Beinahe hätte sie den Fußgänger, der eilig über den Parkplatz rennt, zu spät bemerkt. Sie kann gerade noch bremsen. Doch was Stella viel mehr erschreckt, ist, dass sie den Fußgänger kennt. Es ist Joa, der einen Stapel medizinischer Fachbücher schleppt. Geistesgegenwärtig verbirgt Stella ihr Gesicht, indem sie so tut, als suche sie einen heruntergefallenen Gegenstand im Auto und entschuldigt sich nur per Handzeichen für ihren unachtsamen Fahrstil. Sie weiß nicht, dass Joa sie gar nicht erkennen kann, da sich die Morgensonne in der Windschutzscheibe des BMW spiegelt. Joa registriert lediglich das rüpelhafte Verhalten eines rücksichtslosen Autofahrers, der ihn fast über den Haufen gefahren hätte. Kopfschüttelnd beobachtet er, wie das überdachte Cabrio mit viel zu hoher Geschwindigkeit vom Parkplatz rauscht, ohne zu ahnen, wer hinter dem Steuer sitzt.

Statt seiner blauen Stationsbekleidung trägt Joa jetzt enge schwarze Röhrenjeans, spitz zulaufende Halbstiefel und ein schwarzes, weites Seidenhemd mit Puffärmeln und Rüschen an der Knopfleiste. Sein Kleidungsstil ist stark von der Grufti-

Periode inspiriert, die in den 80er-Jahren des letzten Jahrhunderts die Jugendmode prägte.

Seine schweren Fachbücher trägt Joa zu einem schwarzen, mehrere Jahrzehnte alten Mercedes Benz-Kombi, der nicht allzu weit entfernt von einem winselnden Hund parkt. Joas Auto ist das ausrangierte Fahrzeug eines Beerdigungsinstituts, in dem früher Särge zu Begräbnissen transportiert wurden. Und genauso morbide, wie die Fracht des Oldtimers einst war, ist jetzt die ganze Karosserie. Mindestens ein Dutzend kleine Beulen zieren das Chassis und die Kotflügel leiden unter Rostfraß. Auf die Fahrertür ist ein großes, rotes Kreuz gepinselt. Joa schmeißt die Fachliteratur in seinen Wagen, steigt aber nicht ein, sondern schließt wieder ab. Sofort hetzt er zurück zum Haupteingang des Krankenhauses.

Schnellen Schrittes jagt er durch die Eingangshalle des Klinikums und schlängelt sich an Besuchern und gelangweilt umherspazierenden Patienten vorbei zu den sechs Aufzügen, die die siebzehn Etagen des Haupthauses miteinander verbinden. Joa sieht sehr nervös und abgespannt aus. Die Entdeckung, die er im Sektionssaal der Rechtsmedizin machte, scheint ihn immer noch zu erschüttern.

Mit hellem Glockenton öffnet sich eine Fahrstuhltür und Joa stürmt in den Aufzug, ohne die Leute zuvor aussteigen zu lassen. Er hämmert auf den Knopf der 14. Etage. Er hat es eilig. Einzig im achten Stock wird er kurz aufgehalten, bevor er auf der Kardiologischen Station angekommen ist.

Die Herz-Abteilung liegt wirkt wie ausgestorben und keine Krankenschwester ist weit und breit zu sehen. Doch Joa weiß, wo er am wahrscheinlichsten auf Personal um diese Uhrzeit trifft. Im Aufenthaltsraum hinter dem verglasten Schwesternzimmer besprechen gerade die vier diensthabenden Pflegerinnen ihren Arbeitsplan.

„Guten Morgen“, macht sich Joa durch sacht Klopfen an der Tür bemerkbar. „Können Sie mir sagen, in welchem Zim-

mer Frau May liegt? Sie müsste vor einer halben Stunde hierher verlegt worden sein.“

Die orientalische Krankenschwester begutachtet Joa misstrauisch von Kopf bis Fuß. „Junger Mann, Frau May hat bereits Besuch. Außerdem beginnt die Besuchszeit erst um neun!“

„Serap! Das ist kein Besuch.“ Freundlich lächelnd wendet sich eine südasiatisch aussehende Frau an den dunkelhäutigen Mann im Türrahmen. „Du arbeitest doch in der Notaufnahme, stimmt´s?“

Joa nickt.

„Zimmer 14/34. Ganz am Ende des Flurs, gegenüber vom Treppenhaus.“

„Danke.“

Etwas verunsichert über den Hinweis, dass Stella bereits Besuch haben soll, wandert Joa bis zum Ende des Stationsgangs und klopft zögerlich an die Tür mit der Nummer 14/34. Niemand bittet ihn hinein oder fragt, wer da ist. Unschlüssig, was er jetzt tun soll, klopft er ein zweites Mal, doch nachdem erneut alles ruhig bleibt, betritt er den Raum.

Joa fällt als Erstes das zerwühlte Krankenhausbett ins Auge. Aber weder die junge Frau noch irgendwelcher Besuch ist anwesend. Da rumort es in der zimmereigenen Toilette und Joa bemerkt den auf die Seite gekippten Tisch vor der Toilettentür. „Stella, bist du da drinnen?“

„Wann komme ich hier endlich ´raus?!“, schimpft Walters tiefe Stimme aus dem Bad.

Joa wuchtet die unter der Klinke verkeilte Tischplatte zur Seite und öffnet die Badezimmertür.

„Das hat ja gedauert!“, mokiert sich May senior über seine sehr verspätete Befreiung. So recht verstehen tut noch keiner von beiden, was hier vor sich geht. „Sind Sie der Hausmeister?“

„Ich? – Nein!“, fühlt sich Joa auf den Arm genommen. „Wo ist Ihre Tochter?“

„Stella wollte den Hausmeister holen gehen.“

„Weshalb?“

„Weil ich die Tür nicht mehr öffnen konnte.“ Walter May beginnt sich nun allerdings zu wundern, warum der Tisch, der vorhin am Fenster stand, jetzt zur Seite gekippt mitten im Zimmer liegt. „Stella wollte dem Hausmeister Bescheid sagen, dass das Türschloss defekt ist.“

„Die Tür ist nicht kaputt. Jemand hat den Tisch unter die Klinke geschoben.“

Walter Linus beginnt, einiges zu dämmern. Er flitzt an das leere Bett seiner Tochter und schaut erschrocken nach seiner Brieftasche auf dem Nachttisch. Die Tasche selbst ist noch da. Ein Blick ins Innere lässt ihn allerdings fieberhaft etwas suchen. „Wo sind meine Autoschlüssel?!“

Diese Frage kann auch Joa nicht beantworten. „Ist Stella mit Ihrem Auto abgehauen?“, fragt er vorsichtig nach.

„Wer sind Sie eigentlich? Ich meine, es war sehr freundlich von Ihnen, dass Sie mich aus dem Bad gelassen haben – aber gibt es jetzt noch irgendwas, das ich für sie tun kann?“

„Ich habe Stella versprochen, sie zu besuchen“, verteidigt Joa seine Anwesenheit. „Ich bin der Pfleger aus der Rettungsstelle.“

Nachdem definitiv feststeht, dass Stella und die Autoschlüssel verschwunden sind, räumt Walter Linus wütend die Brieftasche wieder ein. „Tut mir leid. Ihren Besuch werden Sie auf ein anderes Mal verschieben müssen.“

„Soll ich den Wachschatz informieren?“, schlägt Joa vor. „Vielleicht befindet sie sich noch auf dem Klinikcampus.“

„Nein!“, will Walter davon nichts hören. „Die benachrichtigen im Endeffekt nur die Polizei und Stella hat schon genug Probleme am Hals.“

„Aber ...“

„Nein. Kein Aber!“, lehnt May kategorisch ab. „Stella hat wegen eines Verkehrsdelikts einen Monat Führerscheinentzug. Wenn die Polizei sie erwischt, wie sie am Steuer sitzt, ist sie ihre Pappe komplett los. Ihre Fahrstunden kosteten schon ein Ver-

mögen. Ich habe keine Lust, das nochmal finanzieren zu dürfen!“

„Und was machen wir jetzt?“

„Wieso *wir*?“

„Stella muss doch gefunden werden und Sie haben kein Auto mehr.“

„Es gibt Taxis.“

„Selbstverständlich. Ich dachte nur – ich habe ein Auto und Feierabend. Ich könnte Sie ein Stück mitnehmen, wenn Sie wollen.“

Die Hand bereits an der Klinke, hält Walter May inne. „Warum liegt Ihnen so viel daran, mir zu helfen, meine Tochter wieder zu finden?“, würde er gerne erklärt haben.

Verlegen kaut Joa an seiner Unterlippe und sucht im Geiste nach einem überzeugenden Argument. „Stella und ich haben uns heute Nacht ein bisschen unterhalten. – So jemanden wie Stella habe ich noch nie getroffen. Sie ist ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Ich versprach ihr, sie besuchen zu kommen nach Dienstende, aber ich konnte leider nicht so pünktlich Schluss machen. – Jedenfalls, ich glaube, sie ist eine sehr sensible Frau und ich will auf keinen Fall, dass sie denkt, ich halte meine Versprechen nicht. – Verstehen Sie? Das ist alles. Ich will mich nicht aufdrängen. Ich dachte einfach nur, ich könnte helfen.“

Einerseits gerührt, aber andererseits auch ziemlich genervt, mit dem empfindsamen Seelenleben dieses verknallten jungen Mannes nun ebenfalls belastet zu sein, versucht Stellas Vater, seine Absage möglichst diplomatisch zu formulieren. „Ich finde es wirklich nett, dass Sie mir helfen wollen, aber das ist nicht nötig. Ich werde Stella sagen, dass Sie sich große Sorgen um sie gemacht haben. Bestimmt wird sie sich dann bei Ihnen melden. Genießen Sie jetzt einfach Ihren Feierabend.“

Joa bleibt nichts weiter übrig, als akzeptierend zu nicken und Walter öffnet die Tür. Doch kaum hat May seine Nase in den Stationsflur gestreckt, huscht er auch schon wieder ins

Zimmer zurück und versteckt sich hinter der Tür. Stöhnend verdreht er die Augen. Joa hat keine Ahnung, was Walter Linus so verschreckt hat. Ohne eine Erklärung abzugeben, schießt May abermals vorsichtig auf den Stationsflur hinaus. Ganz am Ende des Gangs beim Schwesternzimmer stehen die beiden Kommissarinnen Rosalinde Weber und Petra Brenner vom Morddezernat des Landeskriminalamts und werden von einem älteren Mann ganz in Weiß, mit Stethoskop um den Hals, in ein Zimmer gebeten.

Walter May lehnt sich erschöpft von innen an die Tür. „Die haben mir gerade noch gefehlt!“

„Wer?“

Joa wird von Stellas Vater taxierend gemustert. Es dauert eine ganze Weile, bis sich May durchgerungen hat auszusprechen, was er insgeheim überlegt. „Wie es aussieht, sollte ich mir nicht so viel Zeit lassen, Stella zu finden. Gilt Ihr Angebot noch?“

Freudig überrascht über diesen Sinneswandel nickt Joa heftig.

„Okay! Wo steht Ihr Auto?“

„Unten auf dem Parkplatz. Sie können mich übrigens Joa nennen.“

Zur Besiegelung ihrer vorläufigen Partnerschaft gibt May ihm die Hand. „Walter Linus – aber Walli reicht.“

„Haben ... hast du schon eine Idee, wo Stella sein könnte?“

„Nein. Aber das da“, zeigt er auf Joas Handytasche am Gürtel, „und das hier“, tippt er jetzt auf seine Briefftasche unter dem Arm, „werden uns das gleich verraten.“

„Wie denn das?“

„Wart's ab“, erbittet sich Wally etwas Geduld und zieht den jungen Mann mit den blondierten Dreadlocks und den schwarzen Klamotten auf den Stationsflur hinaus und in das unmittelbar gegenüberliegende Treppenhaus hinein, das bereits Stella benutzte, um aus der Kardiologie zu verschwinden.

Auf der Kaiserdammbrücke, **15** Meter über der Stadtautobahn

Achtspurig zieht sich der Kaiserdamm durch die westliche Innenstadt Berlins. Mietshäuser des wohlhabenden Bürgertums säumen die schnurgerade Allee. Hinter einem großen, begrünten Platz wird die Fassadenfront allerdings für gut hundert Meter unterbrochen und der Charlottenburger Boulevard überbrückt die tiefer gelegene Stadtautobahn. In nicht allzu großer Entfernung ragt der Berliner Funkturm filigran in den strahlend blauen Morgenhimmel, neben einem futuristischen Gebäudekomplex – dem Internationalen Congress Centrum Berlin, kurz ICC. Seitlich um diese beiden architektonischen Wahrzeichen des Berliner Westends schlängelt sich die Stadtautobahn wie in einem ausgewaschenen Flussbett unterhalb des quer verlaufenden Kaiserdamms hindurch.

Mittig auf der Kaiserdammbrücke parkt ein weißes BMW Cabrio in zweiter Spur. *ZIEL ERREICHT* blinkt es auf dem kleinen Flat-Screen-Monitor des Straßennavigationscomputers. Stella schaut sich aufgeregt nach allen Seiten um.

„Sie sind aus dem Restaurant abgehauen, weil Sie Ihr Foto in der Zeitung gesehen haben?!“, schimpft Bartholomäus aus dem im Freisprechmodus sendenden Handy auf Stellas Armaturenbrett. *„Sie Idiot! Kann man Sie keine drei Minuten allein lassen, ohne dass Sie durchdrehen?“*

„Ich hatte Angst, der Koch erkennt mich“, jammert die Stimme von Kaminski, die Stella genauso unbekannt ist wie die erste.

„Blödsinn! Und warum saßen Sie bei diesem Pennerpärchen?“

„Die setzten sich einfach zu mir. Aber die wussten nichts. Die hätten Sie nicht umbringen dürfen.“

„Ich habe niemanden umgebracht – das haben die zwei Köter für uns erledigt. Aber tot werden die schon nicht sein. Vielleicht ein paar Tage Intensivstation. Außerdem habe ich das nur getan, weil ich nicht wusste, was Sie den beiden erzählt hatten. In solchen Situationen gehe ich lieber auf Nummer sicher.“

„Wann sagen Sie mir endlich, wo Sie mich hinbringen, Bartholomäus?“, krächzt der Alte.

„Das habe ich Ihnen doch schon hundert Mal gesagt: zu Santos!“

„Aber wo befindet sich um alles in der Welt dieser Santos?“

„An einem sicheren Ort.“ Ein unverständliches Murmeln dringt aus dem Mobiltelefon, als ob Bartholomäus in eine andere Richtung spricht als in die, in der Kaminski das Handy unter dem Sitzbezug versteckt hatte. Doch kurz darauf dröhnt Bartholomäus Stimme wieder laut und deutlich aus Stellas Telefon. *„Halt! Da ist das Schild zur Autobahn. Du musst dich einordnen, Jakko!“*

„Schon klar“, beschwichtigt Jakobus ihn. „Reicht es nicht, wenn ich hinter dem abbiegenden LKW die Spur wechsle?“

„Nein! Das ist zu spät. Folge dem gelben Laster vor uns und an der nächsten Kreuzung müsste dann die Auffahrt zur Stadtautobahn kommen.“

Stella renkt sich fast den Hals aus, ob irgendwo in ihrer Nähe der beschriebene Lastkraftwagen zu sehen ist. Es herrscht Berufsverkehr und weil sie in der zweiten Spur parkt, ist die Blechlawine, die links an ihr vorbeirauscht, um so dichter. Plötzlich taucht ein gelber Paketwagen der Deutschen Post in ihrem Rückspiegel auf, der gut 50 Meter hinter ihr vom Kaiserdamm abbiegt. Stella schaut sich nach hinten um, aber ein Doppeldeckeromnibus versperrt die Sicht.

„Bist du dir sicher, dass Santos nichts dagegen hat, dass Ted und ich mit dir kommen, Bart?“

Ein Hupkonzert provozierend, fädelt sich Stella abrupt in den fließenden Verkehr ein und drängelt sich in die Sicherheitsabstände zwischen den Fahrzeugen, um auf die ganz linke Spur zu kommen. Die beiden Fahrtrichtungen des Kaiserdamms sind durch einen Parkstreifen voneinander getrennt. Da aber die halbe Stadt auf dem Weg zur Arbeit zu sein scheint, ist der Parkstreifen fast leer und Stella kann ohne Probleme wenden und auf die Gegenspur wechseln. Im Spurt jagt sie zur der Kreuzung zurück, an der sie den gelben Postlaster im Rückspiegel abbiegen sah.

„Natürlich ist Santos einverstanden, dass ihr bei mir seid“, versichert Bart seinem Bruder. *„Er ist sehr gespannt, euch kennen zu lernen.“*

An der Kreuzung angelangt, an der der Laster abbog, ist von dem gelben Postwagen nichts mehr zu sehen. Stella verlässt den Kaiserdamm und folgt der blauen Straßenbeschilderung zur Autobahn. Kurz bevor sie die letzte Ampel zur Auffahrt der Stadtautobahn erreicht, schaltet diese allerdings auf Rot und der dichte Querverkehr zwingt sie, ordnungsgemäß zu halten.

„Ich kann nicht begreifen, warum Santos unbedingt Ted und mich kennen lernen will“, scheint sich Jakobus nicht sonderlich auf diese Begegnung zu freuen.

„Weil ich ihm schon viel von euch erzählt habe.“

„Was denn?“

„Na, dass ihr meine Brüder seid. Für Santos ist die Familie das Zentrum des Menschen. Und dass ihr nicht auf den Kopf gefallen seid. Dass ihr es satthabt, in Deutschland bei den Behörden um Almosen zu betteln, weil Fidschis und Kanaken euch die Jobs wegnehmen.“

„Glaubst du, er kann unsere Wut verstehen?“

„Natürlich – Santos braucht jemandem nur anzusehen, und schon weiß er alles über diese Person. Und noch viel mehr. Santos wird dir Dinge über dich erzählen, von denen du selbst noch gar keine Ahnung hast.“

Die Ampel ist endlich auf Grün gesprungen und Stella schießt mit quietschenden Reifen zu dem Autobahnzubringer,

jagt die Beschleunigungsspur zur tiefer gelegenen Stadtautobahn hinunter und ordnet sich in die mit 80 Stundenkilometern vorbeiröhrende Blechkolonne ein. Die Schnellstraße besitzt in jede Richtung drei Spuren. Schnurstracks sucht sich der BMW seinen Weg zur ganz linken Überholspur und gibt gehörig Gas. Stella schaut in alle Fahrzeuge, die sie überholt, aber in keinem sitzen genügend männliche Insassen, wie sie Stimmen aus ihrem Handy vernimmt.

„Was will denn Santos, das wir für ihn tun?“, macht sich Jakobus über seine zukünftigen Aufgaben Gedanken.

„Zu Anfang sollt ihr überhaupt nichts tun. Ihr seid Santos Gäste. Mach dir jetzt darüber keine Sorgen, Jakko. Achte lieber auf den Verkehr. Die Autobahn gabelt sich. Ordne dich Richtung Hamburg ein!“

Da das Autobahndreieck, an dem Dr. Kaminski und seine Begleiter bereits angekommen sind, für Stella noch ein Stück voraus liegt, stellt sie vorläufig die Suche nach dem Fahrzeug ein, in dem die Mörder ihres Freundes sitzen. Mit 130 auf dem Tacho rast sie auf der Überholspur entlang, bis am Horizont die ersten großen Hinweisschilder der Autobahnabzweigung auftauchen.

„Ihr beide“, fährt Bartholomäus fort, *„tut bereits mehr, als Santos von euch erwartet. Ihr helft mir, Dr. Kaminski zu ihm zu bringen.“*

„Was will denn Santos von dem Alten?“, fragt Jakobus gereizt.

„Unter anderem das, was Dr. Kaminski in seinem kleinen Köfferchen versteckt. – Was ist das eigentlich, das Sie für Santos besorgen sollten, Doktorchen?“

„Teufelszeug!“, keift plötzlich Kaminskis Stimme aus dem Handy. *„Außerdem habe ich das nicht besorgt – stehlen musste ich es!“*

„Wie dem auch sei, was ist es denn?“

„Darüber darf ich keine Auskunft geben.“

„Warum?“

„Das stand in dem Brief von Ihrem Santos, den sie mir gaben! Und solange Sie mir nicht erzählen, wo Sie mich hinbringen, kriegen sie aus mir überhaupt nichts mehr heraus!“

„Dann hüten Sie mal gut Ihr Köfferchen!“, zischt Bartholomäus Stimme beleidigt aus dem Mobiltelefon. „Santos kann nämlich sehr ungehalten werden, bekommt er nicht das, was er erwartet. So wie ich.“

Das Autobahndreieck ist nur noch wenige hundert Meter entfernt und wie die Insassen des Fahrzeugs es getan haben, das Stella verfolgt, ordnet sie sich auf der rechten Spur Richtung Hamburg ein, während die linke Spur in den nördlichen Stadtteil Wedding führt. Geschwindigkeitsbegrenzungsstafeln säumen jetzt die Leitplanken und rote, dreieckige Schilder warnen vor mehreren scharfen Kurven.

Während in dem anderen Fahrzeug allgemeine Sprachlosigkeit herrscht, rast Stella in das schwarze Loch eines Tunnels, der unter dem Flughafen Tegel hindurchführt. Ein Fahrzeug nach dem anderen überholt sie, aber durch die schummerige Beleuchtung in der Unterführung kann sie kaum die Personen in den Autos erkennen. Plötzlich ist Stellas Fahrbahn erneut kurz davor sich zu gabeln. Ratlos, wo lang sie lenken soll, starrt sie entsetzt auf das Handy.

„Mensch, Jakobus, wie fährst du denn!?“, brüllt Bartholomäus jetzt lauthals los. „Hast du keine Augen im Kopf!?“

„Was denn?“, schreit Jakko aufgeregt zurück. „du weißt doch, dass ich nachtblind bin ...“

„Wie bitte??“, bleibt Bartholomäus hörbar die Luft weg. „Das hast du mir nie gesagt! Ordne dich endlich ein! Da lang! Verdammst, da lang musst du fahren!“

Stella ist in höchster Weise alarmiert, da sie im Prinzip zeitgleich an der Tunnelgabelung angekommen ist, wie das von ihr belauschte Fahrzeug – denn warum sonst sollte der Fahrer an einem sonnigen Tag seine Nachtblindheit eingestehen, wenn nicht deshalb, weil es ihm Schwierigkeiten bereitet, den spärlich beleuchteten Tunnelverlauf eindeutig zu erkennen? Stella wird hektisch. Die Mörder ihres Freundes sind in unmittelbarer

Nähe! Die Richtungsanweisung, die Bartholomäus seinem Bruder am Steuer gab, nützt Stella allerdings wenig. Sie weiß nicht, ob sie der rechten Abzweigung ihrer Fahrbahn folgen soll oder der linken. Und da sie vor lauter spähen in andere Pkws zu wenig auf die Autobahnbeschilderung achtete, kann sie nicht einmal sagen, wohin die Verzweigungen jeweils führen. Nur noch wenige hundert Meter hat sie Zeit, sich zu entscheiden. Hin und her schlenkernd zwischen den sich jeden Moment separierenden Spuren, hofft sie auf einen klärenden Hinweis aus ihrem Handy. Doch Bartholomäus stößt nur wilde Flüche aus.

Plötzlich sieht Stella auf der ganz linken Spur den gelben Postwagen wieder, hinter dem vorhin auf dem Kaiserdamm Kaminski und seine Komplizen gefahren sein müssen. Und tatsächlich folgt dem gelben Laster ein, wie es aussieht, vollbesetzter Pkw. Stella ist auf einmal sicher, Roberts Mörder gefunden zu haben. Doch unglücklicherweise hat sie sich instinktiv rechts eingeordnet und kann die Spur nicht mehr wechseln, da neben ihr ein riesiger Truck mit Anhänger vorbeizieht.

Entsetzt muss sie mit ansehen, wie der Wagen, in dem Stella die Attentäter vermutet, in der anderen Tunnelabzweigung verschwindet. Aller Elan entweicht aus ihrem Körper. Abgeschlagen geht sie vom Gaspedal. Ihr Handeln hat plötzlich allen Sinn verloren. Die Benzinanzeige in ihrem Armaturenbrett fängt an zu blinken, doch in ihrer maßlosen Enttäuschung ist es Stella egal, dass ihr der Treibstoff demnächst ausgeht. Ziellos treibt sie im Verkehrsstrom dahin und möchte vor Hass, Wut und Trauer am liebsten schreien. Für Stella steht fest, dass sie die falsche Abzweigung nahm und die Fährte von Roberts Mördern verloren hat.

„Warum nimmst du diese bescheuerte Sonnenbrille nicht ab, wenn du kaum was erkennen kannst?!“, motzt Bartholomäus mächtig gereizt aus Stellas Handy. „Außerdem fährt man in Tunneln mit Licht – vor allem, wenn man nachtblind ist!“

In Stellas Rückspiegel leuchten plötzlich zwei Scheinwerfer auf.

„Oh Jakko!“, rügt Bart erneut seinen Bruder. „Jetzt, wo der Tunnel zu Ende ist, macht es auch keinen Sinn mehr, das Licht einzuschalten!“

Der Tunnel unter dem Flughafen Tegel entlässt den weißen BMW zurück ins gleißende Tageslicht. Die Scheinwerfer des Fahrzeugs hinter ihr gehen aus. Es ist ein schwarzer, dunkel verglaster Mercedes Kleinbus. Im Rückspiegel beobachtet die Frau, wie der adrett gekleidete Beifahrer eine Straßenkarte auseinanderfaltet. Aus ihrem Handy knistert das Rascheln von Papier.

Durch die Windschutzscheibe des schwarzen Mercedes Busses sieht das vorausfahrende, weiße Cabrio so unscheinbar aus wie die unzähligen anderen Fahrzeuge auf der Autobahn. Keiner der Insassen scheint einen Gedanken an den BMW zu verschwenden, der sie erst überholte, dann aber die Raserei unvermittelt einstellte und vor ihnen einscherte.

Jetzt bei Tageslicht kann Jakobus wieder ohne Probleme seine Umgebung erkennen. Die verkrampte Haltung, mit der er hinter dem Lenkrad sitzt, lässt aber darauf schließen, dass er noch immer unter Magenschmerzen leidet. Sein Beifahrer Bartholomäus faltet die Straßenkarte wieder ordentlich zusammen, nachdem er diese ausgiebig studiert hat. Für ihn scheint alles nach Plan zu laufen. Und auch der älteste der drei Brüder verhält sich relativ gelassen. Mit schweren Augenlidern glotzt Thaddäus aus einem der getönten Seitenfenster und dürfte kurz vor dem Einschlafen sein. Als Letzter im Quartett hockt Dr. Kaminski neben ihm. Der ist allerdings alles andere als relaxt.

„Wie konnte es nur so weit kommen?“, schluchzt der Wissenschaftler, den gerade wieder eine Welle Selbstmitleid zu überwältigen droht.

„So ist das nun mal, wenn man seine Ehefrau erschlägt und es mit Minderjährigen treibt“, antwortet Bartholomäus lapidar.

„Wer ist Santos wirklich? Ich verlange, dass Sie mir das endlich sagen!“

„Später.“

„Wie lange wollen Sie mir noch die Wahrheit vorenthalten? Ist das der Dank dafür, dass ich Sie monatelang mit klassifizierten Forschungsprotokollen versorgte?“

„Wie nennen Sie Ihre wertlosen Papierstapel? Klassifizierte Forschungsprotokolle?! Dass ich nicht lache!“

„Wieso wertlose Papierstapel?“

Der eiskalte Blick des Beifahrers lässt dem Doktor das Blut in den Adern gefrieren. Bartholomäus versucht noch, die Worte zu unterdrücken, die ihm auf der Zunge liegen. Doch er kann sich nicht zusammenreißen. „Santos hat Sie längst durchschaut, Kaminski!“

Dem Wissenschaftler schnürt sich die Kehle zu.

„Machen wir uns nicht länger was vor! Glauben Sie wirklich, Santos bemerkte nicht, dass Ihre streng geheimen Protokolle nichts wert sind? Keinen einzigen Cent der über 25 Riesen, die ich Ihnen ausgezahlt habe!“

„W-w-wie kommen Sie darauf?“

Kaum, dass Kaminski zu Ende gestammelt hat, schleudert Bartholomäus ihm die Boulevardzeitung ins Gesicht, auf deren Titelseite sein Fahndungsfoto prangert. „Es steht sogar in der Zeitung, dass Sie ein Spinner sind, dass Sie sich als Spion verkauften, obwohl Sie keinen blassen Schimmer von den militärischen Forschungsprojekten an Ihrem Institut haben. Lesen Sie es doch selbst! Steht auf Seite drei.“

Knallrot vor Scham und infolge der schallenden Ohrfeige mit der Zeitung fängt der entlarvte Hochstapler fast an zu flennen. „Aber was will denn Santos von mir, wenn er glaubt, dass ich keine Ahnung habe?!“

„Das liegt doch auf der Hand! Das, was in Ihrem Koffer steckt! Und natürlich Ihr Fachwissen. Von irgendwas müssen Sie schließlich Ahnung haben.“

„Ich bin Mikrobiologe in der Impfmittelforschung. Wie soll ich denn Santos mit solchem Wissen nützen???“

„Sie werden es erfahren.“

Vor den Augen des Doktors wird es dunkel, doch es ist keine Ohnmacht, die ihn überkommt. Es ist nur ein weiterer Autobahntunnel. Diesmal reagiert Jakobus rechtzeitig und mildert seine Nachtblindheit, indem er sofort die Scheinwerfer einschaltet und sich in gebührendem Abstand an die roten Rücklichter des weißen Cabrios heftet. Der Tunnel verläuft ziemlich gerade und keine Abzweigung erschwert diesmal die Fahrbahnfindung.

Den Kopf voller Sorgen vergräbt Kaminski das Gesicht in seinen weichen, gepflegten Händen. „Sagen Sie mir doch bitte, was mich erwartet! Wo Sie mich hinbringen! Was hier gespielt wird! Diese Ungewissheit ist schlimmer als die Gewissheit, für den Rest des Lebens ins Gefängnis zu gehen.“

„Sie begreifen es einfach nicht, oder? Je mehr Sie wissen, um so notwendiger ist es, Sie umzulegen, Dr. Kaminski, wenn was schiefgeht. Ist Ihnen das nicht klar?“

„Ist mir egal. Sagen Sie mir endlich, was Sie vorhaben. Die Wahrheit!“

„Sie Irrsinniger! Sind Sie Christ, Dr. Kaminski?“

Verwundert nimmt der Alte die Hände vom Gesicht und nickt.

„Römisch-katholisch?“

Der Wissenschaftler nickt erneut.

„Gut. Dann sind Sie ja wenigstens kein Heide oder Abtrünniger. Dann kann aus Ihnen theoretisch sogar noch ein richtiger Templer werden!“ Bartholomäus dreht sich in seinem Beifahrersitz um und in seinen Augen glüht fanatischer Bekehrungseifer. „Großmeister Santos ist die Reinkarnation von Hugo de Payens, dem Gründer des Templerordens der armen Ritterschaft Christi. Die Templer schützten alle christlichen Pilger auf ihrem Weg ins Königreich Jerusalem, das während der Kreuzzüge für 200 Jahre im Heiligen Land existierte. Doch kurz

vor der Rückkehr des Messias wurden die Kreuzritter durch Intrigen und Verrat von den satanischen Semiten vernichtend geschlagen. Das Königreich Jerusalem ging für fast 700 Jahre unter, bis de Payens im Körper von Santos wiedergeboren wurde. Unsere Pflicht – die Pflicht aller weißen, arischen Christen – ist es nun, das Heilige Land von dieser Juden- und Muselmanenpest zu säubern und für das christliche Abendland zurückzuerobern. Santos geht davon aus, dass Sie uns bei dieser Mission helfen können. – Er erwartet Sie auf seinem Anwesen. Wir nennen es das Wüstenparadies. Und das ist es auch. Ein Garten, in dem in den Bergen des Libanon Milch und Honig fließen.“

Wieder wird es dunkel um Kaminski herum, aber schnell kehrt die Helligkeit zurück. Es war nur ein kurzer Autobahntunnel gewesen. Doch dem Doktor ist immer noch schwarz vor Augen.

„Ist Ihre Neugier gestillt?“

„Wenigstens weiß ich, woran ich bin“, haucht der Alte, völlig aus der Bahn geschleudert. „Warum haben Sie mir das nicht schon früher erzählt?“

„Ich hatte nicht vor, es Ihnen überhaupt zu erzählen – und ich hoffe, ich bereue es nicht im Nachhinein. Zumindest können Sie jetzt beruhigt sein. Für einen Ehebrecher, Dieb und Mörder erwartet Sie eine wahrhaft paradiesische Zukunft!“

„Ich bin kein Mörder! Hätten Sie mich in dieser schrecklichen Nacht nicht so betrunken gemacht, wäre das alles nicht passiert!“ Kaminski presst seine Handballen an die Schläfen, um seinen Kopf vor dem Bersten zu bewahren. „Ich war so betrunken, dass ich mich kaum noch an den Streit mit meiner Frau erinnern kann!“

„Dafür kann ich mich lebhaft erinnern, wie Sie am nächsten Morgen heulend bei mir anriefen und um Hilfe bettelten, weil Ihre Ehefrau tot neben Ihnen lag. Da waren Sie noch nicht so unverschämt!“

„Wissen Sie, was ich nicht verstehe?“, kreischt der Doktor todesmutig den mehrfachen Mörder an. „Nur wenige Stunden, nachdem ich Ihnen am Telefon sagte, dass ich aus Deutschland verschwinden müsste, überreichten Sie mir bereits den versiegelten Brief von Santos mit seinen Bedingungen. Wie haben Sie das so schnell geschafft? Der Brief war handschriftlich! Ich denke, Santos befindet sich im Libanon?“

Ohne zu antworten, dreht sich der Oberfluchthelfer nach vorne, während Steuermann Jakobus erneut ein paar unerwartet enge Kurven auf der Autobahn zu meistern hat. Die Fliehkraft wirft die Insassen hin und her. Verglichen mit den emotionalen Turbolenzen, die Dr. Kaminski durchmacht, sind die Fahrbahnschlenker allerdings kaum der Rede wert.

„Ras´ verdammt noch mal nicht so!“, reagiert Bartholomäus seine Wut über Kaminskis Dreistigkeit an Jakobus ab. „Und Sie dahinten halten jetzt endlich das Maul! Verstanden?!“ Bart hält es nicht für nötig, zu Kaminskis Frage Stellung zu nehmen. Er schaut stattdessen auf seine Armbanduhr und dreht das Autoradio auf eine hörbare Lautstärke. „Gleich kommen die Verkehrsmeldungen. Also rauben Sie mir mit Ihrem dämlichen Geschwätz nicht den letzten Nerv!“

Der schwarze Mercedes Bus hat die Stadtgrenze Berlins hinter sich gelassen und befindet sich nun auf brandenburgischem Territorium. In der Entfernung sieht man landwirtschaftlich kultivierte Felder und ein paar Pferde auf umzäunten Weiden grasen. Doch während sich die Umgebung seit der Aufahrt auf die Stadtautobahn radikal verändert hat, ist eine Sache gleich geblieben. Der weiße BMW fährt immer noch in 50 Meter Entfernung vor dem Mercedes Bus her. Misstrauisch macht das bisher niemanden. Genauso wenig wie die flache Beule seitlich an Jakobus' Fahrersitz.

Die letzten soften Popakkorde eines Schmusesongs verklingen und ein Infojingle scheppert aus den Radioboxen.

„Ohren auf, ihr geplagten Autofahrer Berlins!“, jöhlt ein überdrehter Moderator durch den Äther. „Hier kommt wieder der

schnellste Verkehrsservice der Stadt. Ich schalte jetzt live zu Captain Kurt in unserem Verkehrshelikopter. – Kurt, kannst du mich hören?

– Ja, Ricky, klar und deutlich.

– Kurt, werden unsere Hörer heute Morgen pünktlich zur Arbeit kommen? Was siehst du aus der Luft?

– Ich drehe gerade ein paar Schleifen über der Innenstadt. Auf der Landsberger Allee fließt der Verkehr wieder flüssig, trotz der Baustelle. In Kreuzberg geht allerdings nichts mehr wegen eines Feuerwehreinsatzes am Schlesischen Tor. Ein Dachstuhl steht lichterloh in Flammen. Und gerade eben bekomme ich eine Meldung von der Polizei herein, dass sich vor den Toren der Stadt ein schwerer Unfall ereignete, und zwar auf der A 10, direkt im Autobahndreieck Havelland. Das war es von hier oben. Over.

– Alles Roger, Kurt, und pass auf, dass du mit deinen Rotorblättern keinen Vogelschwarm zu Geflügelsalat verarbeitest!“, kalauert der Moderator und spielt wieder einen Jingle.

Bartholomäus dreht den nervigen Radiosender zurück auf Hintergrundlautstärke und faltet einen großformatigen Stadtplan auseinander. Man merkt, wie er innerlich brodelte.

„Wie können Sie eigentlich wagen, *mir* die Schuld zu geben, dass *Sie* Ihre Ehefrau erschlagen haben?!“, ereifert sich Bartholomäus etwas verspätet über Kaminskis Beschuldigung. „Mir, dem einzigen Menschen auf der Welt, der noch bereit ist, Ihnen zu helfen!“

„Ich – ich war ...“

„Ein kompletter Vollidiot, das waren Sie!“, brüllt Bartholomäus ihn gnadenlos zusammen. „Verschwinden klammheimlich nach Berlin und lassen 36 Stunden nichts von sich hören, dabei hatte ich Ihr Flugticket nach Beirut bereits in der Tasche!“

„Ich war so durcheinander. Ich hatte Panik.“

„Ach, seien Sie ruhig!“ Bartholomäus knüllt aufgebracht den großformatigen Stadtplan zusammen, auf dem er anscheinend nicht finden kann, was er sucht. Aus dem Handschuhfach holt er jetzt einen ringgebundenen Autoatlas und fängt an zu blättern. „Wegen Ihrer idiotischen Panik musste ich alles neu organisieren! Ihr Flug war verfallen und Sie waren mittlerweile

ein landesweit gesuchter Mörder. Ich habe es geschafft, Ihnen innerhalb von wenigen Stunden komplett neue Ausweispapiere zu besorgen. 5000 € musste ich diesem versoffenen Straßenmusiker zahlen, dass er mir seine Papiere überlässt und erst in ein paar Wochen als gestohlen melden wird. Dann musste ich jemanden auftreiben, der wusste, wie man Ihre Visage den Fotos angleichen konnte. Marla hat mich nochmal 5000 € gekostet. Und in der Summe sind weder Marlas' Zugticket enthalten noch die nagelneuen Klamotten, die Sie tragen. Das musste alles innerhalb von wenigen Stunden organisiert und besorgt werden. Und Sie wundern sich über nichts weiter als darüber, wie ich es geschafft habe, einen läppischen Brief zuzustellen!"

Dr. Kaminski wagt nicht, auf Bartholomäus Monolog etwas zu erwidern. Er weiß, dass die Maskenbildnerin von den 5000 € nicht viel hatte und jetzt wahrscheinlich nur noch ein Häufchen Asche in dem brennenden Dachstuhl ist.

„Scheiße!“, schimpft da plötzlich Bartholomäus, mit dem Finger auf der Straßenkarte. „Wir fahren direkt auf das Autobahndreieck zu, wo es den Unfall gegeben hat!“

„Hier ist doch alles frei“, wundert sich Jakobus gähnend.

„Nicht mehr lange. Bis zum Autobahndreieck sind es einige Kilometer, aber dort wird es auf jeden Fall vor Bullen nur so wimmeln.“

„Was machen wir jetzt?“

„Wir werden so schnell wie möglich die Autobahn verlassen und auf der Bundesstraße weiterfahren“, entscheidet Bart.

Jakobus hat verstanden und es dauert nicht lange, da tauchen bereits die ersten blauen Hinweisschilder an der Fahrbahn auf, die die nächste Abfahrt ankündigen. Unkonzentriert, weil völlig übermüdet, beginnt Jakko bereits 500 Meter vor der Abfahrt an zu blinken. Dass der weiße BMW vor ihnen nun ebenfalls die Blinker setzt, weckt weiterhin kein Misstrauen bei den Brüdern. Ihre Aufmerksamkeit wird nämlich erneut von Kaminski in Anspruch genommen, der auf der Rückbank sein Mundwerk nicht halten kann.

„Warum darf ich nicht erfahren, wie Sie es geschafft haben, Santos' versiegelten Brief aus dem Libanon innerhalb von wenigen Stunden nach Hannover zu befördern?“

„Halten Sie endlich die Schnauze! Ich habe Ihr Geseier satt! Warum ließ ich Sie nicht einfach in Ihrem Versteck in Berlin verrotten? Dieses neugierige Pärchen, das heimlich Ihr Apartment fotografierte, hätte mit Sicherheit früher oder später die Polizei gerufen. Schade um das teure Benzin, das wir verschwendeten, um die beiden abzufackeln!“

Der Mercedes schwenkt auf die Abfahrtspur der Autobahn und fährt dem weißen Cabrio hinterher, das eigentlich ihnen folgt.

„Vorne an der Kreuzung biegst du nach rechts auf die Landstraße, Jakobus!“, versucht sich Bart auf den neuen Routenverlauf zu konzentrieren. Doch noch bevor Jakobus den Worten seines Bruders Folge leisten kann, tut dies bereits der weiße BMW dreißig Meter voraus und setzt seine Blinker in die angegebene Richtung. Die beiden Fahrzeuge biegen kurz hintereinander auf eine schmale, schlecht asphaltierte Landstraße, die äußerst spärlich befahren zu sein scheint. Leuchtend gelbe Rapsfelder erstrecken sich so weit das Auge reicht und wuchtige Alleebäume bilden hoch über der Straße mit ihren Kronen ein grünes Blätterdach.

„Dieses Pärchen, das Sie in den Tod hetzten, hatte mit Sicherheit genauso wenig Ahnung, wer ich bin. Wie die Penner im Park, die von den Hunden zerfleischt wurden!“, krächzt Kaminski, der einfach nicht still sein kann.

„Anhalten!“, befiehlt Bartholomäus plötzlich, und Jakobus kommt verwundert sofort am Straßenrand zum Stehen. Die unmarkierte Landstraße ist jetzt zur Hälfte durch den parkenden Mercedes Bus blockiert, doch auf der abgelegenen Straße ist kein anderes Fahrzeug zu sehen, außer das vorausfahrende weiße Cabrio von Stella, das am Horizont immer kleiner wird.

Die Finger massierend gegen die Schläfen gepresst, unterdrückt Bart mühevoll seine explosive Rage. Kaminski befürcht-

tet, dass wegen seines losen Mundwerks nun für ihn das letzte Stündlein geschlagen hat. Doch der Grund, warum ihre Flucht zum Stillstand kommt, ist nicht der, dass Bartholomäus den Doktor ein für alle Mal ruhig stellen will. „Fahrerwechsel!“, ordnet Bart stattdessen an.

Erleichtert rutscht Jakobus vom Fahrersitz, um mit Thadäus die Plätze zu tauschen.

„Ich weiß zwar nicht, wer dieses Pärchen war“, faucht Bartholomäus den Wissenschaftler an, während seine Komplizen einmal um den Bus zu ihren neuen Positionen wandern, „ob trottelige Zivilfahnder, Privatdetektive oder neugierige Nachbarn. Auf jeden Fall fotografierten ein Typ und eine junge Frau genau die Fenster, hinter denen Sie sich versteckt hielten. Um Mitternacht mit Teleobjektiv! Wollen Sie mir erzählen, das war Zufall? So was macht man nicht aus lauter Ahnungslosigkeit!“

„Hat das Pärchen noch gelebt, als Sie das Auto in Brand steckten?“, rauscht Kaminskis wimmernde Stimme aus dem integrierten Lautsprecher von Stellas Handy, das auf dem Armaturenbrett klemmt. Im Hintergrund knallen mehrere Wagentüren zu und es hört sich so an, als ob sich der Mercedes Bus wieder in Bewegung setzt.

Außerhalb der Sichtweite der vier Männer bringt Stella ihr Cabrio zum Stehen. Leise im Leerlauf brummend, parkt der BMW vor den halb zugerankten Werkstoren einer stillgelegten Fabrik, die sich in unmittelbarer Nähe der Landstraße befindet. Die Mauer, die das Gelände umgibt, ist an mehreren Stellen bereits eingestürzt und kaum ein Fenster des vierstöckigen, ziemlich baufälligen Hauptgebäudes dahinter ist noch ganz. Auf dem Vorplatz der von wilden Wiesenblumen zugewucherten Einfahrt der Industrieruine ist die junge Frau offenbar nur gefahren, um dem Mercedes Bus nicht zu weit voraus zu sein. Vor ihr im Armaturenbrett leuchtet das Warnlicht der Tankanzeige, deren Zeiger bereits tief in den Reservebereich abgesunken ist

und kurz vor dem Nullpunkt steht. Doch Stella bemerkt das nicht. Sie starrt mit feuchten, hasserrfüllten Augen auf ihr Mobiltelefon und jedes Wort, das sie aus dem Mercedes Bus vernimmt, sticht ihr wie ein Dolch ins Herz.

„Wen interessiert, ob die beiden noch gelebt haben?! Es war die sicherste und gründlichste Methode, alle eventuellen Beweise, die das Pärchen über Sie gesammelt hatte, zu vernichten!“

Obwohl Stella die Zähne fest zusammenbeißt, jault sie wie ein angeschossenes Tier. Sie sieht rot! Wie eine Furie trampelt sie plötzlich auf das Gaspedal und schlägt das Lenkrad so stark wie möglich ein, um ihr Fahrzeug vor der Einfahrt der Industrieruine zu wenden. Schottersteine schleudern hinter den durchdrehenden Hinterreifen durch die Luft und wirbeln eine graue Staubwolke auf. Was Stella vorhat, ist nicht klar, doch sie scheint zu allem fähig. Mit beträchtlichem Tempo schießt sie auf die Landstraße und rast in die Richtung zurück, aus der sie kam. Ihr rechter Fuß drückt das Gaspedal ganz durch. Schon nach wenigen Momenten schlägt die Nadel auf dem Tachometer über die Hundert hinaus. Die Landstraße ist komplett leer – bis auf den schwarzen Mercedes Bus, der jetzt am Horizont auftaucht. In Stellas Augen glüht todesverachtende Rachsucht, und sie steuert ihren BMW auf die Gegenseite hinüber.

„Wie soll das nur enden? Wer muss noch alles sterben, bevor dieser Albtraum endlich vorbei ist?!“, krächzt Dr. Kaminski hoffnungslos aus Stellas Handy.

„Ihr! Ihr müsst sterben!“, schreit Stella in wilder Raserei. *„Ihr Mörder!“* Sie rammt die Kupplung in den vierten Gang. Nichts scheint sie mehr stoppen zu können.

Eine gespenstische Ruhe herrscht auf einem Mal im Mercedes Bus.

„Kommt uns da'n besoffener Engländer entgegen, der nicht weiß, wo rechts ist???“, fasst Bartholomäus in Worte, was den anderen drei Insassen vor lauter Entsetzen die Sprache verschlägt. Noch hört sich Bartholomäus Stimme mehr verwundert als alarmiert an. Binnen Sekunden ändert sich das allerdings.

„Oh Gott, das muss ein Wahnsinniger sein!“

Mit 120 Sachen auf dem Tacho ist Stella jetzt auf frontalen Kollisionskurs gegangen. Die Arme wie ein Rennfahrer durchgedrückt, hat sie scheinbar nur ein Ziel – das Leben von fünf Menschen auszulöschen.

„*Mach was, Thaddäus!*“, brüllt Bartholomäus kopflos durch das Handy.

Hektisch gibt der Fahrer des Mercedes Licht- und Hupensignale und versucht seinerseits, auf die Gegenspur zu wechseln, um so dem ihnen entgegenkommenden Fahrzeug auszuweichen. Doch Stella macht alle Manöver mit und beschleunigt weiter. Es sieht ganz danach aus, als werden sich in wenigen Augenblicken mehrere Tonnen Blech unlösbar ineinander verkeilen und in ein Massengrab verwandeln. Und damit scheint Stellas Absicht erfüllt. Voller Erwartung schließt sie die Augen.

– Doch der Aufprall bleibt aus. Im letzten Moment reißt Thaddäus das Lenkrad herum und der Mercedes Bus schießt ganz knapp zwischen zwei Alleebäumen hindurch in ein Rapsfeld. Mit doppelter Höchstgeschwindigkeit donnert Stella die nun wieder leere Landstraße entlang und sieht im Rückspiegel, dass es ihr misslungen ist, der Flucht von Roberts Mördern ein Ende zu bereiten. Heulend vor Enttäuschung und Wut prügelt sie auf ihr Lenkrad ein. Es dauert noch eine ganze Weile, bis sie endlich wieder vom Gaspedal geht und ihre Geschwindigkeit drosselt.

Der Mercedes Bus steht mit schwerer Schlagseite in der Mitte des Rapsfeldes, in das er eine zwanzig Meter lange Schneise gepflügt hat. Die vier Insassen hängen verdreht in ihren Sicherheitsgurten. Ernstlich verletzt scheint niemand, jedenfalls nicht körperlich. Die Nervenkostüme der vier sind jedoch schwer angeschlagen. Am schlimmsten ist Dr. Kaminski betroffen. Als hätte er einen Schlaganfall erlitten, sabbert und stammelt er unverständliches Zeug. Sein Aktenkoffer ist ihm aus der Hand ge-

flogen und aufgesprungen. Der Inhalt liegt im Innenraum des Mercedes verstreut.

„Alles in Ordnung?“, zittert Bartholomäus benommen. Ohne sich abzuschnallen, schlüpft er unter seinem Sicherheitsgurt hindurch und klettert aus dem Bus. Irgendwie erwartet er, dass sie in einen Hinterhalt gelockt wurden, doch weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen.

„Verdammte Scheiße!“, flucht er, nachdem er um den Bus herumgerannt ist. Thaddäus sitzt wieder einigermaßen aufrecht hinter dem Steuer und versucht, den abgewürgten Motor anzulassen. Zu Barts Erleichterung erfolgreich.

„Wir müssen so schnell wie möglich raus aus dem Acker!“, schiebt Bartholomäus den Bus an und springt zurück auf den Beifahrersitz. „Nicht, dass uns hier jemand sieht und vor lauter Hilfsbereitschaft die Bullen ruft!“

Obwohl Thaddäus arge Probleme beim Lenken hat, holpert der Mercedes relativ zügig aus dem Rapsfeld hinaus. Wieder auf der Landstraße, sieht man es der mit Blüten und Erde beschmutzten Karosserie deutlich an, dass der Bus eine üble Geländefahrt hinter sich hat. So wie die vordere Stoßstange und der Auspuff herunterhängen, könnte man das Fahrzeug sogar fast als verkehrsuntauglich bezeichnen.

„Was war das?“, findet nun auch Jakobus seine Stimme wieder.

„Ich hoffe, nur ein Besoffener und keine Falle. Wir müssen den Bus sofort reparieren und sauber machen. So können wir auf keinen Fall weiterfahren.“

Der Mercedes Bus passiert jetzt die ehemalige Zufahrt der Fabrikruine, vor der Stella wendete, und Bartholomäus kommt eine Idee. „Halt an, Ted!“, greift er seinem Fahrer grob ins Steuer. „Lass uns hier auf das Gewerbegelande fahren, damit wir erst mal die Schäden feststellen können. – Jakko, hilf mir, das Tor aufzuschieben!“

Diverse Schilder warnen davor, das Areal der verfallenen Industrieruine aufgrund von Einsturzgefahr zu betreten, was

Bartholomäus selbstverständlich nicht davon abhält, zu dem verrosteten Fabriktor zu stürzen und mit aller Gewalt und der Hilfe seines Bruders daran herumzustemmen. Doch die verrosteten Scharniere des Werkstors geben keinen Zentimeter nach. Da entdeckt Bart, dass ein betonierter Weg an der Fabrikmauer entlang führt, und lotst den Mercedes Bus auf diesen Pfad, der von der Landstraße aufgrund von hohen Büschen nicht zu sehen ist. Größtenteils ist die Fabrikmauer eingestürzt. Nicht weit vom fest verschlossenen Eingangstor finden sie eine Stelle, an der die Schuttstücken der Mauer so weit zur Seite geräumt sind, dass der schwarze Bus auf das Gelände rollen kann. Und Bart muss feststellen, dass sie nicht die Ersten sind, die diese Zufahrt zu der Ruine gefunden haben. Mindestens ein Dutzend demontierter Fahrzeuge verrostet auf einem illegaler Autofriedhof in einer einsamen Ecke des stillgelegten Fabrikgeländes.

Bartholomäus gibt Thaddäus ein Zeichen, den Bus zum Stehen zu bringen, und öffnet die seitliche Schiebetür. Als ob die Situation nicht schon chaotisch genug wäre, dreht jetzt auch noch Dr. Kaminski durch. Der Alte krabbelt zwischen den Sitzen umher und sammelt frenetisch den Inhalt seines ausgekippten Aktenkoffers ein.

„Ist das Fläschchen kaputt?“, keucht er und hält mit zwei Fingern ein unbeschriftetes Flakon aus dunklem Glas hoch.

„Was ist das?“, krächzt Bartholomäus Stimme blechern aus dem Handy, das am Armaturenbrett des weißen Cabrios klemmt.

Stella ist am Heulen. Doch nicht nur, weil ihr bewusst geworden ist, dass sie gerade ein Selbstmordattentat begehen wollte. Stella kann so viel Gas geben wie sie will, ihr Cabrio erreicht kaum noch Schrittgeschwindigkeit. Ein letztes Aufbäumen des Motors, und der weiße BMW bleibt stehen. Der Tank ist endgültig leer.

„Was ist das?“, bellt Bartholomäus erneut, und die Geräusche, die aus dem Mobiltelefon dringen, hören sich an wie ein Handgemenge.

„Das, was ich Santos mitbringen soll!“, piepst der Akademiker, als ob ihm die Kehle zugeedrückt wird. Und plötzlich fängt auch Stellas Handy an, im Sekundentakt zu piepsen. Alarmiert schaut sie auf das blinkende Display ihres Telefons und muss erkennen, dass ein Unglück selten allein kommt. Der Akku des Handys ist ebenfalls kurz davor, den Geist aufzugeben.

„Was ist in dem Fläschchen?“, ist Barts Stimme durch den piependen Warnton kaum richtig zu verstehen.

„Das darf niemand wissen ...“, ringt Kaminski offensichtlich nach Luft.

„Das war nicht meine Frage!“

„Bacillus anthracis.“

„Und was ist das?“

„Ein Bakterium, das eine ganze Stadt verseuchen kann ...“

Die restlichen Worte des Doktors sind nicht mehr zu verstehen. Bartholomäus hat ihn scheinbar aus dem Bus gezerrt und somit aus dem Übertragungsbereich des von Kaminski versteckten Handys unter dem Schonbezug des Fahrersitzes.

Wie erstarrt hockt Stella im Cabrio. Sie weiß, dass sie etwas unternehmen muss. Sie schnappt sich das Telefon und gibt die Notrufnummer der Polizei ein. Doch die Akkus sind bereits zu schwach, um eine Verbindung herzustellen. Und nirgendwo im Auto ihres Vaters sind Ersatzakkus oder ein Aufladegerät zu finden.

Friedhofsstille herrscht jetzt, als der Motor und das Handy aus sind. Da hört sie plötzlich das dumpfe Dröhnen eines näher kommenden Fahrzeugs. Dem ersten, seit sie in diese ausgestorbene Landstraße eingebogen ist. In größter Eile springt sie aus dem Cabrio und winkt dem mit hoher Geschwindigkeit näher rasenden PKW zu. Der Fahrer des entgegenkommenden Autos denkt aber gar nicht daran, wegen dieser zerzausten, jungen Frau anzuhalten. Erboost hupend macht er einen Schlenker um sie herum. Aufgebracht schleudert Stella diesem Unmenschen

ihr entladenes Handy hinterher. Es zersplittert auf dem Asphalt in tausend Teile, ändert die Entscheidung des Fahrers, die Hilfe zu unterlassen, jedoch nicht mehr.

Der PKW schießt die Straße entlang und ist ziemlich bald verschwunden. Wieder wird es sehr ruhig. Nur eine leichte Brise rauscht leise durch die sattgelben Rapsfelder. Hemmungslos beginnt Stella zu weinen. Hilfe ist nicht in Sicht. Kein Autofahrer, kein Radfahrer, kein Wanderer, niemand. Nur ein Schwarm Vögel zieht über das nicht allzu weit entfernte Dach der Fabrikrui-
ne hinweg, in der sich jetzt die Mörder ihres Freundes versteckt halten.

Kardiologie, Raum 16, Arbeitszimmer des Stationsarztes

Im 14. Stock gelegen, gewährt der Blick aus dem Fenster des Arztzimmers eine exzellente Sicht auf das Regierungsviertel Berlins: den Reichstag, das Kanzleramt und die verstreut liegenden Botschaften und Ministerien.

Unter dem Fenster des Arztzimmers steht ein unbenutztes Klappbett. Daneben ein großer, schwerer Schreibtisch. Ein älterer Mann ganz in Weiß lümmelt entspannt in einem ledernen Chefsessel. Er gießt der drallen Kriminalkommissarin Rosalinde Weber die letzten Tropfen Kaffee aus seiner Thermoskanne ein. Der Stuhl neben der Polizistin ist frei.

„Tut mir leid, dass ich Ihnen nur so spärlich Auskunft über Frau May geben kann.“ Der Mediziner zuckt mit den Schultern. „Ich denke, es ist das Beste, Sie sprechen mit der Patientin selbst.“

Bevor die Beamtin etwas erwidert, klopft es an der Tür und die orientalisch aussehende Krankenschwester, die vorhin die Anamnese bei Stella durchführte, schaut ratlos ins Zimmer. „Entschuldigen Sie die Störung, Herr Professor, aber wissen Sie, wo die Neuaufnahme aus der 34 steckt?“

„Sie meinen Frau May?“

Die Krankenschwester nickt. „Sie ist nicht in ihrem Zimmer und ihre beiden Besucher sind ebenfalls verschwunden.“

„Stella May hatte Besuch?“, schaltet sich die aufmerksam gewordene Kriminalkommissarin in das Gespräch ein. „Von wem?“

„Der eine war ein Pfleger aus der Notaufnahme“, antwortet die Schwester verunsichert, „und der andere Mann sagte, er wäre Frau Mays Vater.“

Um das besorgte Gemüt der Krankenschwester zu beruhigen, schreitet der schlaksige Professor zu der Pflegekraft und legt seine heilenden Hände auf ihre Schultern. „Bestimmt ist die Patientin mit ihrem Besuch bei dem schönen Wetter spazieren gegangen.“

„Ohne uns Bescheid zu sagen? Frau May hat Bettruhe“, mokiert sich die Schwester, nicht recht überzeugt von der simplen Erklärung ihres Chefs.

Genervt sieht sich der Mediziner gezwungen, etwas zu unternehmen und verlässt das Arbeitszimmer, um sich nun selbst ein Bild von den Vorkommnissen auf seiner Station zu machen. Auch Rosalinde Weber geht zur Tür des Arbeitszimmers. Eigentlich will sie dem Mediziner folgen, doch da kommt ihr Kommissarin Brenner entgegen, die ihr Handy in der Blazerinnentasche verstaut. Brenner führte ein Telefongespräch auf dem Stationsflur. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, kein sehr erfreuliches.

„Was ist passiert?“

„Ralf und Tim haben angerufen.“

„Schlechte Nachrichten?“

„Äußerst unangenehm.“ Um die neuesten Ermittlungsergebnisse nicht auf dem Krankenhausflur herauszuposaunen, schiebt Brenner die andere Kommissarin zurück ins augenblicklich ungenutzte Arztzimmer der kardiologischen Station.

„Nun schieß endlich los!“

„Unsere Hannoveraner erfuhren gerade, dass in den Laboren der Tierärztlichen Akademie, in denen Leon Kaminski arbeitete, eine komplette Bestandsaufnahme durchgeführt wurde.“

„Ja und?“, findet das Rosa noch nicht besonders interessant.

„Ein Computervirus hatte große Teile des EDV-Systems der Akademie lahmgelegt und man konnte die Lagerbestände in den Laboren nicht mehr abrufen. Bezeichnenderweise stürzte das System ab, nachdem Leon Kaminski untertauchte.“

„Hatte unser Doktor die Hände im Spiel?“

„Die Vermutung lag zumindest nahe. Und wie sich jetzt herausstellte, fehlt tatsächlich etwas.“

„Ein Versuchskaninchen?“, munkelt Kommissarin Weber nicht ganz ernsthaft, während Petra einen großen Schluck von dem nur noch lauwarmen Bohnengebräu aus ihrer Kaffeetasse nimmt, die sie vorhin wegen des Telefongesprächs unberührt auf dem Schreibtisch zurückließ.

„Nein. So putzig ist sein Diebesgut nicht“, raunt Brenner ahnungsvoll. „Der TA fehlt ein so genanntes Eppendorfhütchen mit einer Stammkultur *Bacillus anthracis*. Mit anderen Worten, ein kleiner Behälter, vielleicht ein Reagenzglas oder so, mit pathogenen Bakterien.“

Ein laut rumpelnder Wäschewagen wird über den Stationsflur geschoben und Rosalinde lehnt die Arztzimmertür an, um nicht brüllen zu müssen. „Ich habe leider im Biounterricht nie besonders gut aufgepasst ...“

„*Bacillus anthracis* ist der Erreger von Lungenmilzbrand.“

„Kaminski hat Milzbrandbakterien geklaut?“, schüttelt Rosalinde ungläubig den Kopf.

„Fest steht, dass solch eine Stammkultur der Tierärztlichen Akademie seit Kaminskis Verschwinden fehlt. Außerdem arbeitete Kaminski vor ein paar Monaten an einer Impfstoffentwicklung gegen antibiotikaresistente Milzbranderreger bei Schafen. Er hatte also ohne Probleme Zugriff.“

Mit verschränkten Armen lehnt Kommissarin Weber am Bücherregal des Kardiologieprofessors. „So eine Scheiße! Milzbrandalarm gab es doch schon eine ganze Weile nicht mehr.“

„Und da es eine Stammkultur ist, lassen sich nicht nur Impfstoffe herstellen, sondern auch verheerende Epidemien verursachen.“

„Das heißt, Kaminski hat das ideale Erpressungsmittel in der Hand, sollte man ihm zu nahekommen.“

„Bedingt. Milzbrand ist vor allem dann gefährlich, wenn man nicht weiß, dass man damit zu tun hat. Nein, Tim und Ralf haben eine andere Theorie. Sie halten zwar Leon Kaminski für einen Spinner und Mächteternspionen, aber nicht für einen psychopathischen Massenmörder. Das trifft ihrer Meinung eher auf Thomas Bartsch zu – diesen Typen mit der Mönchsorden-Macke. Unsere Hannoveraner glauben, dass die Bakterien für ihn bestimmt sind, quasi als Bezahlung, dass er Kaminski bei der Flucht hilft.“

„Langsam, langsam! Es gibt keine Beweise dafür, dass Bartsch das tut“, mahnt Rosalinde zur Gelassenheit.

„Aber möglich wäre es und das ist alarmierend genug“, vertraut Brenner ihrer kriminalistischen Spürnase. „Milzbrand ist die ideale Biowaffe. Hochgradig ansteckend und bereits in geringen Quantitäten tödlich. Also wie geschaffen für Terroristen – oder irgendwelche durchgeknallten Mönchskulte.“

„Weißt du, was du da sagst?“, läuft es Rosalinde eiskalt über den Rücken. „Wenn das an die Öffentlichkeit gerät..!“

„Na, dann gute Nacht! Mit einer Stammkultur lassen sich so viele Erreger züchten, wie man will“, malt Petra aus. „Genug, um ganze Landstriche zu kontaminieren. Und Milzbrandsporen bleiben jahrzehntelang ansteckend.“

Die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, blickt Rosalinde Weber stumm aus dem 14. Stock des Klinikhauptgebäudes auf ein sonniges Berlin.

„Wenn Tim und Ralf tatsächlich der Meinung sind, dass sie es mit potenziellen Massenmördern zu tun haben, dann ist der Fall für die beiden eine Nummer zu groß.“

„Das haben sie auch erkannt“, bestätigt Petra. „Das BKA ist bereits informiert und sie vermuten, dass der Staatsschutz

den Fall demnächst übernehmen wird. Sie wollten uns nur wissen lassen, dass Kaminskis Flucht doch mehr Wellen verursacht als erwartet.“

„Okay. Vielleicht sollten wir aber einfach im Auge behalten, dass es gar nicht unsere Aufgabe ist, diesen Kaminski zu suchen, sondern herauszufinden, wer den VW heute Nacht im Grunewald samt Insassen angezündet hat.“

„Ich bin mir sicher ...“, lässt Petra nicht locker.

„Nein, du glaubst nur, dir sicher zu sein.“ Rosalinde ist für Spekulationen nicht zu haben.

Sichtlich frustriert trinkt Kommissarin Brenner ihren kalten Kaffee aus und gibt es auf, gegen die fantasielose Faktenbesessenheit ihrer Partnerin anzureden.

„Hat sich eigentlich schon die Gerichtsmedizin wegen der Brandleiche gemeldet?“, wechselt Rosa zu einem weniger kontroversen Thema.

Die andere Frau nickt. „Als du vorhin auf dem Klo warst. Ich habe denen versprochen, dass wir vorbeikommen. Ist ja gleich um die Ecke.“

„Wissen die auch, dass unsere anfängliche Vermutung sich zerschlagen hat? Dass Stella May nicht die Brandleiche ist?“

„Ja, ja“, antwortet Brenner etwas mufflig.

Da für den Moment alles gesagt zu sein scheint, öffnet Rosalinde Weber wieder die Tür des Arztzimmers. Auf dem normalerweise ausgestorbenen Stationsflur herrscht jetzt Leben. Aufgeregt eilt der Kardiologieprofessor mit wehendem Kittel aus dem Schwesternzimmer.

„Dann sage ich jetzt den Diagnostiktermin eben ab!“, zertert der Mediziner erbost. Ohne weiteren Kommentar rennt er zu seinem Schreibtisch, schmeißt sich in den Ledersessel und hämmert auf die Telefontastatur ein.

„Habe ich übrigens ganz vergessen dir zu sagen, Petra, Stella May ist aus ihrem Zimmer verschwunden. Samt Vater.“

Besucherparkplatz der Klinik, **17** Minuten früher

Gegenüber dem Haupteingang des Universitätsklinikums Stadtmitte stehen mehrere Dutzend Personenkraftwagen in markierten Parkbuchten. Zwei in Schwarz gekleidete Personen schlängeln sich im Zick-Zack-Lauf um die Autos. Es sind Walter Linus May und Joa, der Krankenpfleger aus der Notaufnahme. Während Mays schwarzer Anzug dezent in Schnitt und Stoff ist, bevorzugt Joa eine eher extravagante Garderobe. Den einzigen farblichen Kontrast zu seinem schwarzen Outfit und Wesen bilden die wasserstoffblondierten Dreadlocks und die drei beigen Gesichtspflaster.

Der nicht mehr im Dienst befindliche Krankenpfleger hat sein Auto erreicht, einen in die Jahre gekommener Bestattungswagen mit handgepinseltem roten Kreuz auf der Fahrertür.

„Ich fasse es nicht!“, ruft plötzlich Walter Linus May.

„Es ist vielleicht keine Luxuslimousine – jedenfalls nicht mehr. Aber es fährt!“

„Ringo!“

„Wie bitte?“

An einem Laternenmast festgeknotet, winselt Mays räudige Promenadenmischung und zerrt herzerweichend an der Leine. Der Vater befreit das zappelige Haustier von dem Pfosten.

„Ist das dein Hund?“

„Stellas. Ich hatte Ringo mitgenommen, weil ich sie ein wenig aufmuntern wollte.“ May schaut sich gründlich auf dem Parkplatz um. „Mein Auto ist tatsächlich weg. Wenn ich bloß wüsste, was Stella vorhat. Sie muss wirklich sehr deprimiert sein, dass sie es über das Herz bringt, Ringo einfach auszusetzen.“

Das wild umherhüpfende Tier wird von Walter Linus zu Joas Oldtimer geführt. Der nicht sehr tierverliebte Krankenpfleger weicht verschüchtert ein paar Schritte zurück, als Ringo in seinen Wagen springt. Da dieses spezielle Kombi-Modell von Daimler Benz keine Rückbank besitzt, schiebt May den aufgebrauchten Köter gleich nach hinten in den Laderaum. Einst passte dort ein Sarg samt Trauerbukett hinein. Jetzt wird der Platz von einer Matratze und einem Schlafsack ausgefüllt.

„Schade, dass das kein Spürhund ist“, bedauert Joa, der nicht sehr glücklich aussieht, diese einstige Wolfsabstammung hinter sich im Nacken zu wissen.

„Nein, das ist Ringo mit Sicherheit nicht. Er würde uns bestenfalls zur nächsten Fleischerei führen.“ Kurz bevor er auf der Beifahrerseite einsteigt, zeigt Walli auf das Handy, das an Joas Nietengürtel baumelt. „Mir fällt gerade ein, dass ich Stella heute Nacht mein Nokia dagelassen habe. Warum versuche ich nicht einfach sie anzurufen?!“

Joa schiebt ihm das Mobilgerät über die Motorhaube zu und May wählt seine eigene Rufnummer.

„Das gibt es doch nicht! Es ist besetzt!“, schimpft Stellas Vater kurz darauf. „Mit wem um alles in der Welt telefoniert sie denn jetzt?!“

Die Sitzbezüge in Joas ausrangiertem Beerdigungsauto sind schokoladenfleckig und keksverkrümelt, doch Walter May hat im Augenblick andere Sorgen, als dass der feine Zwirn seiner Bundfaltenhose beschmutzt werden könnte. Achtlos schmeißt er den Stapel medizinischer Fachbücher vom Beifahrersitz nach hinten zu seinem Hund, der ganz quirlig an dem Papier zu schnuppern beginnt, und plumpst in Joas Oldtimer.

„Ohrfeigen könnte ich mich! Wieso habe ich Stella bloß gesagt, dass Robert gestorben ist?!“, zermürbt er sich mit Selbstvorwürfen.

„Robert ist tot?“

„Kennst du Robert Karo etwa?“

„Stella hat mir von ihrem Freund erzählt. Hatte er nicht einen schweren Unfall heute Nacht?“

Walter Linus nickt bedrückt. „Die Ärzte hielten Robert zwar noch ein paar Stunden am Leben, aber im Endeffekt konnten sie nichts für ihn tun. Und ich Hammel habe das Stella vorhin gesagt!“

„Früher oder später hätte sie es sowieso erfahren.“

„Natürlich. Aber später wäre um einiges besser gewesen“, lässt Stellas Vater keine mildernden Umstände für sich gelten. „Wenn ich bloß wüsste, wo sie steckt. Ich hoffe, sie tut sich nichts an.“

Die beiden Männer hocken in dem rumpligen Auto und starren durch die mit Taubenkot verschmierte Windschutzscheibe auf das in Sonnenschein getauchte Haupthaus des Klinikums Mitte. Hinter ihnen kaut der Hund heimlich an den Fachbüchern. Um sein Schlüsselbund nicht in der Hand halten zu müssen, steckt Joa den Schlüssel ins Zündschloss und wendet sich zu Walli. „Du hast doch oben in der Kardiologie gesagt, dass du herausfinden könntest, wo Stella ist?“

„Ja. – Zumindest, wo sich mein Auto zurzeit befindet.“

Auf eine nähere Erläuterung, wie Walter Linus das meint, wartet der Krankenpfleger vergeblich. May senior, der immer noch Joas Mobiltelefon in den Händen hält, klappt stumm das Handschuhfach auf und legt das Telekommunikationsgerät mit dem Antennenstummel, in seine Richtung weisend, ab. Aus der ums Handgelenk geschlungenen Briefftasche, die bis vor zwanzig Minuten noch den Autoschlüssel des weißen Cabrios enthielt, entnimmt er einen Palmtop – einen Minicomputer im Hosentaschenformat. Unterhalb des musikkassettengroßen Bildschirms sind fünf Tasten angeordnet, auf denen May wild her-

umzudrücken beginnt. Neugierig glotzt ihm sein Sitznachbar über die Schulter, der aber nicht so aussieht, als verstünde er, was Stellas Vater gerade treibt.

„In meinem Auto ist ein satellitengesteuertes Navigationssystem eingebaut“, rückt Walli endlich mit der Sprache heraus, „das ein paar ganz nette Zusatzfunktionen besitzt. Zum Beispiel ein sogenanntes CarBug, eine Autowanze, vergleichbar etwa mit einem Peilsender, der es mir ermöglicht, über das Internet den augenblicklichen Standort meines Wagens festzustellen. Ist ganz nützlich, wenn sie einem das Fahrzeug geklaut haben, oder wenn die Polizei es umsetzen lässt, weil man im Parkverbot stand“, erläutert Walli und prescht über die unsichtbaren Datenautobahnen des neu angebrochenen Millenniums. „Und Töchter findet man damit eventuell auch wieder.“

„Kannst du ja von Glück reden, dass mein Handy ein Modem besitzt“, staunt Joa nicht schlecht, was die moderne Technik alles möglich macht. „Und? Wo befindet sich dein Auto?“

„Tja, das Problem ist“, seufzt Walter Linus, „die Datenübertragung per Handy ist ziemlich langsam. Kein Vergleich mit einem Festnetzanschluss. Bis sich die Internetseite aufgebaut hat, werden wir noch ein bisschen Geduld brauchen.“

Enttäuscht nimmt Joa die Finger wieder vom Zündschlüssel. „Wenn wir noch lange warten müssen, ist Stella über alle Berge.“

„Vielleicht ist sie ja auch nur ein paar Mal um den Block gefahren. Außerdem dürfte Stella nicht weit kommen. Der Tank war fast leer.“

„Glaubst du nicht, dass sie es schafft, eine Zapfsäule zu bedienen?“

„Das schon, aber soweit ich weiß, hat sie kein Geld bei sich.“

Walter Linus May hat nicht untertrieben. Die Internetseite, die ihm anzeigt, wo sich sein verschwundenes Auto gerade befindet, lädt sich nur im Schneckentempo auf seinen portablen Organizer herunter. Genügend Zeit also für Stellas Vater, sich

ein paar Gedanken über diesen ungewöhnlichen Krankenpfleger zu machen, dem es so wichtig ist, ihm bei der Suche nach seiner Tochter zu helfen.

„Hat man dich kürzlich verprügelt?“, versucht Walter als Erstes die Ursache für Joas lädiertes Antlitz zu ergründen. „Als ich heute Nacht bei euch in der Rettungsstelle war, hattest du noch nicht diese ganzen Pflaster im Gesicht, oder?“

„Ich hatte einen kleinen Unfall. Bin mit einem Schreibtischsessel umgekippt.“

„Du bist in Stella verknallt, habe ich recht?“, spricht May jetzt offen aus, was er schon die ganze Zeit denkt.

Verlegen lehnt sich der Pfleger zurück. „Wie kommst du denn darauf?“

„Wärst nicht der Erste, dem sie den Kopf verdreht. Obwohl sie das, glaube ich, gar nicht absichtlich macht. Vermutlich merkt sie es nicht mal. Da ist sie wie ihre Mutter. Die hatte auch ein Dutzend Verehrer, hielt sich aber immer für völlig unattraktiv.“

„Ich kann es schwer beschreiben, aber Stella ist irgendwie ein ganz außergewöhnlicher Mensch.“

„Das hast du mir schon in der Kardiologie erzählt. Also mit anderen Worten, ich habe Recht.“

„Das klingt jetzt wahrscheinlich albern, aber seit ich Stella heute Nacht in der Rettungsstelle zum ersten Mal sah, wurde ich das Gefühl nicht mehr los, dass uns irgendwas verbindet. Und als ich dann ihr Tatoo entdeckte, wusste ich, dass ich mich nicht getäuscht hatte.“

„Tatoo???“ Die Augen von Stellas Vater weiten sich merklich und fast vergisst er, ein Passwort zu Ende einzugeben.

Joas knöpft das schwarze Seidenhemd auf und zeigt Walli seine kaffeebraune Brust. In Höhe des Herzens schmückt Joas Haut jene Tätowierung, die der Krankenpfleger bei der schlafenden Stella May vor ein paar Stunden unter dem Krankenhaushemd hervorlugen sah. Ein kunstvoll gezeichnetes Fabelwesen, halb Lamm, halb Löwe. „Stella hat genau dasselbe.“

Bestimmt hatte sie es im gleichen Studio wie ich machen lassen, obwohl der Typ mir versprach, mein Tattoo wäre ein Unikat.“

„Interessant zu erfahren, für was Stella meine Unterhaltungs-zahlungen ausgibt“, brummt Walli kopfschüttelnd. „Kein Wunder, dass sie ständig pleite ist.“

Enttäuscht über Wallis Spießigkeit knöpft Joa sein schwarzes Rüschenhemd wieder zu und bereut, dieses Thema überhaupt angeschnitten zu haben.

„Wie dem auch sei“, gibt sich May jetzt nachsichtig „hättest du dich wegen deiner Tätowierung nicht mit Stella verbunden gefühlt und wärest sie nicht besuchen gekommen, säße ich wahrscheinlich immer noch in dem Klo fest.“

Ungeduldig starrt Walli auf den kleinen Bildschirm seines PDA. Ein Prozentbalken blinkt dort, der die Menge der bereits übertragenen Daten anzeigt und bis zur Hundert-Prozent-Markierung noch ein ganzes Stück zu wachsen hat.

„Stella ist total verzweifelt. Die heutige Nacht war einfach zu viel für sie gewesen.“

„Was hat sie dir denn erzählt, was heute Nacht passiert ist?“, wird Walli neugierig, ob seine Tochter dem Krankenpfleger mehr anvertraute als ihrem eigenen Vater.

„Sie hatte während der Reanimation ein Nahtod-Erlebnis wie es die Psychologie nennt, und glaubt, bei ihrer verstorbenen Mutter gewesen zu sein. Eigentlich gar nicht mal so selten, dass Leute von so was berichten. Die Schulmedizin hält das natürlich für Halluzinationen. Die Betroffenen sind allerdings davon überzeugt, eine reale Jenseitserfahrung gemacht zu haben. In Fachbüchern sind Fälle beschrieben von Menschen, deren Persönlichkeit nach solch einem klinischen Tod völlig umgekrempelt war. Von Saulus zu Paulus sozusagen. Seit Stella heute Nacht in der Notaufnahme wieder zu sich kam, leidet sie außerdem unter einer retrograden Amnesie. An die Stunden vor ihrem Herzstillstand kann sie sich nicht mehr erinnern. In der Regel nur ein vorübergehender Zustand, der durch ein Trauma ausgelöst wird. Sie weiß nur noch, dass sie den gestrigen Tag

mit ihrem Freund Robert zusammen war. In dieser Situation zu erfahren, dass er einen schweren Unfall hatte, schockierte sie natürlich total. Roberts Tod konnte sie in ihrem labilen Zustand dann einfach nicht mehr verkraften.“

„Und das ist nicht mal alles!“, stöhnt Stellas Vater. „Hat sie dir auch erzählt, dass in Roberts Unfallwagen eine verkohlte Leiche entdeckt wurde?“

Joa nickt nervös. „Ich glaube, der Gedanke daran quält sie mit am meisten.“

„Ich hoffe, sie tut sich nichts an“, sorgt sich May.

„Das glaube ich nicht.“

„Aber was hat sie denn vor? Wo will sie hin?“

„Keine Ahnung. Aber ich könnte mir denken, dass sie herauszufinden versucht, was heute Nacht wirklich geschehen ist.“

„Ich kann dir sagen, was geschehen ist! Mit ihrer wilden Kommilitonen-Gang um die Häuser gezogen, das ist sie, und hat sich dann so besoffen, dass sie jetzt einen Filmriss hat!“

„Das ist sehr unwahrscheinlich“, widerspricht Joa. „Stella hatte keinen Tropfen Alkohol im Blut. Außerdem verursacht ein Rausch noch lange keinen Herzstillstand.“

„Ist ja schon gut“, gibt May frustriert nach. „Warum habe ich Trottel ihr das bloß mit Robert gesagt?! Kaum ist ihre jahrelange Trauerphase vorbei, bricht neues Unglück über sie herein.“

„Hatte sie um ihre Mutter getrauert, also ich meine deine Frau?“

„Zunächst um unseren Sohn. Ihr kleiner Bruder kam vor fünf Jahren bei einem Skiurlaub ums Leben. Stella gab sich die Schuld daran, weil sie mit ihm auf die Piste ging, obwohl Lawinengefahr bestand. Als meine Frau kurz darauf in der Badewanne ertrank, klappte Stella dann völlig zusammen.“

„War es ein Unfall?“, fragt Joa behutsam nach.

„Es konnte nie zweifelsfrei geklärt werden, aber ich bin mir sicher, sie wollte sterben.“

„Dann bist du sozusagen ihre ganze Familie.“

„Und sie meine. Dabei stand sie ihrer Mutter immer viel näher als mir. Ihr Tod warf Stella total aus der Bahn. Stella war eine talentierte Schwimmerin. Fast wäre sie Berliner Jugendmeisterin geworden. Aber dann hängte sie den Leistungssport von einem Tag auf den anderen an den Nagel. Beinahe hätte sie nicht mal ihr Abitur geschafft, obwohl sie eigentlich eine der besten Schülerinnen der Klasse war. Erst mit dem Psychologiestudium besserte sich ihre Verfassung. – Und als sie dann vor einem halben Jahr diesen Robert Karo kennenlernte, war sie plötzlich wie ausgewechselt. So glücklich und albern hatte ich sie noch nie erlebt. Dabei war mir von Anfang an klar, dass das nichts Dauerhaftes sein konnte. Robert war über zehn Jahre älter als sie und ein Draufgänger vor dem Herrn. Er tat zwar so, als wäre er ein erfolgreicher Journalist, aber im Grunde war er ein großmäuliger Versager. Zuletzt recherchierte er an dieser merkwürdigen Spionageaffäre, von der überall zu lesen ist. Er muss so voll blindem Ehrgeiz gewesen sein, dass er sich bis über beide Ohren in den Fall verstrickte. Die Polizei glaubt, dass der Verkehrsunfall von Dritten provoziert wurde. – Na ja, Stella imponierte dieser Typ jedenfalls mächtig. Und Robert konnte an ihr sein lädiertes Macho-Ego wunderbar aufpolieren. Leider bekam das Stella nicht mit. Robert war, glaube ich, ihre erste große Romanze. Sie schmiedete bereits Pläne bis in ferne Zukunft. Heirat, Kinder – und jetzt ist er tot. Wieder muss Stella einen Menschen beerdigen, der ihr so am Herzen liegt, auch wenn der es eigentlich gar nicht wert ist.“ Walli verstummt und geht gedanklich in sich.

Joa traut sich nicht etwas zu sagen nach diesem ergreifenden Monolog. Nervös spielt er am Kupplungshebel, der sich bei diesem alten Daimlermodell noch am Lenkrad befindet.

„Joa ist ein ungewöhnlicher Name“, wechselt Walli abrupt das Thema. „Habe ich noch nie gehört.“

Im ersten Moment sprachlos über die willkürliche Änderung des Gesprächsstoffs, dauert es ein wenig, bis der Kran-

kenpfleger reagiert. „ – Joa ist nur ein Spitzname. Ich heiße eigentlich Joachim.“

„Joachim???“

„Ja, Joachim. Ist das so außergewöhnlich?“

„Na ja, ein wenig. Wo kommst du denn her?“

„Wie? Wo soll ich schon herkommen? Aus Berlin!“

„Und deine Eltern?“

„Ach daher weht der Wind! Entschuldige bitte, dass ich nicht Kunta Kinte heiße!“

Überrascht schaut Walter Linus von seinem Taschencomputer hoch und sieht seine Vermutung bestätigt, dass Joa ernsthaft eingeschnappt ist. „Tut mir leid, wenn ich dir irgendwie zu nahe getreten bin.“

„Mich nervt einfach, dass es Leute gibt, die meinen, als Deutscher müsste man blond und blauäugig sein“, grollt Joa.

„Dabei bist du das doch fast“, ulkt Walli über die wasserstoffgebleichten Rastalocken, worüber aber der Afrogermane gar nicht lachen kann.

„Meine Mutter ist aus Sachsen und mein Vater aus Angola. Frage beantwortet?“

„Das ist doch nichts, wofür man sich schämen müsste.“

„Ich schäme mich nicht im Geringsten. Aber hast du schon mal in der S-Bahn einer Horde Glatzen gegenüber gesessen, die dir *Zehn kleine Negerlein* vorsingen? Eine Zeit lang habe ich jeden Tag in meinem Briefkasten eine Banane gefunden. Es gibt einfach Themen, über die habe ich keinen Bock mehr zu reden.“

„Die hat jeder“, driftet May wieder gedanklich ab. „Als ich fünfzehn oder sechzehn war, habe ich es gehasst, auf meinen schwulen Bruder angesprochen zu werden. Wir sind auf dem Land groß geworden und Gregor hat sich immer geschminkt und verkleidet. Mir war das damals so peinlich“, schmunzelt Walli im Nachhinein. „Gregor war *mein* Thema, das ich irgendwann satt hatte zu diskutieren.“

Die aktionslose Warterei auf dem Krankenhausparkplatz langweilt die Promenadenmischung im hinteren Teil des Wa-

gens, und als ein Artgenosse in der Nähe vorbeiläuft, kläfft der Hund aufgeregt los.

„Ringo Platz!“, befiehlt sein Herrchen und dreht sich um, ob das Tier auch gehorcht. „Schläfst du eigentlich dahinten drin?“, fragt er Joa auf Grund der Matratze, auf der der Hund jetzt hockt.

„Zwangsweise, seit mich meine Freundin vor drei Wochen rausgeschmissen hat.“

„Und wie schläft es sich in einem Leichenwagen?“

„Himmlisch.“

„Muss ja jeden Morgen wie eine kleine Wiederauferstehung sein!“

Joa wird plötzlich ernst. „Glaubst du an so was?“

In immer kürzeren Abständen tippt Walter Linus May nun irgendwelche Kennwörter und Benutzernamen über die winzige Tastatur ein, die auf dem Mini-Touchscreen des Organizers dargestellt ist, und sendet die Daten über die Infrarot-Schnittstelle des Handys an den Internetserver zurück, um wieder eine Web-Seite weiter zu gelangen. „Ich bin Atheist. Mit Jungfrauengeburt, Wasser zu Wein und Wiederauferstehung kann ich nicht viel anfangen. Mir ist jedenfalls noch nie ein Heiliger über den Weg gelaufen. Bist du religiös?“

„Eigentlich nicht. Ich musste zwar bei den Krippenspielen in der Schule immer die Rolle des Melchior übernehmen...“

„Wir haben sie!“, bricht May plötzlich in Freudenjubiläum aus. Triumphierend hält Stellas Vater den Bildschirm des elektronischen Taschencomputers seinem Kompagnon unter die Nase. Doch im ersten Moment sieht Joa nur ein verwirrendes Netz an unterschiedlich dicken Linien, schwarzen Punkten mit Ortsbezeichnungen und ein pulsierendes Kreuzchen. „Das ist ein Online-Straßenatlas. Die blinkende Markierung ist mein Auto. Stella befindet sich auf der Stadtautobahn Richtung Norden.“

„Dann nichts wie hinterher!“

Das Gelände der Fabrikruine, **18** Kilometer von Berlin entfernt

Stillgelegt wurde die Fabrik vor gut einem Jahrzehnt, kurz vor der Wiedervereinigung Deutschlands, als die planwirtschaftliche Industrie in den neu entstandenen Bundesländern von der kapitalistischen Konkurrenz aus dem Westen zerrieben wurde. Mit der Änderung der Wirtschaftssysteme über Nacht unrentabel geworden, nagt der Zahn der Zeit die Industrieruine langsam in Grund und Boden.

Die marode Haupthalle des ausgestorbenen Werksgeländes ragt als kantiger Quader vierstöckig in den azurblauen Vormittagshimmel und die klaffenden Risse in den Außenmauern des Gebäudes scheinen nur noch von den hochrankenden Efeupflanzen zusammengehalten zu werden. So gut wie keine Glasscheibe in den vielen Fabrikfenstern überstand die Zerstörungswut der ungebetenen Eindringlinge, die sich seit der Stilllegung auf dem Gelände herumgetrieben haben. Und wenige können das nicht gewesen sein. Mehr als ein Dutzend illegal entsorgter Autowracks verrostet vor den zugeschweißten Eisentoren der Werkshalle.

Um das kastenförmige Fabrikgebäude gruppieren sich mehrere kleine Lager- und Werkstättenkomplexe, doch auf den ersten Blick fällt neben dem Haupthaus vor allem die monumentale Kranbrücke auf. Das über hundert Meter lange und gut fünfundzwanzig Meter hohe Metallgestell, das auf vier Eisenstelzen ruht, erhebt sich hinter der Halle wie das futuristische Gerippe einer Riesenechse. Die gigantische Kranbrücke ver-

band einst die Haupthalle mit dem kleinen, fabrikeigenen Hafen, um die Rohstoffe sofort entladen und weiterleiten zu können, die auf dem in unmittelbarer Nähe vorbeifließenden Kanal angeliefert wurden. Doch abgesehen von den Reifen des schwarzen Mercedes (die wenige Minuten zuvor den Bus in eine schattige Ecke an der Haupthalle rollen ließen) stehen hier auf dem Gelände alle Räder seit einem Jahrzehnt still.

Bartholomäus und Kaminski interessiert das natürlich herzlich wenig. Dem zittrigen Alten steckt noch immer die Begegnung mit dem geisterfahrenden, weißen Cabrio in den Knochen, völlig außer sich allerdings agiert Bartholomäus. Der Inhalt des fest versiegelten, dunklen Glasflakons, der Dr. Kaminski vorhin aus seinem so streng gehüteten Aktenkoffer purzelte, treibt seinen Puls in die Höhe. Bartholomäus ist so erregt, dass er den Doktor ein gutes Stück vom Mercedesbus wegzerzt, um den Wissenschaftler unter vier Augen zu verhören.

„Wollen Sie mir wirklich weismachen, dass man mit diesem Bisschen eine ganze Stadt verseuchen kann?“ Ehrfurchtsvoll glotzt Bartholomäus auf das kleine, unbeschriftete Fläschchen in seiner Hand. „Wie denn?“

„Warum wollen Sie das wissen?“, schnappt der korpulente Doktor aufgeregt nach Luft. „Haben Sie das etwa vor?“

„Ich habe nichts weiter vor, als Sie so schnell wie möglich zu Santos zu bringen.“

„Und was hat Santos vor?“

„Was fragen Sie mich das?! Was stand denn in Santos Brief, den ich Ihnen gab?“

„Vor allem, dass ich mit niemanden über den Inhalt des Briefes sprechen soll!“

„Dafür ist es zu spät!“, macht Bartholomäus dem Doktor das Dilemma deutlich, in dem er steckt, und legt demonstrativ die Hand um den Griff seiner Pistole, ohne sie allerdings aus dem Schulterholster zu ziehen. „Sagen Sie mir verdammt noch mal, was in diesem Fläschchen ist!“

„Eine Seuche!“

„Was für eine Seuche???“

„In dem Fläschchen befindet sich eine Stammkultur *Bacillus anthracis*. Das ist ein pathogener Erreger aus der Nutztierhaltung. Mein Fachgebiet ist die Impfstoffforschung. Santos hat in seinem Brief geschrieben, er benötige eine Stammkultur dieser Bakterien und einen Experten, um daraus in großem Maßstab preiswerte Vakzine herzustellen. Er schrieb, er will das Monopol der globalen Pharmakonzerne unterlaufen und bedürftigen Bauern in der Dritten Welt helfen. Zuerst habe ich Idiot das sogar geglaubt. Aber das sollte natürlich nur mein Gewissen beruhigen. Anthrax-Bakterien können auch für den Menschen sehr gefährlich sein. Sie lösen Milzbrand aus, eine Krankheit, die ohne sofortige Behandlung unweigerlich zum Tode führt!“

Der Fluchthelfer von Kaminski hält das Fläschchen gegen die Sonne, doch das braune Glas ist zu dunkel, um den Inhalt zu erkennen. „Wie viel Menschen könnte man mit dem Bisschen hier umlegen?“

Schweißperlen rinnen aus Kaminskis schwarz gefärbter Elvistolle. Ungeduldig, weil keine Antwort kommt, reißt Bartholomäus plötzlich seine Waffe aus dem Schulterhalfter und presst den Lauf Kaminski zwischen die Augenbrauen.

„Höre ich bald was oder haben Sie meine Frage nicht verstanden?!“

„Das ist eine Stammkultur. Daraus können Sie so viele pathogene Sporen züchten, wie Sie wollen!“

Bartholomäus verstaut das Schießseisen wieder unter dem Jackett. „Aber wieso steht darüber nichts in der Zeitung, wenn Sie so was Gefährliches geklaut haben?“

„Weil es noch niemand bemerkt haben wird. Ich habe die Bestandslisten in meinem Institut manipuliert.“

„Sehen Sie, Sie tun immer so lammfromm und sind im Grunde ein richtiges Schlitzohr!“, feixt Bartholomäus.

Ein Adrenalinschwall durchflutet den Doktor und in einem Anfall von Übermut will er seinem Fluchthelfer den Fla-

kon mit der Stammkultur aus den Händen reißen. Bevor der Doktor aber mit seinen Fingern überhaupt in die Nähe des Gläschens kommt, packt Bartholomäus ihn bereits brutal am Handgelenk und bricht ihm dabei fast den Arm.

„Geben Sie mir das Fläschchen zurück!“, quietscht der Doktor vor Schmerzen.

„Haben Sie Vertrauen. In meiner Tasche ist Ihr kleines, gemeines Zauberelixier besser aufgehoben.“

„Sie wissen doch gar nicht, wie man mit solchen Stoffen umzugehen hat!“

„Doch. Ganz, ganz vorsichtig – so wie mit mir!“

Bartholomäus verstaut die Stammkultur *Bacillus anthracis* in seiner Jackettasche und schaut zurück zum Fahrzeug. Ziemlich hilflos basteln Jakobus und Thaddäus an der vorderen losen Stoßstange herum, um diese wieder zu fixieren. Wie ein Hündchen zieht Bart den Doktor an dessen schmalen 60er Jahre-Lederschlips in Richtung des Mercedes.

„Wir brauchen Werkzeug, Bart“, stöhnt Jakobus. „Mit bloßen Händen kriegen wir das nicht repariert.“

Bartholomäus verdreht die Augen über Jakobus Improvisationsunfähigkeit, sagt aber nichts. Er öffnet die seitliche Schiebetür des Mercedesbusses und dirigiert den Doktor auf einen der hinteren Sitzplätze des Fahrzeugs. „Sie rühren sich weder vom Fleck, noch geben Sie einen Mucks von sich!“ Die Schiebetür knallt scheppernd ins Schloss.

„Also“, wendet sich der Zopfträger an seine zwei Brüder, „wir säubern den Bus jetzt von außen so gut es geht und...“

„Womit?“, unterbricht ihn sofort Jakobus.

„ – Zum Beispiel mit irgendwelchen alten Klamotten! Lass mich bitte ausreden, bevor du dazwischen quatscht! – Also, wir säubern so gut es geht den Bus, und an der nächsten Tankstelle fahren wir durch eine Waschstraße und die Karre sieht wieder aus wie neu.“

Bartholomäus hockt sich vor die Stoßstange, die sich bei der wilden Geländefahrt über den holprigen Acker gelockert hat.

„Wer war das bloß, der uns da vorhin entgegengekommen ist?“, sinniert Jakobus lautstark über das, woran alle anderen denken.

„Ich hoffe, lediglich ein Besoffener. Ich wüsste nicht, wer sonst so etwas tun würde.“

„Es war ein weißes Cabrio und ich bin mir fast sicher, dass so ein Wagen die ganze Zeit vor uns hergefahren ist.“

Bartholomäus sagt nichts zu der Feststellung seines Bruders, sondern begutachtet das hängende Auspuffrohr des Mercedes. Thaddäus kommt zu ihm und blickt ihm über die Schulter. Mit ein paar Handzeichen teilt der Stumme seinem Bruder etwas mit, der zustimmend nickt. „Ich denke auch, das kriegen wir wieder gerichtet.“

Da platzt Jakobus die Hutschnur. „Langsam kann ich diesen Satz nicht mehr hören! Hier ist überhaupt nichts mehr zu richten!“, schimpft er sich seinen Frust von der Seele. „Dieses ganze Vorhaben ist eine einzige Katastrophe. Zuerst weiß niemand, wo dieser Fettsack steckt. Dann müssen wir ihn aus Berlin abholen. Ein paar Stunden darauf ist er erneut verschwunden. Wo finden wir ihn wieder?! Auf einer Parkbank, umringt von Bullen! Und jetzt befördert uns fast noch ein Geisterfahrer ins Jenseits. Alles geht schief, aber du bist ständig der Meinung, du kannst es wieder richten! Das ist doch schon krankhaft! Und was ist das überhaupt für eine kleine Flasche, die der Dicke vorhin in der Hand hielt? Ist da was Gefährliches drin? Warum sagst du nicht endlich, um was es hier eigentlich geht?!“

„Was ist los, Jakko? Hast du wieder deine fünf Minuten?“

Die beiden Brüder stehen sich angriffslustig gegenüber während Thaddäus, desinteressiert an dem Streit, zu der Halde demontierter Autowracks spaziert und sich dort umschaute.

„Ich steige aus“, verkündet Jakobus kurz und knapp.

„Zum wievielten Mal heute? – Okay! Wenn du aussteigen willst, kann ich dich nicht aufhalten. Du scheinst dein 30 Quadratmeter Loch in Altona ja sehr zu vermissen! Alles, was ich dir bieten kann, ist ein 40 Hektar großer paradiesischer Garten im Heiligen Land. Und Dutzende von jungen Mädchen, die nur darauf warten, Santos die Freude zu machen, ein paar Christenkinder von dir zu gebären. Doch bevor du gehst, tu mir noch einen Gefallen: Lass den Anzug hier und zieh wieder deine mottenzerfressenen Joggingklamotten an! Santos und ich wollten aus dir einen Menschen machen. Aber da du es vorziehst, Bahnhöfe zu fegen, damit sie dir nicht die Stütze streichen, wirst du wohl keine Gelegenheit mehr haben, solche Dinge zu tragen.“

Er streckt die Hand zum Abschied aus und beobachtet mit emotionsloser Miene den plötzlich sehr blutleer wirkenden Jakobus. Unschlüssig steht der herum. Doch da ergreift Bartholomäus plötzlich die Initiative, schnappt sich Jakobus' fünf Finger und zieht den blonden Hünen lauthals lachend in seine Arme. „Ich kann einen Haufen Blödsinn erzählen, Jakko, findest du nicht? – Du aber auch! Willst einfach aussteigen. Was ist denn das für ein Quatsch! Du weißt doch, was wir Papa am Totenbett versprochen. – Einer für alle, alle für einen!“

Bartholomäus' theatralisches Talent ist beeindruckend. Er wickelt sein jüngeres Geschwisterteil mal wieder um den kleinen Finger. Jakobus bleibt jedoch in mürrischer Laune. In relativ gehobener Stimmung wiederum befindet sich Thaddäus, der eine verrostete Metallbox eilig zum Mercedesbus schleppt, die er aus dem Karosserieschrott der illegal entsorgten Autos geborgen hat. Sein Mitbringsel entpuppt sich als gammlicher Werkzeugkasten, der sogar noch ein paar brauchbare Werkzeuge enthält.

„Caramba! Während wir dämlich herumlabern, strengt Ted seinen Grips an!“, lobt Bartholomäus. „Jetzt haben wir keine Ausrede mehr, es nicht hinzukriegen.“

Kaum dass Thaddäus das Werkzeug übergeben hat, tippt er sich auf einmal hektisch auf den Bauch. Es reichen ein paar wenige Handzeichen und Bartholomäus versteht, was sein älterer Bruder mit den Gebärden ausdrücken will.

„Okay, Ted, such dir in der Nähe einen Donnerbalken und Jakobus und ich beginnen schon mal die Karre wieder zusammenzuflicken.“

Bart zieht sein Jackett aus, löst die Lederriemen des Schulterhalfters und hängt das Kleidungsstück samt Waffe über den Seitenspiegel des Mercedesbusses, um bei der Reparatur des Wagens mehr Armfreiheit zu haben.

Mit einer Packung Taschentücher zieht Thaddäus von dannen. Obwohl ihn seine Gedärme mächtig plagen, ist der Glatzkopf mit dem Bulldoggengesicht nicht gewillt, in Sichtweite des Busses sein Geschäft zu erledigen. Er eilt an der Längsseite der Fabrikhalle entlang bis zu der riesigen Kranbrücke, findet aber auch hier kein ruhiges Fleckchen, das ihm genügend Deckung bietet. Am anderen Ende des Krans, dessen Ausleger bis fast über die Mitte des spiegelglatten Schifffahrtskanals ragen, führt eine Treppe zu der mehrere Meter tiefer gelegenen, fabriкеigenen Hafenanlage. Allerdings ist die Treppe nur zu erahnen. Grünranken haben die Betonstufen unter Beschlag genommen. Vorsichtig steigt er die Stufen hinab. Doch auch hier fühlt sich Thaddäus nicht ungestört genug, da die andere Kanalseite dicht bewaldet ist und sich hinter jedem Baum theoretisch ein heimlicher Beobachter versteckt halten könnte.

Voller Sorge, wie lange er noch seine rebellierenden Gedärme unter Kontrolle halten kann, flitzt er die steile Hafentreppe wieder nach oben. An den Laufkranstelzen angekommen, fällt ihm jetzt der Vorbau ins Auge, der sich auf der vom Mercedesbus abgewandten Seite der vierstöckigen Werkshalle befindet. Und nicht nur das. Die Eingangstür des Vorbaus steht offen und gewährt anscheinend Zugang zu dem herunterge-

kommenen Hauptgebäude. Keine Zeit verlierend, hastet er quer über das Gelände zu der Tür.

Was er zu sehen bekommt ist nicht besonders einladend. Er betritt einen schäbigen Gang, der über und über mit Glasscherben von zerschlagenen Bier- und Wodkaflaschen bedeckt ist. Links und rechts vom Gang gehen vermüllte Umkleideräume ab, zu erkennen an den in Reih und Glied stehenden, aufgebrochenen Spinden. Thaddäus dringt immer weiter vor und am Ende des Flurs steht erneut eine Tür offen und führt in die schummrige Werkshalle. Doch Ted lenkt seinen Weg nicht dort hinein, denn zufällig entdeckt er die einstigen Duschräume der Belegschaft und die dahinter befindlichen Toiletten. Zwar sind die meisten Spiegel zertrümmert und die Waschbecken aus den Wänden gerissen, doch drei Klobecken existieren noch einigermaßen intakt. Mit einem Taschentuch wischt er über eine der Toilettenbrillen, die allerdings kaum sauberer wird, und zerrt sich die Hose vom Gesäß. Geräuschvoll entleert Ted seinen Darm in die verstaubte Kloschüssel.

Thaddäus fällt ein Stein vom Herzen. Erleichtert grunzend hockt er da. Nicht weniger als acht Taschentücher verbraucht er, bevor er sich sauber genug fühlt, wieder aufzustehen. Doch plötzlich hält er inne. Eine kleine, feine Melodie ist zu hören. Thaddäus erschrickt. Eilig schnürt er den Gürtel zu und schleicht leise zurück auf den Gang.

Der Ursprung des merkwürdigen Liedchens liegt am Ende des Flurs jenseits der offenen Tür, die in die Werkshalle führt. Mit gezogener Schusswaffe pirscht sich Ted voran. Die Melodie stammt von einem Kinderlied, der Klang ist aber auffallend blechern. Entschlossen herauszufinden, was hier vor sich geht, betritt Thaddäus die Halle.

Wo die Töne herkommen, ist in dem riesigen Fabrikhangar schwer zu lokalisieren. Gigantische Maschinen blockieren die Übersicht und meterdicke Rohre winden sich durch das Gebäude. Thaddäus fällt allerdings auf, dass einige Notausgänge,

die aus dem Haupthaus ins Freie führen, aufgebrochen sind, der Vorbau also nicht der einzige Zugang zur Halle ist.

Lautlos huscht Thaddäus an der Wand entlang. Das Innere des Fabrikgebäudes ist ein wahrer Irrgarten. Nach der Stilllegung wurde alles stehen und liegen gelassen. Demontage fand so gut wie nicht statt. Die verschmutzten Fenster der Werkshalle reichen bis unter das Dach, doch da die meisten Scheiben zersplittert sind, dringt ein wenig Licht von draußen herein. Die Halle ist bestimmt fünfzehn Meter hoch und ein Wirrwarr von Treppen und Galeriegängen verbinden die verschiedenen Arbeitsebenen miteinander.

Thaddäus schleicht um einen trichterförmigen Kessel, aus dem Dutzende Leitungen sprießen. Immer deutlicher kann er die Musik vernehmen, obwohl keine Menschenseele zu sehen ist. Und auf einmal hat er die Quelle gefunden. In einer Nische zwischen zwei großen Metalltrommeln, vermutlich Generatoren, liegt in Augenhöhe eine kleine Spieluhr, auf der ein daumengroßes Blechäffchen rhythmisch zappelt und kontinuierlich zwei winzige Orchesterbecken zusammenschlägt. Immer langsamer werdend, leiert die altmodische Spieldose das Kinderliedchen herunter... die haargenau aussieht wie die Dose, die Stella May in Robert Karos braunem Jackett im Krankenhaus fand...

Thaddäus stutzt. Das Gewinde der musizierenden Spieldose muss aller Logik nach vor Kurzem aufgezogen worden sein. Wo diese Person steckt, die das tat, ist Thaddäus allerdings schleierhaft – beziehungsweise warum jemand auf diese Weise auf sich aufmerksam macht und ihn vor diese Nische lockt.

Doch Zeit zum Nachdenken bleibt ihm nicht. Von hinten nähert sich plötzlich mit rasanter Geschwindigkeit eine mehrere Kilo schwere Hubwinde samt Eisenhaken! Die flaschenzugähnliche Vorrichtung, um Lasten anzuheben, hängt an einer armdicken Gliederkette von einem Stahlträger unter dem Dach herab und wurde zu einem schräg oberhalb verlaufenden Gale-

riegang gezogen. In dem Moment, als Thaddäus die Spieluhr entdeckte, wurde der Eisenhaken von dem Geländer des Stegwegs gelöst und mit der Wucht einer Abrissbirne schwingt jetzt die Hubwinde zurück. Ein hoher, schneidender Ton sirrt durch die Luft, doch Thaddäus begreift zu spät, dass der Ruhepunkt der Hubwinde exakt dort ist, wo die Spieldose ihr Liedchen leiert – und er steht!

Mit einem dumpfen Schlag zerschmettert der massive Eisenhaken Teds Hinterkopf, reißt seinen zuckenden Körper mit sich und schleudert ihn gegen die Metalltrommel. Als ob ein roter Farbbeutel auf die Maschine geworfen wurde, trieft alles voller Blut. Erst der Generator, vor dem Thaddäus stand, bringt die mit Hirn und Haut besudelte Hubwinde zum Stillstand und wie ein Gongschlag hallt der Aufprall des Eisenhakens durch das Gebäude.

„Was war das?“

Im Oberhemd liegt Bartholomäus auf einer Decke unter der vorderen Stoßstange des Mercedesbusses und kommt hervorgerutscht.

„Hat sich angehört, als ob jemand mit einem Hammer auf ein hohles Fass schlägt“, unterbricht Jakobus das Polieren des schwarzen Chassis.

„Wo bleibt eigentlich Ted?“ Bart steht jetzt auf und kontrolliert, ob er sein Oberhemd bei der Reparatur beschmutzte. Dass die Halterung der Stoßstange bis vor Kurzem noch durchhing, fällt nun nicht mehr auf.

„Glaubst du, Ted war das? Wollte er uns ein Zeichen geben?“

Die Vermutung seines Bruders kam Bartholomäus bisher nicht in den Sinn, doch jetzt, nachdem dieser sie äußerte, verdüstert sich Barts Gesichtsausdruck schlagartig. Die Hand über den Augenbrauen, um nicht von den gleißenden Sonnenstrahlen geblendet zu werden, schaut er hinüber zur Werkshal-

le, aus der das hohle, metallische Geräusch schallte. Von Barts Standpunkt sieht es nicht so aus, als ob leicht in die Fabrikhalle einzudringen ist. Doch irgendwas oder irgendjemand muss den lauten Schlag dort verursacht haben.

„Ich verstehe nicht, wo Ted bleibt? So lange kann doch kein Mensch kacken!“

Nachdenklich wandern Barts Augen über das Hauptgebäude. Plötzlich bleibt sein Blick an einer Notausgangstür in Höhe des zweiten Stocks hängen, die nur über eine eiserne Feuertreppe außen an der Fassade zu erreichen ist. Die Tür macht den Eindruck, als wäre sie nur angelehnt.

„Da oben der Zugang, Jakko, ich glaube, der ist offen. Schau doch mal von dort in die Halle, was das Geräusch ausgelöst haben könnte. Vielleicht war es wirklich Thaddäus, der unsere Hilfe braucht.“

Als ob er ahnt, dass ihn in dem Gebäude nichts Gutes erwartet, wringt Jakko nervös seinen provisorischen Putzlappen. „Findest du es sinnvoll, wenn ich jetzt auch noch anfangen, durch die Gegend zu spazieren?“

Bartholomäus bedenkt kurz Jakobus Einwand, nimmt sein Jackett und das Schulterhalfter mit der Pistole vom Seitenspiegel des Mercedesbusses und öffnet die Beifahrertür. Die vom Himmel brennende Sonne hält ihn davon ab, das Jackett anzuziehen, doch die lederne Waffenhalterung schnallt er sich wieder unter den Arm. Das Jackett bleibt auf dem Beifahrersitz liegen.

Zwei kleine Geräte, die aussehen wie Minidisc-Player, holt Bart aus dem Handschuhfach. An dem einen Gerät hängt ein Kopfhörerstöpsel, den er sich in die Ohrmuschel klemmt.

„Hier!“ Bartholomäus reicht seinem Bruder den anderen Miniatur-Walkie-Talkie, der sich das dazugehörige Knopfmikrophon am Hemdkragen befestigen soll. „Damit du nicht auch spurlos verschwindest.“

Aus Jakobus' Ohr baumelt nun ebenfalls ein dünnes Spiralkabel, und gezwungenermaßen setzt er sich in Bewegung

und schlürft zu der Feuertreppe. Sogleich widmet sich Bartholomäus wieder den noch anstehenden Schönheitsreparaturen am Bus. Da er über Kopfhörer akustisch mit seinem Bruder verbunden ist, hält er es nicht für nötig, Jakobus auch noch zu beobachten. Als nervend empfindet Bart allerdings, dass er nun Jakkos lautstarkes Stöhnen live ins Ohr übertragen bekommt, das der Hüne beklommen von sich gibt bei jeder Stufe, die er auf der rostigen Metalltreppe hochsteigt. Jakko fürchtet wohl, dass diese in wenigen Momenten zusammenbricht. Doch die tragende Substanz der Treppe ist solide, zumindest solider als seine Nerven.

Von niemandem mehr beachtet, kehrt in den apathisch im Bus sitzenden Wissenschaftler ein Hauch von Leben zurück. Statt aus den getönten Rückbankfenstern des Mercedes zu starren, schielt er zum Beifahrersitz, auf dem Bartholomäus' unbeaufsichtigtes Jackett liegt. Sich der Gefahr bewusst, mörderischen Zorn zu entfachen, zögert Dr. Kaminski trotzdem nicht lange, schleicht nach vorne, greift in die Innentasche des Jacketts und eignet sich das braune Fläschchen mit den Milzbranderregern wieder an. Sofort setzt er sich zurück auf seinen Platz. Teilnahmslos schaut er wieder zu, wie der blonde Hüne die Feuertreppe außen an der Fassade der Werkshalle hochsteigt.

Endlich oben angekommen, stellt Jakobus fest, dass die Vermutung seines Bruders richtig war. Die Tür des Notausgangs ist nicht verriegelt. Die vom Wetter zerfressenen Scharniere quietschen, als Jakobus an der Klinke zieht. Bei weitem nicht so draufgängerisch und unerschrocken, wie seine Statur es suggeriert, betritt der junge Mann die Halle. Er befindet sich jetzt auf einem schmalen Galeriegang, der auf halber Gebäudehöhe an der Wand entlang um den Innenraum der Fabrikhalle verläuft und durch Treppen und Leitern mit verschiedenen anderen Ebenen verbunden ist. Die vielen Generatoren und Kolben, Kessel und Silos hindern auch ihn, einen Überblick über

die Halle zu bekommen. So misstrauisch, wie er sich umschaute, scheint er aber zu spüren, dass hier irgendetwas nicht stimmt.

Jakobus schleicht den Galeriegang entlang. Um nicht versehentlich auf eine lockere Gitterbodenplatte zu treten und von der Galerie zu stürzen, setzt er jeden seiner Schritte mit großer Sorgfalt. Plötzlich sieht er weiter hinten eine massive Eisenkette sanft hin und her schwingen, die an einem Stahlträger hoch oben an der Decke befestigt ist. Das untere Ende der Eisenkette ist durch zwei trommelförmige Generatoren verdeckt. Jakobus bleibt verwundert stehen und sinniert darüber nach, was die schwere Eisenkette in Bewegung versetzt haben könnte.

„Thaddäus?“, ruft der jüngste Bruder nach seinem älteren Geschwisterteil.

„Hast du ihn gefunden?“, krächzt aber stattdessen Bartholomäus aus Jakobus Headset.

„Nein. – Aber hier bewegt sich was und ich weiß nicht warum.“

„Was denn?“

„Eine Eisenkette“, spricht Jakobus gedämpft in das knopfgroße Mikrofon an seinem Hemdkragen.

„Vielleicht pfeift der Wind irgendwo durch.“

Jakobus gibt keine Antwort auf Bartholomäus Spekulation. Sie scheint ihm auch wenig plausibel. Die nächstliegende, nach unten führende Treppe des Galleriegangs nutzt er und steigt vorsichtig die steilen Metallstufen bis ins Erdgeschoss hinab. Ebenerdig angekommen, muss er ein paar Schritte zurückgehen, bevor er das untere Ende der langsam schaukelnden Kette sieht. Eine Hubwinde hängt dort, groß wie ein Pferdekopf, an die ein massiver Eisenhaken geschweißt ist. Jakobus hat den Eindruck, als sei der Haken feucht. Als schimmere der Haken an ein paar Stellen dunkelrot. Um die Sache aus der Nähe zu betrachten, geht Jakobus um eine der mannshohen Trommeln herum.

„Oh nein!“

„Was ist los?“, will Bartholomäus sofort über Funk wissen.

„Ich... habe ihn gefunden!“

„Ist was mit Ted nicht in Ordnung?“

„Oh mein Gott!“

„Verdammt, was ist denn passiert?!“, brüllt Bartholomäus gereizt.

Jakobus steht vor der Leiche seines ältesten Bruders. Thaddäus' Schädel ist völlig zerschmettert. Ein blutiger Fleischfetzen hängt an einer kantigen, hervorstehenden Flügelschraube der Maschine, gegen die Teds Kopf durch die zerstörerische Wucht des Eisenhakens geschleudert wurde.

„Er ist... tot!“

„Was!?!“, schreit Bartholomäus, dass es in Jakobus Ohren nur so dröhnt.

„Ted ist tot!“

„Verdammt noch mal wie... warum..?“

„Sein Kopf sieht aus, als ob eine Dampfwalze drüber gefahren wäre!“

Jakobus erträgt es nicht länger, das zerplatzte Gesicht seines Bruders anzustarren. Doch bevor er den Blick abwendet, fällt ihm die Pistole auf, die in Thaddäus' rechter Hand steckt, fest umklammert von den Fingern. Der Gedanke, was Ted kurz vor seinem Tod dazu bewogen haben könnte, die Waffe zu ziehen, kreiselt durch sein panisches Hirn.

„Hör jetzt genau zu!“, keift Bartholomäus nach ein paar Sekunden des Schweigens. „Durchsuch Thaddäus Taschen. Nimm alles mit. Beeil dich! Und dann kommst du so schnell wie möglich hier zum Bus zurück.“

Flüchtig tastet der schockierte Riese den leblosen Körper seines Bruders ab und findet einen Notizblock, ein Schlüsselbund und Ersatzmunition. Zittrig dreht er dem Toten die Pistole aus der Hand.

„Wir können ihn doch nicht einfach liegen lassen!“

„Darüber reden wir, wenn du hier bist.“

Jakobus stolpert zur Treppe zurück und will gerade die ersten Stufen zum Galeriegang hinaufsteigen, als er eine Spur feuchter Schuhabdrücke entdeckt. Auf Grund eines Lochs im

Dach bildete sich nach dem letzten Unwetter eine kleine Pfütze aus Regenwasser auf dem betonierten Fabrikboden. Vor kurzem nun muss eine Person durch die Pfütze gelaufen sein. Und dass diese Person weder Thaddäus noch er war, steht allein dadurch fest, dass es sich um Abdrücke von Turnschuhsohlen handelt.

„Ich bin hier nicht allein“, wispert Jakobus in das kleine Mikrophon an seinem Hemdkragen.

„Woher weißt du das?“

„Hier sind Schuhspuren. Ganz frische. Aber sehr kleine. Fast wie von einem Kind.“

„Lass dich auf kein Versteckspiel ein! Komm sofort zurück zum Bus!“

„Irgend so eine hinterhältige Scheißfotze hat unseren Bruder umgebracht!“, ereifert sich Jakobus im Flüsterton. „Ted hatte seine Pistole bereits in der Hand. Das kann kein Unfall gewesen sein!“

„Du kommst sofort zurück zum Bus! Hast du mich verstanden?!“

Schwer atmend steht Jakobus vor der Pfütze und überlegt, was er tun soll.

„Beweg endlich deinen Arsch hierher!“, befiehlt Bartholomäus' Stimme erneut.

Doch Jakobus entscheidet sich gegen die Anordnung seines Bruders. Um nicht länger wie ein Lakai umhergescheucht zu werden, nimmt er seinen Kopfhörer aus dem Ohr und bricht damit den Kontakt zu Bartholomäus ab. In der einen Hand die spärlichen Habseligkeiten von Thaddäus, in der anderen eine entsicherte Pistole, geht er den langsam wegtrocknenden Schuhspuren auf dem staubigen Betonboden nach. Einen Steinwurf entfernt, hinter ein paar großen Maschinen, enden die Abdrücke vor einem zirka zwei mal drei Meter großen, bunkerartigen Raum, der sich mitten in der Halle befindet. Zugang zu dem Raum bietet nur eine einzige Tür, die leicht offen steht. Fenster oder Luken besitzt der Raum nicht. Lediglich ein paar verrottete Stühle liegen neben der Tür, und auf dem fla-

chen Dach der Kammer in ungefähr drei Meter Höhe stehen mehrere verbeulte Ölfässer.

Von dem Gedanken beseelt, den Tod seines Bruders rächen zu müssen, stellt sich Jakobus vor den Raum. Mit einem Mal springt er los und tritt in Karatemanier die Tür auf. In dem Raum ist es stockduster, so dass er kaum etwas sehen kann. Nur zwei fette Ratten hopsen quiekend aus der Dunkelheit und flitzen davon. Die vergleichsweise harmlosen Nager erschrecken den blonden Hünen allerdings so sehr, dass er unkontrolliert in die Kammer ballert.

Die Innenwände der Halle werfen aus allen Richtungen das Echo der ohrenbetäubenden Schüsse zurück. Mehr passiert nicht. Jakobus schleicht nun näher. Bis zum Türrahmen. Alles, was bei dem spärlichen Licht zu erkennen ist, sind leere, halb demontierte Schwerlastregale. Eine kleinwüchsige Person in Turnschuhen kann er nicht entdecken.

Plötzlich scharrt und gluckert etwas über ihm auf dem flachen Dach der Kammer. Er schaut nach oben, gerade, als eines der verbeulten Ölfässer in seine Richtung umkippt. Bevor Jakobus überhaupt reagieren kann, ergießen sich Dutzende Liter einer ätzend aussehenden, grüngelblichen Chemiejauche über seinen Kopf und Oberkörper. Dann rollt das leere Fass vom Dach und scheppert unmittelbar neben Jakobus' Schuhspitzen auf den Boden.

Wie am Spieß kreischt Jakobus los. Ihm ist die grünliche Flüssigkeit direkt in die Augen gespritzt. Im Schock lässt er Thaddäus Habseligkeiten fallen und reibt sich panisch das verätzte Gesicht. Jakobus kann nichts mehr sehen. Mit seiner Pistole wild fuchtelnd, versucht er, sich gegen etwaige Angreifer zu verteidigen. Doch niemand attackiert ihn.

„Meine Augen! Meine Augen!“

„Warum antwortest du nicht? Jakobus! Was ist mit Deinen Augen?“

Erfolglos versucht Bartholomäus herauszufinden, was seinem jüngeren Bruder zugestoßen ist.

„Waren das eben Schüsse?“, fragt Dr. Kaminski besorgt.

„Ich habe gesagt, Sie sollen sich nicht von Ihrem Platz rühren!“ Bartholomäus drückt Kaminskis Kopf ins Wageninnere zurück und reißt die Bustür so rasant zu, dass er fast die Hand des Doktors einquetscht. „Setzen Sie sich hin!“

Bartholomäus steht vor einer moralischen Zerreißprobe. Er ist hin und her gerissen, was er tun soll, wie er zu reagieren hat. Soll er seinen Bruder im Stich lassen, den er wie einen Wahnsinnigen über die Kopfhörer schreien hört, oder so verrückt sein und versuchen, ihn aus dieser verfluchten Fabrikruine herauszuholen, die Thaddäus bereits zum Verhängnis wurde? Vor lauter verzweifelter Wut tritt Bartholomäus gegen den Reifen des rechten Vorderrads.

Vom Beifahrersitz greift sich Bartholomäus sein Jackett und wirft es sich über, um seine Bewaffnung zu verbergen. Dann stürmt er um den Bus herum zur Heckwagentür und schließt diese auf. Im Stauraum hinter der letzten Rückbank stehen drei große Reisetaschen und der Keyboardkoffer, in dem Bart sein Präzisionsgewehr versteckt. Die Pistole im Schulterhalfter ersetzt er durch einen massiver wirkenden Revolver aus einer der Taschen. Beim Wühlen in dem Gepäck fällt ihm aber noch etwas anderes in die Hand: ein camouflagegrüner Metallkasten. Bart überlegt kurz, ob er die Box gebrauchen kann. Dann nimmt er sie aus der Tasche.

Der handliche Kasten ist mit einem Bügelzahlenschloss gesichert. Bart stellt die Nummernkombination 666 ein und klappt den Deckel auf. Eingebettet in Schaumgummi liegen vor ihm zwei eierförmige Handgranaten mit einer grobgeriffelten Plastikummantelung. Bartholomäus nimmt eine Granate heraus und lässt sie vorsichtig in seine Jackettasche gleiten.

„Sie rühren sich nicht von der Stelle, Doktor! Haben Sie verstanden?!“ Bevor ihn Kaminski mit Fragen löchern kann, wirft er die Hecktür wieder zu und rennt eilig zur Feuertreppe.

In der Fabrikhalle tastet sich Jakobus an den verrußten Maschinen und Rohrleitungen entlang, auf der Suche nach einem Weg aus diesem mörderischen Gebäude. Wild fuchtelte er mit seiner Knarre durch die Luft. Wie Teer klebt ihm die ätzende Säure im Gesicht und brennt entsetzlich in seinen Augen. Jakobus' markerschütterndes Gejaule hört sich nicht mehr menschlich an. Er hat jegliche Orientierung verloren und, obwohl er gar nicht mehr weit von der Notausgangstür entfernt ist, durch die er die Halle betrat, gelingt es ihm nicht, die eiserne Treppe ausfindig zu machen, die zu dem sechs Meter höher gelegenen Galeriegang führt.

Plötzlich schwingt die obere Notausgangstür knarrend auf und Bartholomäus steht auf der Schwelle. Bart hat seinen von Kopf bis Fuß besudelten Bruder unten in der Halle sofort entdeckt. Von seinem erhöhten Standpunkt hält er Ausschau, ob noch andere Personen zwischen den Maschinen umherschleichen. Erspähen tut er allerdings niemanden.

Dass für ihn die Rettung bereits so nah ist, ahnt der geblendete Jakobus jedoch nicht. Ganz im Gegenteil. Da er das knarrende Geräusch der Türscharniere nicht zuordnen kann, interpretiert er es in seiner blinden Panik als das Angriffssignal eines unbekanntes Gegners. Ohne nachzudenken, leert er das Magazin seiner Pistole in Richtung der Geräuschquelle. Wie besessen drückt er immer wieder ab. Dass sich sein einziger noch lebender Bruder direkt in der Schusslinie befindet, dämmert ihm nicht.

Jakobus zielt zwar nur nach Gehör, aber mindestens eine Kugel trifft tatsächlich ins Schwarze. Unvorbereitet von dem eigenen Bruder so unter Beschuss genommen zu werden, kaum dass er die Halle betreten hat, wankt Bartholomäus verwundet zurück und fällt gegen den Türrahmen. Instinktiv zögert er, das Feuer zu erwidern. Und das ist Barts Verhängnis. Die wenigen noch intakten Fensterscheiben über dem Notausgang gehen in

dem Kugelhagel klirrend zu Bruch und Hunderte von Glasscheiben regnen auf Bartholomäus hernieder. Aber das ist nicht das Einzige, das auf ihn herab kommt! Ein verrosteter Ventilationskasten, der einen halben Meter über der Tür hängt, löst sich in Folge eines Streifschusses aus der maroden Verankerung und donnert samt Schutzgitter und Rotorblatt Bart auf den Kopf. Mit einem Projektil im Leib und vermutlich Schädelbasisbruch sinkt der mehrfache Mörder kampflos in die Knie und fällt nach vorne auf die eisernen Gitterplatten des in luftiger Höhe verlaufenden Galeriegangs.

Was Jakobus anrichtete, ist ihm nicht im Geringsten bewusst. Seine Pistole ist leer geschossen und die Waffe von seinem Bruder Thaddäus hat er vor der Kammer verloren, aber das Schlimmste für ihn sind ohne Zweifel die furchtbaren Schmerzen in den Augen. Jakkos Iris ist hinter einem milchigen Schleier verschwunden und es sieht fast so aus, als löse sich die Bindehaut vom Augapfel. Jaulend wirft er seine wertlose Pistole beiseite.

Jakobus stammelt etwas, aber seine Worte sind nicht mehr zu verstehen. Blutiger Schleim rinnt ihm aus der Nase. Das Atmen fällt ihm schwer. Er beginnt zu röcheln, dann zu husten, immer stärker, bis er plötzlich eine gallertartige Flüssigkeit erbricht. Am ganzen Körper zitternd, greift er schwankend um sich und findet gerade noch Halt an einer horizontalen Eisenstange in seiner Nähe. Die Eisenstange gehört zu einem Geländer, an dem er sich jetzt eilig entlanghangelt, wohl in der Hoffnung, endlich einen Weg aus der Fabrikhalle gefunden zu haben. Ein Irrtum. Er steuert blindlings auf eine in den Keller führende Treppe zu. Begreifen tut er das erst, als er ins Bodenlose läuft! Reflexartig streckt er die Arme nach vorne, um seinen Sturz abzufangen. Mehrere Male überschlägt er sich auf der steilen Treppe. Als er auf den untersten Stufen regungslos liegen bleibt, befindet sich sein Kopf in einer derart grotesken Position, dass er sich nur das Genick gebrochen haben kann.

Eine gespenstische Ruhe herrscht auf dem Gelände der Industriearuine. In dem Mercedesbus vor der Fabrikhalle wagt Dr. Kaminski kaum zu atmen, so gespannt horcht er auf irgendein Zeichen der Entwarnung. Doch langsam wird ihm klar, dass er auf seine Fluchthelfer nicht länger warten braucht, dass er nun ganz auf sich alleine gestellt ist.

Vielleicht um die Polizei zu benachrichtigen und sich selbst zu stellen, holt Kaminski sein Handy unter dem flauschigen Bezug des Fahrersitzes hervor, das er eingeschaltet vor gut einer Stunde dort versteckt hatte. Aber der Akku ist leer und das mobile Telefon gibt keinen Mucks mehr von sich. Ein Blick zum Lenkrad des Busses lässt den Doktor außerdem feststellen, dass Bartholomäus die Autoschlüssel mitgenommen haben muss. Seinen vorhin ausgekippten Aktenkoffer wieder ordentlich gepackt und fest unter dem Arm, steigt der Wissenschaftler leise aus dem Bus.

Auf der Schattenseite der Werkshalle schleicht der Alte ganz nah am Gebäude entlang und ist vielleicht noch fünfzig Meter entfernt von der Stelle, an der die Fabrikmauer eingestürzt war. Ängstlich dreht er sich nach hinten um, ob ihn jemand verfolgt. Doch der Gegner lauert vor ihm. Die geschlossene Eisentür, an der er gerade vorbeihuschen will, fliegt plötzlich auf und dem Doktor mitten ins Gesicht!

Schlaff plumpst Dr. Kaminski auf seinen Allerwertesten. Blut rinnt ihm über die Lippe und das Kinn. Bevor er weiß, wer ihn umgehauen hat, drückt Stella ihn schon zu Boden und fesselt seine Hände mit einem Kabel. Doch sie sieht nicht wie eine glorreiche Rächerin aus. Ihr Gesicht ist erschreckend bleich.

„Aufstehen!“

Sie hievt den japsenden Alten auf die Beine, der mindestens doppelt so viel wiegt wie sie, und stößt ihn in die Fabrikhalle hinein. Kaminski sagt keinen Ton. Er scheint fast erleichtert, dass seine Odyssee nun endlich ein Ende gefunden hat.

Widerstandslos lässt er sich von Stella bis zu der Kammer schubsen, von dessen Dach sie Jakobus mit der ätzenden Flüssigkeit übergoss. Dort schnürt sie den Wissenschaftler so fest sie kann auf einen Stuhl. Sie knotet das Kabel sogar um seine Knöchel und die beiden vorderen Stuhlbeine herum. Kaminski kann sich keinen Millimeter mehr bewegen. Und er leistet auch keinen Widerstand.

Den Aktenkoffer des Wissenschaftlers stellt Stella ein paar Meter vom Stuhl entfernt ab und hebt die am Boden liegende Pistole auf, die einst Thaddäus gehörte. Mit der Waffe in der Hand wird ihr scheinbar zum ersten Mal bewusst, was sie eigentlich getan hat. Nachdem alles vorbei ist, kann sie ihre Trauer nun nicht länger unterdrücken. Doch sie will nicht, dass einer der Mörder ihres Freundes sie so sieht. Stella steckt die Pistole in die Gesäßtasche und eilt mit dem Koffer davon. Wie ein Schloßhund beginnt sie zu heulen.

All die Stärke, die sie besaß, ist aufgebraucht. Die junge Frau wankt aus der Werkshalle an die frische Luft. Tränen fließen ihr über die Wangen. Es dauert eine Weile, bis sie sich wieder beruhigt hat. Verloren schaut sie in den strahlend blauen Himmel einem Schwarm Vögel nach. Alles ist still um sie herum. Nur ein paar Grillen zirpen in den Büschen, die die Industrieruine wie ein Märchenschloß umranken. Doch plötzlich hört Stella in der Entfernung einen Hund bellen. Sie schreckt zusammen. Aber nur kurz. Dann erscheint sie überrascht. So als würde sie das Gebell wiedererkennen.

An der Notausgangstür, **19** Sekunden später

Regungslos, mit dem Gesicht nach unten, liegt Bartholomäus auf dem Bodengitter des hoch oben verlaufenden Galeriegangs der Notausgangstür. Auf seinem Körper, zwischen seinen zusammengebundenen Haaren und um ihn herum, glitzern die unzähligen, kleinen Glassplitter aus den zerschossenen Fabrikfenstern.

Der Ventilationskasten, der ihm auf den Kopf schlug, baumelt an einem dicken Starkstromkabel wenige Zentimeter über dem Galeriesteg. Die elektrische Leitung ist über Putz verlegt und das Eigengewicht des in der Luft hängenden Belüftungsapparates lässt eine weitere Kabelschelle aus der porösen Wand über der Notausgangstür brechen. Das straff gespannte Stromkabel gibt nun ultimativ nach. Der Kasten poltert auf den Gitterboden des Galeriegangs und kippt gegen Bartholomäus Unterschenkel.

Ein tiefes, raues Stöhnen dringt aus seiner Kehle. Barts Finger zucken und er öffnet langsam die Augen. Ohne sich zu bewegen, schaut er sich um. Mit schmerzverzogenem Gesicht hebt er den Kopf. Er krabbelt auf die Knie und steht auf. Glassplitter rieseln ihm von der Schulter. Bart tastet seine Schädeldecke ab, doch abgesehen von einer dicken Beule scheint ihn der Ventilationskasten nicht weiter verletzt zu haben. Als er seinen Revolver aufhebt, bemerkt er, wie schwindlig ihm ist.

Bartholomäus schwankt durch die Notausgangstür zurück ins Freie an die frische Luft. Von der Feuertreppe aus hat er den schwarzen Mercedesbus bestens im Blickfeld, muss aber feststellen, dass die seitliche Wagentür offen steht und Dr. Kaminski nicht mehr auf der Rückbank sitzt. Fluchend geht er in das Fabrikgebäude zurück.

Von dem erhöhten Standpunkt des Galeriegangs späht Bartholomäus durch die Halle und entdeckt eine regungslose Person auf den untersten Stufen der Treppe liegen, die in den Heizungskeller führt. Um Genaueres zu erkennen, ist es aber zu schummrig. Bart begibt sich zu einer Leiter und steigt hinab ins Erdgeschoss. Auf Zehenspitzen huscht er durch die Werkshalle. Hinter jeder Maschine sucht er Deckung, bis er plötzlich ganz unerwartet vor einer grauenhaft zugerichteten Leiche steht. Es ist der tote Thaddäus. Entsetzt starrt Bart die Blutlache an, die seinen beinahe enthaupteten Bruder umgibt.

Fassungslos stolpert Bartholomäus weiter bis zur Kellertreppe. Dort trifft ihn der nächste Schlag. Die regungslose Person auf den Stufen ist Jakobus. An der widernatürlichen Stellung des verätzten Kopfes erkennt er sofort, dass Jakko einen Genickbruch erlitt und jede Hilfe zu spät kommt.

Bartholomäus ist über den Tod seiner beiden Geschwister zutiefst schockiert. Doch dann besinnt er sich auf den Rat-schlag, den er vorhin Jakobus gab. Er klettert die Kellertreppe hinunter und räumt die Taschen seines Bruders aus. Nennenswertes hat dieser nicht bei sich, doch Jakobus Pistole ist verschwunden.

Auf dem Weg zurück, macht Bartholomäus einen großen Bogen um die Leiche des zerschmetterten Thaddäus. Verunsichert schaut er sich in der unübersichtlichen Halle um. Da plötzlich steigt ihm jener Gestank in die Nase, den er bereits an Jakobus Körper roch. Bart schnüffelt der Spur hinterher bis zu der ätzenden Säurepfütze vor der fensterlosen Kammer – und findet den gefesselten Doktor vor!

Mit riesigen, überraschten Augen schaut der Wissenschaftler den für tot gehaltenen Fluchthelfer an.

„Wer hat das getan?“, stößt Bartholomäus die Worte stockend hervor. Als er sieht, dass sich niemand in der Nähe befindet, knotet er die Kabel auf, mit denen Kaminski fest umwickelt wurde.

„Ein Mädchen, es war ein Mädchen! Vielleicht achtzehn, zwanzig Jahre.“

„Ein Mädchen???“ , stottert Bartholomäus ungläubig. „Eine kaum volljährige Fotze soll meine Brüder so zugerichtet haben?!“

„Sind die beiden schwer verletzt?“

„Thaddäus und Jakobus sind tot!“

Kaminski sackt die Kinnlade ab.

„Ist sie allein gewesen?“, fragt Bartholomäus weiter.

„Ich habe niemanden sonst gesehen.“

„War sie irgendwie bewaffnet?“

Der Wissenschaftler schüttelt den Kopf. Er zeigt zu dem nicht allzu weit entfernten Ausgang. „Da lang ist sie verschwunden.“

„Weiß sie, wer Sie sind?“

„Sie hat keinen Ton gesagt. Ich glaube aber nicht.“

„Warum hat diese Fotze das dann getan?“ Bartholomäus kann die Ereignisse einfach nicht begreifen.

„Sie hat meinen Koffer mitgenommen. Vielleicht denkt sie, dass da Geld drinnen ist.“

„Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollen im Bus sitzen bleiben. Egal was passiert!“

„Ich hielt Sie für tot! Auf was hätte ich denn warten sollen?“

Die Kabel, mit denen Kaminski an den Stuhl gefesselt war, liegen am Boden, doch der Alte bleibt erschöpft sitzen.

„Sind in dem Koffer wichtige Sachen?“, fragt Bartholomäus. „Die Bakterien sind ja zum Glück bei...“ Er stockt mitten im

Satz, als er auf seine leere Jackettinentasche klopft. „Wo ist das Fläschchen?!“

Ängstlich blickt der Wissenschaftler zu Boden. Bartholomäus ist kurz davor, Amok zu laufen. In der geringen Hoffnung, dass Kaminski den Flakon irgendwo an seinem Körper verbirgt, tastet er den schwabbeligen Alten ab.

„Die Stammkultur gehört mir!“, protestiert Leon Kaminski über die brutale Weise, mit der Bartholomäus ihn durchsucht. „Es war mein gutes Recht, sie zurück in den Koffer zu legen.“

„Seien Sie sich über eines im Klaren, Doktor: Wenn Santos erfährt, dass Sie seine Bakterien nicht länger besitzen, ist Ihr Leben keinen Heller mehr wert!“

„So eine Stammkultur ist nichts Einmaliges auf der Welt. Lassen Sie uns lieber so schnell wie möglich von hier verschwinden.“

„Nicht mit leeren Händen!“

„Mein Gott, ich kann Ihrem Santos innerhalb von ein paar Wochen neue Milzbranderreger besorgen. An so was zu kommen, ist für mich nicht schwer.“

„Ich habe Santos versprochen, dass ich Sie mit *allen* Ihrer Habseligkeiten zu ihm bringe – und ich werde mein Wort nicht brechen!“

Bartholomäus bekräftigt seine unnachgiebige Haltung, indem er den Revolver unter Kaminskis Nase hält. Doch der Wissenschaftler kann dieses Himmelfahrtskommando nicht länger ertragen und hängt sich keuchend vor Angst an Barts Arm, um ihn von weiteren lebensmüden Taten abzuhalten. Völlig unerwartet zuckt Bartholomäus vor Schmerzen zusammen und Kaminski lässt vor Schreck sofort wieder los. Die Hände des Doktors triefen in leuchtendem Rot. Der obere Bereich des rechten Sakkoärmels ist blutdurchtränkt. Auf Grund des dunklen Zwirns, aus dem das Jackett gefertigt ist, fiel das bisher nicht auf. Erst Kaminskis aufmerksamer Blick enthüllt das kleine, ausgefranste Loch im Ärmel. Der Schock über die Ereignisse

ließ Bartholomäus nicht bemerken, dass er sich eine Schusswunde im Oberarm zugezogen hat.

„Verdammte Scheiße!“, flucht er über diese zusätzliche Komplikation. Er versucht, sich das Jackett auszuziehen, und während ihn noch bis vor ein paar Sekunden der Arm nicht weiter belastete, scheint dieser jetzt erhebliche Schmerzen zu verursachen. Kaminski steht mit seinen blutverschmierten Händen wie angewurzelt da.

Das Jackett ist ausgezogen und besorgt stellt Bart fest, dass das weiße Oberhemd um die rechte Arm- und Brustpartie herum dunkelrot verfärbt ist. Eilig schnallt er sich das Waffenhalter von der Schulter. Die Mühe, das Hemd aufzuknöpfen, macht er sich nicht mehr, sondern reißt es entlang der Knopfleiste auf. Vorsichtig pellt er den blutdurchtränkten Stoff von der Schulter und begutachtet seinen verletzten Oberarm.

Dr. Kaminski staunt nicht schlecht. Allerdings weniger über die Wunde, die nicht so spektakulär ist, wie befürchtet – ein Streifschuss, der, wie es aussieht, kein Projektil im Muskel hinterließ. Ins Staunen gerät der Doktor über Bartholomäus durchtrainierten Oberkörper und der Tätowierung des ans Kreuz geschlagenen Jesus Christus, auf Bartholomäus glattrasierter Brust. Schockierend ist vor allem die Ähnlichkeit der Gesichtszüge des christlichen Messias mit denen von Bartholomäus.

„Sie werden mir nachher die Wunde desinfizieren“, schmiedet Bart Pläne, wie es weitergehen soll.

„Sie brauchen einen richtigen Arzt!“

„Ach Unsinn. Das ist nur ein Kratzer.“

„Sind Sie wenigstens gegen Tetanus geimpft?“

„Halten Sie endlich die Schnauze und verbinden Sie mir den Arm!“

„Womit?!“

Bartholomäus unverletzter linker Arm fischt ein kleines Schweizer Klappmesser aus der rechten Hosentasche. „Schnei-

den Sie damit mein Oberhemd in Streifen und bringen Sie dann irgendwie diese verdammte Blutung zum Stoppen!“

Angewidert nimmt der Wissenschaftler das blutverschmierte Kleidungsstück entgegen und trennt den linken Ärmel ab. Den Stoffschlauch legt er Bartholomäus um den Arm oberhalb der Wunde und zieht straff zu. Das Blut rinnt in dünnen Bächen bereits über Barts Hand und tropft von seinen Fingern. Doch langsam gelingt es dem Mikrobiologen, die Blutung zu unterbinden. Umständlich reißt Kaminski nun das Oberhemd in breite Streifen und faltet aus dem Kragen eine Kompresse. Diese drückt er auf die Wunde und umwickelt das Ganze mit den Stoffstreifen. Ein behelfsmäßiger Verband. Leider aber bekommt Kaminski das Ende der Binde nicht korrekt befestigt und nach wenigen Armbewegungen löst sich die heikle Konstruktion wieder auf.

„Ich kann mit diesem Oberhemdfetzen keinen Arm verbinden!“, blökt der Doktor überfordert.

Bartholomäus reißt der Geduldsfaden, und er übernimmt nun selber seine Behandlung. „Sie sind einfach unfähig! Gibt es überhaupt etwas, das Sie können?“

Mit runden, kapitulierenden Schultern sieht Kaminski zu, wie Bartholomäus die Hemdstreifen wieder ordentlich zusammenrollt.

„Einer Frau, die es dreißig Jahre mit mir ausgehalten hat, den Schädel einschlagen: das kann ich..“, haucht der Alte erschöpft.

„Ach je, Sie haben es also immer noch nicht geschnallt!“

Fragend glotzt der Wissenschaftler den Fluchthelfer an, der schweigend seinen verletzten, rechten Oberarm verbindet und sich dabei in der Tat um einiges geschickter anstellt.

„Was habe ich nicht geschnallt?“

„Nichts.“

„Nichts?“

„Ja! Nichts! Halten Sie endlich die Schnauze.“

Der Oberarm ist ganz passabel verbunden, die Blutung unter Kontrolle gebracht und Stück für Stück lockert Bartholomäus den Knoten im Hemdsärmel, um die Blutzirkulation der Extremität nicht vollends abzuschneiden. So gut es geht versucht er, den fetten Alten zu ignorieren, obwohl es ihm durchaus zuzutrauen ist, dass er jeden Moment mit dem erstbesten Gegenstand, der ihm zur Hand kommt, Kaminski erschlägt.

Den Doktor kann das allerdings nicht mehr einschüchtern. „Was verheimlichen Sie mir?

„Nur die Tatsache, dass Sie die unfähigste Kreatur sind, die mir je begegnet ist. Glauben Sie mir, Sie sind zu blöd, eine Fliege tot zu schlagen. Von Ihrer Ehefrau ganz zu schweigen!“

Benommen starrt Kaminski den Muskelmann an. „Was wollen Sie damit sagen?“ Doch endlich beginnt der Doktor zu begreifen. „Deswegen kann ich mich also an den Mord nicht erinnern – nicht, weil ich zu betrunken war, sondern weil ich ihn gar nicht beging...“

Bartholomäus gibt keine Antwort.

„Sie waren es. Natürlich! Sie haben meine Frau umgebracht. Während ich meinen Rausch ausschließ. Dass ich darauf nicht schon früher kam!“ Aufgeregt tigert Dr. Kaminski hin und her. „Eigentlich logisch. Sie waren es auch, der meiner Frau den Seitensprung verriet. Und dann haben Sie mich betrunken gemacht und nach Hause in die Falle laufen lassen. Das war alles von Ihnen so geplant gewesen. Ich sollte glauben, dass ich meine Frau im Streit umgebracht habe, damit Sie mir dann großzügig Ihre Hilfe anbieten konnten. Als Mörder bin ich schließlich erpressbar, nutzbar für Ihre und Santos Machenschaften.“

Wie bei einem Puzzle passt für den Wissenschaftler plötzlich alles zusammen und ergibt ein klares Bild. „Kein Wunder, dass Sie Santos handgeschriebene Bedingungen mir so schnell überreichen konnten! Sie hatten den Brief aus dem Libanon bereits in der Tasche, als meine Frau noch lebte! Meine Frau musste sterben, damit ich freiwillig mit zu Santos kommen

würde. Richtig? Sagen Sie was, Bartholomäus! Stimmt das etwa nicht?!"

Mit einem verächtlichen Lächeln auf den Lippen kontrolliert Bart die Munition in seinem Revolver. „Es ist völlig unwichtig, ob es stimmt oder nicht. Fakt ist, *Ihre* Fingerabdrücke sind an der Tatwaffe, und alle, ausnahmslos alle Indizien sprechen gegen *Sie!*“

Der Wissenschaftler ist fassungslos über dieses indirekte Eingeständnis. Bartholomäus beginnt sich zu recken und zu strecken wie ein Boxer, der sich warm macht vor dem großen Kampf. Und seine Körperverschraubungen verleihen der Tätowierung auf seiner Brust eine Dreidimensionalität, dass es aussieht, als wäre die ans Kreuz genagelte Christusfigur lebendig und krümme sich vor Qualen.

„Gehen Sie jetzt zurück zum Bus!“, befiehlt Bartholomäus und reicht dem Doktor sein leeres Schulterholster und das blutige Jackett. „In der Tasche unter dem Beifahrersitz finden Sie ein frisches Oberhemd für mich. Irgendwo da muss auch ein Erste-Hilfe-Kasten sein. Und dann warten Sie, bis ich komme!“

„Was haben Sie vor?“

„Ich hole Ihren Koffer.“

Bartholomäus marschiert zu der Ausgangstür der Werkhalle, durch die Stella verschwand. Kaminski bleibt allein zurück. Er überlegt, was er tun soll. Er ist völlig desillusioniert. Aber irgendwie erscheint er auch erleichtert, dass er kein Mörder ist. Doch er weiß, dass ihm dieses Wissen nicht viel nutzt.

Das Jackett und das Schulterholster lässt Kaminski auf den Boden fallen. Seine Bereitschaft, mit diesem Wahnsinnigen zu kooperieren, ist erloschen.

Das erstaunlich harte, metallische Geräusch, mit dem das Bekleidungsstück auf den Beton schlägt, weckt jedoch seine Neugier. Er hebt die Jacke wieder auf und greift hinein. Eine Granate liegt jetzt in seiner Hand. Lange starrt Kaminski den Sprengstoff an. Dann lässt er die eiförmige Bombe in seine eigene Sakkotasche rollen und geht.

Kurze Zeit zuvor, hundert20** Meter südlich der Industri ruine**

Die lederne Hundeleine straff gespannt, zieht der Mischlingsrüde Ringo seinen Besitzer durch das unwegsame Gelände. Aufgeregt kläffend jagt der Vierbeiner zielstrebig einer Fährte nach und zerrt sein Herrchen durch ein erntereifes Maisfeld. Wallis Vorankommen wird allerdings dadurch vereinfacht, dass Ringo einem frischen Trampelpfad folgt, der erst vor Kurzem entstanden sein kann.

Nur wenige Meter hinter ihm folgt Joa, der sich ab und zu auf Zehenspitzen stellt, um in dem Meer mannshoher Maisstauden zu ermitteln, wohin das Tier mit ihnen stürmt. In nicht allzu großer Entfernung ragt die Haupthalle der Industri ruine aus der landwirtschaftlich genutzten Umgebung, und irgendwo dort scheint das Ziel zu sein, das Ringo ansteuert.

„Und du bist sicher, dass der Hund keinem Kaninchen auf der Spur ist?“, misstraut Joa den Fähigkeiten des Tieres.

„Ringo mag nur Dosenfutter.“

„Glaubst du wirklich, er hat Stella gewittert?“

„Natürlich! Wer soll das sonst hier alles niedergetrampelt haben?“

„Aber was will sie hier mitten in der Pampa?“

„Trauern“, ist Stellas Vater überzeugt. „Dass sie sich nun ausgerechnet dieses Fleckchen Erde aussuchte, liegt aber wohl daran, dass ihr der Sprit ausging.“

„Ich weiß nicht. Irgendwas stimmt hier nicht“, überzeugt Joa die Erklärung von Walli nicht recht. Die mittägliche Sonne brennt unbarmherzig vom Himmel, und sie nähern sich nicht nur dem Rand des Maisfeldes, sondern auch der verwitterten Fabrikmauer, die die alte Industrieruine umgibt.

„Was soll denn hier nicht stimmen? Stella wird sich vor lauter Liebeskummer irgendwo in diesem morbiden Gemäuer dahinten verkrochen haben.“

„Aber dieser Lärm vorhin hörte sich an wie Schüsse!“

„Vielleicht war´s ein Jäger.“

„Ein Jäger drückt einmal ab – nicht fünf- oder sechsmal!“

„Was schlägst du vor? Die Polizei zu rufen?“

„Wäre eine Möglichkeit.“

„Und was willst du denen dann sagen? Dass es hier ein halbes Dutzend Mal geknallt hat? Ich weiß nicht, ob Ruhestörung in freier Natur unter Strafe steht?“

„Wildes Herumgeballer schon!“

Der Trampelpfad, dem sie folgen, führt jetzt geradewegs aus dem Maisfeld. Ein ausgetrockneter Graben begrenzt den Acker und Ringo springt stürmisch hinüber, ohne abzuwarten, ob sein Herrchen am anderen Ende der Leine ebenfalls zur Überquerung bereit ist. Seine Gelenkigkeit richtig einschätzend, lässt Walter Linus instinktiv die Leine los. Nur ein paar Schritte entfernt, überbrückt nämlich ein schmaler Steg den Graben. Die beiden Männer wählen diese Alternative – und entdecken einen weiteren Hinweis, dass sie auf der richtigen Spur sind.

„Schau dir das an!“ May zeigt dem Krankenpfleger Sohlenabdrücke auf einem naheliegenden, sandigen Feldweg. „Die stammen garantiert von Stellas Turnschuhen.“

Überdreht wirbelt Ringo im Kreis herum und suhlt sich jaulend auf dem staubigen Boden. Seine rechte Hinterpfote verfang sich beim Sprung in der losen Lederleine. Genervt über die Unruhe, die das Tier verbreitet, stampft Walli zu seinem verknoteten Hund und packt diesen straff am Halsband.

„Bist du jetzt endlich ruhig!?“, drückt er dem Vierbeiner die Schnauze zu. Mit eingezogenem Schwanz trollt sich das Tier kurzzeitig an die Seite seines Herrchens und Walter Linus hebt die Leine auf.

Die Fährte seines Frauchens wieder in der Nase, schnüffelt Ringo den Schuhspuren auf dem Feldweg hinterher und biegt im rechten Winkel in ein Gebüsch ein, das vor der Fabrikmauer des stillgelegten Industriegeländes wuchert. Direkt vor der Mauer schlängelt sich ein Fußweg entlang und führt zu einem aus den Angeln gestemmtten Gittertörchen in der Mauer, durch das man auf das Fabrikgelände gelangt.

Walter Linus May kann den angeleiteten Hund erneut kaum bändigen, so drängt Ringo nach vorne.

„Das Vieh ist mir im Augenblick zu wild!“, schimpft May und drückt dem perplexen Krankenpfleger den Lederriemen mit dem zerrenden Hund am Ende in die Hand – ausgerechnet Joa, dem Hunde nicht geheuer sind. „Ich gehe lieber allein schauen, was uns hinter der Mauer erwartet.“

Steif wie ein Brett steht Joa da und hofft, dass ihn das aufgebrachte Tier aus lauter Übermut nicht anspringt. Walli indes betritt vorsichtigen Schrittes das verwaiste Industriegelände. Nicht weit vor ihm erhebt sich die kastenförmige Werkshalle vierstöckig in den blauen Sommerhimmel. Sein Blick schweift über die sechs auseinandergeschraubten Autowracks, zwischen denen Thaddäus vor seinem Ableben den verrosteten Werkzeugkasten fand. Und um die Ecke herum auf der anderen Seite der Werkshalle kann er gerade noch den hinteren Teil des offenstehenden, schwarzen Mercedesbusses sehen.

Plötzlich knackt es hinter ihm im Unterholz.

„Papa?!“

Erschrocken wirbelt May herum. Neben dem Durchgang, ganz flach an die Fabrikinnenmauer gepresst, steht Stella. Walter Linus erkennt seine Tochter kaum wieder. Todtraurig und bleich wie ein Gespenst sah sie bereits in der Kardiologie aus, doch ihre Kleidung war bei weitem nicht so verdreht und zer-

rissen. Stella macht den Eindruck, als ob sie nächtelang unter einer Brücke gehaust hätte.

Erleichtert, aber auch verwirrt, stehen sich Vater und Tochter gegenüber. May senior öffnet väterlich die Arme. Schluchzend stolpert Stella an seine Brust und heult sich die Seele aus dem Leib. Der Gefühlsausbruch tut ihr gut. In ein Taschentuch des Vaters schnäuzt sie sich die Nase und trocknet ihre Augen.

„Wo ist Ringo?“, erkundigt sie sich mit schwankender Stimme.

Da springt der Mischlingsrüde auf sein Frauchen zu und schleckt ihre Hände ab. Der Krankenpfleger ließ das Tier von der Leine und erscheint nun selbst in dem Mauerdurchgang.

„Joa?!“

„Nicht, dass du denkst, das war nur ein Spruch von mir, dass ich dich besuchen komme.“

Stella schüttelt den Kopf und ist sehr froh, nicht mehr allein zu sein. „Hat Joa dich aus der Toilette befreit?“, fragt sie ihren Vater, der mit vorwurfsvollen Augen nickt.

„Bitte verzeih mir Papa, ich wusste mir keinen anderen Rat.“

„Das Wichtigste ist erst mal, dass du gesund bist.“

„Ich verstehe nicht... wie habt ihr mich hier gefunden?“

„Den Routenplaner des BMW kann man über das Internet orten lassen. Ist zwar umständlich, aber es geht. Na ja, und ab dem BMW hat Ringo die Fährtsuche übernommen. Das Handy, das ich dir heute Nacht im Krankenhaus daließ, war leider ständig besetzt.“

Die Drei stehen verlegen nebeneinander. Keiner weiß so recht mit der Situation umzugehen, nur Ringo knabbert in ungetrübter Stimmung an Stellas Schnürsenkeln. Da nimmt Walter Linus die Hand seiner Tochter.

„Das mit Robert tut mir so unendlich leid. Ich hätte es dir schonender beibringen müssen, anstatt wie ein Elefant im Porzellanladen...“

Stella drückt ihrem Vater den Zeigefinger auf die Lippen. „Dich trifft keine Schuld. Du hast es mir nur gesagt, weil ich es unbedingt wissen wollt.“

Walli ist erleichtert. „Warum bist du hierher gefahren? Warst du mit Robert mal hier?“

„Mit Robert? – Nein.“

„Wolltest du einfach nur allein sein?“

„Nein.“

May wartet, doch seine Tochter bleibt einsilbig.

„Hast du dich mit jemanden hier getroffen?“, fragt er behutsam weiter. „Ich meine... der Kleinbus dahinten, wem gehört der? Ist hier noch jemand außer uns?“

Stellas Lippen zittern, als ob sie sprechen will, aber nicht kann.

„Stella, wer ist hier noch?“

„Roberts Mörder“, sagt sie ganz leise, aber nicht, weil es niemand hören darf, sondern weil sie einfach keine Kraft mehr hat.

Walter Linus May gerät in Panik und auch Joa ist so erschüttert, dass er nicht spürt, wie der Mischlingsrüde nun seine Schuhe beginnt zu zerkauen.

„Stella, soll das ein Witz sein?!“

„Nein, Papa. Drei sind tot und der vierte sitzt gefesselt da drinnen in der Halle.“

Als würde er befürchten, dass der pralle Sonnenschein seiner Tochter nicht gut tut, zieht er Stella in den Schatten eines noch jungen Baumes. „Die letzten Stunden waren einfach zu viel für dich – für uns beide. Lass uns zurück nach Berlin fahren und...“

„Papa, wenn du glaubst, dass ich verrückt bin“, drückt sie ihren Vater von sich, der sie wie einen Pflegefall unter dem Arm hält, „dann geh in die Halle und schau nach!“

Doch das ist das Letzte, was Walter Linus vorhat. „Erklär mir endlich, was das hier alles soll! Hast du mein Auto geklaut, um drei Morde zu begehen?!“

„Nein. – Um einen zu rächen!“

Mit allen möglichen Erklärungen hat Walter Linus gerechnet, warum Stella sein Auto entwendete, aber diese trifft ihn unvorbereitet, zumal er nicht sicher ist, inwieweit er Stellas Worten überhaupt Glauben schenken kann.

„Papa, was heute Nacht mit mir geschah ist... unglaublich, aber... es ist wirklich passiert.“

May senior macht sich auf das Schlimmste gefasst, was er nun zu hören bekommt.

„Es gibt keinen Zweifel, ich habe heute Nacht neben Robert im Auto gesessen. Und dann bin ich auf dem Beifahrersitz verbrannt!“

Keiner der beiden Männer ist fähig, etwas zu sagen.

„Die Person, die du hier vor dir siehst, ist nicht die Stella, wie du sie kennst. Ich bin heute Nacht ums Leben gekommen, Papa!“

Walli ist wie vom Donner gerührt.

„Ich weiß, du hältst das natürlich für Unsinn, aber ich war heute Nacht bei Mama. Ich habe sie gesehen. Sie hat mir gesagt, dass ich meine Aufgabe im Leben noch nicht erfüllt hätte.“ In Stellas Augen glüht eine besorgniserregende Besessenheit. „Das Nächste, woran ich mich danach erinnere, ist dass ich plötzlich unversehrt in diesem Klohäuschen lag. Die Stunden vor dem Feuer sind mir zwar wie aus dem Gedächtnis radiert – vielleicht, weil ich auf der Heimfahrt nach Berlin eingeschlafen bin –, aber ich weiß, dass ich nicht ohne Grund zurückkehrte. Als du mir im Krankenhaus sagtest, dass Robert tot ist, wurde mir klar, dass ich eine Mission habe. Die Mission, meine und Roberts Mörder zur Strecke zu bringen!“

Walter Linus May starrt seine Tochter an, als sähe er sie zum ersten Mal. Als erkenne er sie nicht wieder. Als wäre ihm sein eigen Fleisch und Blut in den letzten Minuten fremd geworden. „Stella... ich...“

Die Wirkung ihrer Worte kann die junge Frau ohne Zweifel nachvollziehen, und tröstend hält sie nun ihrerseits die

Hand ihres Vaters. „Ich wollte es anfangs genauso wenig wahrhaben wie du, aber Joa wird dir bestätigen können, was ich sage.“

Sich der dritten Person in seiner Nähe wieder bewusst werdend, wendet Walter Linus den bleischweren Kopf in Richtung des Krankenpflegers, voller Enttäuschung, dass Joa bei diesem Irrsinn anscheinend kollaboriert.

„Ich... war heute Morgen genauso fassungslos“, stottert der Schwarze aufgeregt. „Ich dachte natürlich auch, dass sich das Stella alles nur einbildet. Aber als ich dann in der Gerichtsmedizin war und die Röntgenbilder der Brandleiche mit den Schädelaufnahmen von Stella aus der Notaufnahme verglich, da... da...“

„Was?!“, faucht May senior aufgebracht.

„Da gab es keinen Zweifel. Stella und die Brandleiche besitzen ein und dasselbe Zahnschema!“

„Ich wusste gar nicht, dass du außer Krankenpfleger auch noch Gerichtsmediziner bist!“

„Das bin ich auch nicht. Aber ich habe dort einige Monate gearbeitet. Das Zahnschema eines Menschen ist so individuell wie sein Fingerabdruck und...“

„Ist schon gut, Joa“, beruhigt Stella ihn, um zu verhindern, dass sich die beiden Männer in die Haare kriegen. „Das ist alles schwierig zu akzeptieren und ich weiß auch selbst nicht, was mit mir geschehen wird, nachdem nun alles vorbei ist. Ob ich in der Klapsmühle ende oder mich wieder in Luft auflöse.“

Walter Linus May kann die Situation nicht länger ertragen und wird plötzlich handgreiflich, indem er seine Tochter an der Schulter packt und kräftig schüttelt. „Stella, komm endlich zu dir! Du bist doch kein Heiliger Lazarus, der von den Toten wiederauferstehen kann!“

„Lass mich los, Papa! Gegen Vorhersehung kannst auch du nichts ausrichten. Glaubst du, ich habe meine und Roberts Mörder durch Zufall wiedergetroffen?! Das Schicksal hat mich hierher geführt!“

„Wie bitte?! Hat dich das *Schicksal* an die Hand genommen, oder wie muss ich mir das vorstellen?!“

„Ich fand eine Telefonnummer in Roberts Jackett“, klopft sie auf das Kleidungsstück, das sie trägt, „und als ich diese anrief, konnte ich plötzlich die Gespräche von Roberts Mörder in ihrem Fluchtauto mithören. Das war kein Zufall. Die Vorhersehung wollte, dass ich sie finde.“

Da brachiale Methoden, wie an der Schulter packen und durchrütteln, Stella nicht zur Vernunft bringen, wird Walter Linus nun ganz ruhig. Er steht mit dem Rücken zur Wand, im wahrsten Sinne des Wortes, und lehnt sich erschöpft gegen die Innenseite der Fabrikmauer. Ein paar Atemzüge lang senkt Walli den Kopf, doch nicht aus Resignation, sondern um ein überzeugendes Gegenplädoyer im Geiste zu formulieren.

„Stella, du bist und warst schon immer ein Gefühls-mensch“, beginnt May senior so ruhig wie möglich zu sprechen, „doch Dinge, die man nicht versteht, sollte man vom Kopf her auf den Grund gehen, nicht mit dem Bauch. Solange die Naturgesetze gelten – und das tun sie, soweit ich weiß noch –, solange ist es schlicht und ergreifend unmöglich, in einem Auto zu verbrennen und dann ein paar Stunden später unver-sehrt in einer öffentlichen Toilette zu sich zu kommen!“

Verstocket und uneinsichtig gibt Stella keinen Ton von sich.

„Aber falls das nicht überzeugend genug ist, dann hoffentlich jene Tatsache, dass Robert gestern Nacht fünf Mal versuchte dich anzurufen. Ich habe das heute Morgen herausgefunden, als ich deinen Anrufbeantworter abhörte. Er wollte unbedingt mit dir reden wegen einer Handynummer in seinem Jackett, das du mitgenommen hattest.“

„Robert hat in der Nacht auf meinen AB gesprochen?“, kann es die junge Frau kaum glauben.

„Sehr richtig. Robert hat bis kurz bevor er von der Straße abkam, fast ein halbes Dutzend Mal versucht, bei dir anzurufen, Stella. Und das würde er wohl kaum getan haben, hättest du neben ihm auf dem Beifahrersitz gesessen!“

„Aber...“

„Es mag ja stimmen, dass du den ganzen Tag mit Robert zusammen warst, gegen Abend jedoch haben sich eure Wege, aus welchem Grund auch immer, getrennt.“

Verwirrt sinkt Stella in die Hocke. Wieder beginnt ihr Weltbild zu kippen. Halt suchend stützt sie sich auf ihre hechelnde Promenadenmischung, doch Ringo tangiert die ganze Aufregung nicht im Geringsten.

„Dann muss Stella eine Doppelgängerin haben. Oder Zwillingsschwester!“, wendet Joa verstört ein. „Ich hielt die Röntgenbilder der Brandleiche in der Gerichtsmedizin selber in der Hand! Die waren hundertprozentig identisch mit denen von Stella aus der Notaufnahme!“

„Natürlich. Und ich kann dir auch sagen warum. Als die Polizei mich in der Nacht benachrichtigte, dass man Stellas ausgebranntes Auto im Grunewald fand, mit einer verkohlten Leiche auf dem Beifahrersitz und Robert schwer verletzt im Gebüsch liegend, ging ich im ersten Moment davon aus, dass ... dass Stella die Tote war. Zu dem Zeitpunkt wusste ich noch nichts von Roberts Nachrichten auf dem Anrufbeantworter. Ich bin sofort zu der Unglücksstelle hin. Einer Kripobeamtin übergab ich dann eine Röntgenaufnahme von Stella, weil ich dachte, das könnte die Identifikation der Leiche vereinfachen. Es war die Aufnahme“, spricht der Vater nun sein zusammengesunkenes Kind an, „die sie von deinem Kopf machten, als du letztes Jahr so schwer mit dem Motorrad gestürzt bist. Und das wird die Aufnahme sein, Joa, die du in den Akten neben der verkohlten Leiche gefunden hast. Dir ist eine Verwechslung unterlaufen. Ein Denkfehler. Du hast bestimmt nicht auf das Datum geachtet, wann die Röntgenaufnahme gemacht wurde, und bist einfach davon ausgegangen, dass die Aufnahme nur von der Brandleiche stammen kann. Aber in Wirklichkeit war es ein altes Röntgenbild von Stella. Könnte das sein?“

Kurz davor, aus lauter Scham im Boden zu versinken, sucht Joa hilflos nach Ungereimtheiten in Wallis These – muss

aber stumm bleiben, weil er keine findet. Doch Walter Linus May geht es nicht darum, jemanden bloßzustellen. Er will nur seiner am Boden zerstörten Tochter klar machen, dass sie einem Hirngespinnst aufgesessen ist.

„Was ist heute Nacht mit mir passiert?“, bricht es unter Tränen aus Stella heraus. „Warum lag ich halbtot in dieser Toilette?“

„Das weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wer die Person ist, die in deinem Auto ums Leben kam. Ich weiß nur, dass du es nicht bist!“

Da sich Stella auf keine göttliche Mission mehr berufen kann, bröckelt nun auch die Rechtfertigung für ihre Taten. Wenn sie nicht der aus dem Jenseits gesendete Racheengel ist, was ist sie dann? Nichts weiter als eine eiskalte Killerin und somit auf der gleichen moralischen Stufen wie diejenigen, die Robert umbrachten?

„Stella“, reißt Walter sie aus ihren Gedanken und zeigt auf die Werkshalle, „bist du dir wirklich sicher, dass da drinnen drei tote Menschen liegen?“

„Schau nach, wenn du mir nicht glaubst.“

„Das heißt also, du meinst das ernst.“

„So ernst wie, dass das hier kein Spielzeug ist!“ Sie zieht Jakobus Pistole aus ihrer Gesäßtasche und präsentiert diese den beiden Männern.

May senior wird ganz bleich – und ist endlich überzeugt, dass seine Tochter die Wahrheit sagt. „Hast du etwa...?“

„Nein. Ich habe damit niemanden erschossen, falls du das meinst. Ich weiß nicht mal, ob die überhaupt geladen ist. Ich habe das Ding nur mitgenommen, damit es nicht in falsche Hände gerät. Damit dieser vierte Kerl, den ich gefesselt habe, nicht auf dumme Gedanken kommt.“

„Weiß er, wer du bist?“, überwindet Joa seine Sprachlosigkeit.

Die junge Frau schüttelt den Kopf.

„Warum machen wir uns dann nicht einfach aus dem Staub und benachrichtigen anonym...“

„Nein!“, lehnt der Vater den Vorschlag des Krankenpflegers schroff ab. „Über kurz oder lang wird die Kripo auf Stella stoßen. Machen wir es nicht schlimmer, als es bereits ist.“

„Es gibt noch einen anderen Grund, warum wir die Polizei sofort benachrichtigen müssen.“ Stella steht auf und geht zu einem flachen, fensterlosen Bau gegenüber der Werkhalle. Walli und Joa folgen ihr. Sie öffnet die unverschlossene, eiserne Zugangstür und der Bau, der von außen aussieht wie ein Geräteschuppen, entpuppt sich als eine Art Umspannhäuschen. Dutzende halb ausgeweidete Schaltschränke stehen in Reih und Glied und gleich neben der Tür liegt der schwarze Aktenkoffer von Dr. Kaminski. „Das hier hatte der vierte Mann bei sich, den ich gefesselt habe. Ich glaube, er ist dieser gesuchte Spion, der Wissenschaftler, über den Robert recherchierte. Ich habe ihn sagen hören, dass er im Besitz einer Seuche ist, die eine ganze Stadt vernichten kann!“

„Wie bitte??? Was ist denn das wieder für eine Story?!“ Mays Kapazität an fantastischen Geschichten ist weit über Limit gesättigt.

„Ich habe keine Ahnung, was er damit meinte.“

„Okay, genug geredet“, schnauft Walli und rauft sich die Haare. „Ich rufe jetzt die Kripo an. Und dann einen guten Rechtsanwalt.“

Die Entscheidung ist gefällt. May senior streckt die Hand aus und Joa legt sein Handy hinein. Die Zahlen auf der Visitenkarte, die ihm Kriminalkommissarin Brenner heute Morgen in seiner Küche überreichte, tippt er in das Gerät, atmet tief durch und wartet die ersten Freizeichen ab. Da fangen auf dem Display des Handys an, die Sekunden zu zählen. Der Anruf wurde entgegengenommen. Walli drückt das Telefon an sein Ohr.

„Kommissarin Brenner? – Hier spricht Walter May. Sie erinnern sich? – Gut. Ich ... ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Also, meine Tochter Stella glaubt die Mörder von Robert

Karo gefunden zu haben. Und eventuell auch diesen gesuchten Spion, von dem Sie mir in der Frühe erzählten. – Wir befinden uns auf dem Gelände einer stillgelegten Fabrik im Landkreis Oberhavel, zirka fünf Kilometer vom Berliner Ring entfernt, auf der Landstraße irgendwo zwischen Stolzendorf und äh... was stand auf dem Schild, Joa?“

„Grünitz.“

„Irgendwo auf halbem Weg zwischen Stolzendorf und Grünitz.“

Walli schweigt für ein paar Sekunden und lauscht den Ausführungen der Kommissarin, zuerst aufmerksam, dann alarmiert! Anscheinend hat die Kripo auch für ihn unerwartete Nachrichten.

Stella kniet ein paar Meter entfernt im Schatten. Die Pistole hat sie wieder in die Gesäßtasche ihrer Jeans gesteckt und versucht nun, das Zahlenschloss des Aktenkoffers zu knacken. Wild gestikulierend gibt sich Walter Linus alle Mühe, ihre Aufmerksamkeit zu erhaschen.

„Lass die Hände von dem Koffer, Stella!“, brüllt der Vater in heller Aufregung. „Du hast Recht, in dem Koffer könnten gefährliche Sachen sein.“

Die Aufmerksamkeit der Drei ist auf das Gepäckstück in Stellas Hände gerichtet, und nur Ringos Sinne registrieren noch ungetrübt, was um sie herum passiert. Und passieren tut einiges. Der buschige Schwanz des Hundes steht plötzlich kerzengerade in der Luft. Das Tier wittert Gefahr. Zähnefletschend fängt Ringo an zu knurren.

Als Erster bemerkt Joa das aggressive Verhalten des Vierbeiners, der zusammen mit dem telefonierenden Vater neben der offenen Eisentür des Umspannhäuschens steht.

Dann schaut auch Stella zu ihrem Haustier. Von Ringo gleitet ihr Blick hinüber zu einer ebenerdigen Tür der Werkshalle, die langsam aufgeht. Ihre Augen weiten sich vor Entsetzen. Joas Kinnlade klappt herunter. Und Walter May bleibt das Wort im Halse stecken. Doch da ist es bereits zu spät...

Vor der Werkshalle, **21** Sekunden im Telefongespräch

Ein ohrenbetäubender Knall.

Die Zeit bleibt stehen.

Dann ist alles still.

Stella glaubt, der explosionsartige Lärm zerriss ihr Trommelfell. Tonlos sieht sie, wie ihrem Vater das Handy aus der Hand schwebt und seine Gesichtszüge einen missbilligenden Ausdruck annehmen. Sein Telefon rotiert durch die Luft, während May senior rückwärts torkelt, als stieß ihm jemand vor die Brust. Seine Mimik entgleitet ins Fratzenhafte. Dann sperrt er den Mund weit auf.

Ein Schrei.

Nun geht alles rasend schnell. Das Plastikgehäuse des Mobiltelefons zerschellt auf den unebenen Betonwegplatten des Fabrikgeländes und Walter Linus May bricht zusammen.

In einem der offenen Notausgänge der Werkshalle lauert Bartholomäus. Ab dem Bauchnabel aufwärts ist er nackt. Den Revolver hält er in der linken Hand. Der durchschossene rechte Oberarm ist mit dem Hemdsärmel umwickelt und Schulter wie Brust sind blutverschmiert.

Bevor der fanatische Killer ein weiteres Mal abdrücken kann, greift jetzt Ringo zähnefletschend an. Eine zweite Detonation zerfetzt die brütend heiße Stille. Bereits im Sprung wird Ringo getroffen. Unkontrolliert schleudert das Tier über den Boden. Doch der Hund rappelt sich wieder auf die Pfoten und

setzt den Angriff fort. Bis Bartholomäus zum dritten Mal abdrückt. Das Projektil durchschlägt die Stirn des Vierbeiners und eine Fontäne Blut spritzt durch die Luft.

Stellas Hund ist tot.

Doch Ringo starb nicht umsonst. Joa nutzt die Ablenkung, um den röchelnden May senior auf die Beine zu stemmen und sich mit ihm in das Innere des kleinen Umspannhäuschens zu werfen. Sofort nimmt Bartholomäus den Bau unter Beschuss, aber da donnert bereits die schwere Eisentür ins Schloss. Mit riesigen Schritten rast Bart zu dem fensterlosen Schuppen gegenüber der Werkshalle, um die beiden Männer eiskalt zu exekutieren, muss aber feststellen, dass die Eisentür von innen verriegelt ist.

Alles geht so schnell, dass Stella keine Zeit bleibt, zu realisieren, was eigentlich geschieht. Ihr Hund liegt regungslos in einer Blutlache und auch ihr Vater könnte tödlich verletzt sein. Stella weiß nur, wenn sie überleben will, muss sie jetzt rennen! Wegrennen, so schnell sie kann. Und ihr Instinkt sagt, dass die schwarze Aktentasche zu gefährlich ist, um wieder in die Hände von Roberts Mörder zu fallen.

Aus dem Augenwinkel heraus bemerkt Bartholomäus, wie Stella aus ihrer hockenden Position hochfährt und mit dem Aktenkoffer von Kaminski flüchtet. Sofort lässt er von dem Umspannhäuschen ab und richtet seine Aufmerksamkeit, wie auch den Lauf des Revolvers, auf die junge Frau. Doch mit der linken Hand ist er zu ungeübt, um einen treffsicheren Schuss abzugeben. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als unverzüglich die Verfolgung aufzunehmen.

Da Bartholomäus vor dem Eingang der Werkshalle steht, muss Stella eine andere Fluchtroute wählen. Verstört rennt sie quer über den Fabrikhof. Die leere, ebene Fläche zwischen der Halle, dem gigantischen Brückenkran und dem Kanal, die ungefähr der Größe eines Fußballfeldes entspricht, bietet keine Deckung vor Bartholomäus Kugelhagel. Wie ein Hase schlägt

sie daher Haken nach links und rechts und versucht es Bartholomäus unmöglich zu machen, sie gezielt zu treffen.

Das Adrenalin, das Stellas Körper durchflutet, beflügelt ihre Beine und fokussiert alle ihre Gedanken auf die eine überlebenswichtige Aufgabe: sich selbst und den Koffer in Sicherheit zu bringen. Und dem riesigen Industriekran scheint dabei eine entscheidende Rolle zuzukommen, denn auf diesen steuert sie nun direkt zu.

Bartholomäus handelt währenddessen nicht so vorausschauend wie seine Widersacherin. Anstatt Munition zu sparen, ballert er wild umher, in der vergeblichen Hoffnung, einen Glückstreffer zu erzielen. Solange, bis das Mündungsfeuer des Revolvers plötzlich verstummt. Das Magazin der Waffe ist leer. Fluchend fällt ihm auf, dass er keine Ersatzmunition bei sich hat. Stechender Schmerz peinigt außerdem seine Schulter, da er beim Rennen den verletzten Oberarm nicht ruhig halten kann. Bartholomäus Entschlossenheit, den Aktenkoffer mit dem pathogenen Bakterium zurückzuerobern, tut das aber keinen Abbruch. Im Gegenteil. Rasende Mordlust stachelt ihn an.

Stella hat das hintere Ende des Brückenkrans erreicht. Eine schmale und instabile Metalltreppe führt an einer Kranstelze bis zur Steuerungskabine hoch, von wo aus die fast hundert Meter lange Ladebrücke mit der beweglichen Laufkatze dirigiert wurde. Die Stufen erklimmt sie in zwei Dutzend Sprüngen.

An der aufgebrochenen und zerstörten Kabine angelangt, wagt Stella zum ersten Mal einen Blick zurück. Ihr Vorsprung ist auf den letzten Metern angewachsen. Doch Bartholomäus kämpft sich unaufhaltsam näher. Er ist kurz davor, den Fuß des Krans zu erreichen.

Stella läuft es eiskalt über den Rücken. Der Verband an Barts Oberarm hat sich gelöst und von der Brust bis zu den Fingerspitzen ist seine rechte Körperhälfte tiefend rot. Selbst die Jesus-Tätowierung ist vor Blut kaum noch zu erkennen. Mit mörderisch stechenden Augen schaut Bartholomäus zu seinem

Opfer nach oben. Entsetzliche Angst spiegelt sich in Stellas Gesicht.

Mit dem leer geschossenen Revolver in der Hand, klettert Bartholomäus die Stufen der Metalltreppe hoch und Stella rennt weiter. Ein schmaler Steg führt von der Steuerungskabine die gesamte brückenartige Krankonstruktion entlang bis zur Spitze des Auslegers, der weit über den Kanal ragt. Es liegt nun auf der Hand, was Stella plant. Sie will sich vor Bartholomäus dadurch retten, dass sie vom Ausleger in den Kanal springt, und sollte es der Wahnsinnige ihr gleich tun, rechnet sich die ehemalige Leistungsschwimmerin im Wasser wohl bessere Fluchtchancen aus als zu Land.

Von der Höhe her liegt der Steg über den Baumwipfeln der Umgebung und sie hat eine kilometerweite Aussicht über die flache, brandenburgische Landschaft. Außer ein paar Hochspannungsmasten sind nur Wiesen, Felder und ein paar Teiche zu sehen. Eine wunderschöne Idylle, müsste Stella nicht um ihr Leben kämpfen!

Trotz lockerer Stegbodenplatten eilt sie so schnell sie kann dem Ende des Kranauslegers entgegen. Unter ihr geht der Fabrikhof in den kleinen Hafенbereich der Industrieruine über. Bis zur vordersten Spitze des Krans sind es noch dreißig Meter, und im graugrünen Wasser des Binnenschiffahrtkanals sieht sie die gleißenden Sonnenstrahlen sich tausendfach reflektieren. Doch da passiert es. Sie rutscht mit ihrem Schuh zwischen eine Spalte einer Bodengitterplatte, knickt um und stürzt! Auf der Nase liegend, wird ihr schauernd bewusst, in welcher Höhe sie sich befindet. Den Aktenkoffer fest in der Hand, versucht sie, ihren Fuß aus der Spalte zu ziehen und bemerkt entsetzt, dass ihr Knöchel völlig verdreht ist. Aber das wirklich Schreckliche, sie kann ihren Fuß nicht aus der Spalte befreien! Eine scharfe Metallkante hat sich in die Schuhsohle gebohrt und dort verhakt.

In Todesangst reißt sie an dem Schuh, treibt aber das Metall nur noch tiefer in die Hartgummibesohlung. In dem Au-

genblick erreicht Bartholomäus die Kranführerkabine. Er sieht seine Chance nun gekommen und stürmt den Steg entlang. Wie ein wildes Tier fängt er an zu brüllen, als wolle er Stella in Stücke reißen. Ihr bleibt fast das Herz stehen. Da erinnert sie sich in letzter Sekunde an den Revolver in ihrer Gesäßtasche. Blitzschnell zieht sie die Waffe und schießt in die Richtung, aus der der halbnackte Psychopath auf sie zu gerannt kommt.

Der laute Knall und der Rückschlag versetzen Stella einen gehörigen Schreck, doch sie weiß, dass sie ruhige Nerven bewahren muss. Sie ist jetzt in der überlegeneren Position, denn der Schuss zeigt Wirkung. Bartholomäus wirft sich hinter eine Eisenverstrebung in Deckung. Wie viel Munition in ihrer Waffe steckt, weiß sie nicht. Aber ihr Gegner ebenso wenig. Für eine Weile kann sie Bartholomäus dadurch in Schach halten. Auf Dauer wird diese Abschreckung aber nicht funktionieren. Zumal sie den verdrehten Fuß nur aus der Spalte gewunden bekommt, wenn sie den Schuh aufschnürt. Und so ungünstig, wie sie stürzte, ist das mit einer Hand kaum zu bewerkstelligen. Die Waffe beiseite zu legen, wäre wiederum ihr Todesurteil. Bartholomäus würde sofort angreifen.

Was also tun?

Auf dem Brückenkran, 22 Schritte bis zur Spitze des Auslegers

Patt. Remis. Rien ne va plus.

Nichts geht mehr.

Stellas Flucht ist zum Stillstand gekommen. Doch in Sicherheit ist sie nicht. Bartholomäus hält sich zwar auf Distanz, lauert hinter der Eisenverstrebung aber auf seine Chance.

Wachsam wie eine Katze, lässt Stella den letzten Komplizen von Leon Kaminski keine Sekunde aus den Augen. Mit dem schussbereiten Revolver in der Hand gibt sie sich alle Mühe, ihren verdrehten Fuß aus der Spalte zwischen den zwei verrosteten Gitterbodenplatten zu befreien – und könnte vor Schmerzen schreien. Aber ihr Fuß sitzt fest. Die einzige Lösung wäre, aus dem eingeklemmten Schuh zu schlüpfen. Doch der Schnürsenkel ist hoffnungslos verknotet.

Die verfahrenere Situation ist Stellas Gegner mehr als bewusst. Neben der Eisenverstrebung, hinter der Bartholomäus Deckung sucht, findet er einen daumengroßen Schraubbolzen lose herumliegen. Als er das Metallstück aufhebt, kommt ihm ein Gedanke. Das Gewicht abwägend, schwängt er das massive Werkteil in der linken Hand. Er späht kurz hervor und schleudert den schweren, kleinen Gegenstand nach Stella. Nicht viel fehlt und er hätte sie am Kopf getroffen und damit vermutlich kampfunfähig gemacht.

Aufgebracht über diese Tat, zögert Stella keine Sekunde mit der Gegenwehr. Als Warnung gibt sie einen weiteren Schuss ab. Und das Zielen gelingt ihr schon eindeutig besser. Funken fliegen, als die Kugel den Metallträger streift, hinter dem sich Bartholomäus versteckt hält.

„Wenn Sie mir den Koffer geben, werde ich Ihnen nichts tun!“, wechselt Bartholomäus die Strategie.

„Den kriegen Sie niemals!“

„Dann werden Sie sterben!“

„Aber erst nach Ihnen!“

Schmerz und Trauer sind bei Stella zu grenzenlosem Hass verhärtet, das wird dem mehrfachen Mörder klar. Rein verbal lässt sich die junge Frau nicht zur Kapitulation bewegen. Irgendwas muss aber geschehen und zwar schnell, denn die Zeit ist nicht auf Bartholomäus Seite. Seine Wunde am Oberarm braucht unbedingt einen Druckverband, wenn er nicht verbluten will.

Plötzlich bemerkt Bartholomäus, dass der Portalkran leicht zu vibrieren beginnt und verrostete Metallverschraubungen quietschen.

„Bartholomäus, warten Sie!“, krächzt eine Stimme von unten.

Es ist Dr. Leon Kaminski. Außer Atem stapft der korpulente Alte die marode Eisentreppe des Brückenkrans hoch, und es grenzt an ein Wunder, dass der verrostete Aufgang nicht auseinander bricht. Dem sonst zur Ängstlichkeit tendierenden Wissenschaftler scheint das aber keine Sorgen zu bereiten. Mit fatalistischer Miene trampelt er die Treppe hoch.

Kaminskis Gesicht ist knallrot, als er endlich die Steuerkabine des Portalkrans erreicht.

„Gehen Sie zum Bus zurück, verdammt noch mal!“, brüllt Bartholomäus dem Alten zu.

Das hat der Wissenschaftler aber nicht vor. Schweißnass ringt Kaminski nach Luft und sammelt alle seine verbliebenen Kräfte. Mit starrem Blick geradeaus, um nicht in die schwindel-

erregende Tiefe schauen zu müssen, balanciert er den schmalen Steg des Kranauslegers entlang zu Bartholomäus.

„Ich habe etwas für Sie“, ächzt der Alte und hangelt sich von einer Eisenverstrebung zur nächsten.

„Was denn?“

„Ich bringe Ihnen Munition.“

Bartholomäus ist sprachlos. Ihm ist schleierhaft, wie Kaminski, der sich bereits völlig verausgabte, um den Portalkran hochzuklettern, es jemals schaffen will, den Rückweg zu bewältigen, doch er trifft den Entschluss, sich darüber jetzt keine Gedanken zu machen, denn zuerst muss seine bewaffnete Widersacherin eliminiert werden.

„Als Sie mir Ihr Jackett gaben, haben Sie vergessen, die Munition herauszunehmen“, ruft der Doktor und schleicht keuchend auf dem Versorgungssteg des Brückenkrans näher.

Mit der Absicht, dem Wissenschaftler den Weg zu verkürzen und die Übergabe der Ersatzmunition zu beschleunigen, verlässt Bartholomäus seine Deckung und will dem Alten entgegenkommen. Doch sofort pfeift ihm eine Kugel um die Ohren, sodass er sich umgehend hinter den breiten Metallträger zurückwirft. Panisch dämmert Stella, dass ihr Schicksal besiegelt ist, sobald die beiden Männer sich treffen. Sie muss es verhindern. Nur wie? Aus schierer Verzweiflung drückt sie erneut ab in der vagen Hoffnung, den unbeirrt nähertorkelnden, dicken Mann ebenfalls hinter einen Eisenträger zu jagen. Der Revolver gibt aber nur ein leises Klicken von sich. Entsetzt drückt sie noch mal ab. Und noch mal. Die Waffe bleibt stumm.

„Kommen Sie endlich!“, treibt Bartholomäus den Wissenschaftler an. Dass die junge Frau keine Munition mehr hat und ihm schutzlos ausgeliefert ist, bemerkt er nicht. Kaminskis plötzliches Erscheinen lenkt ihn zu sehr ab.

„Warten Sie, Bartholomäus. Ich bin sofort bei Ihnen!“ Meter um Meter schleppt sich der dicke Mann vorwärts. „Sie glauben gar nicht, wie erleichtert ich bin!“ Eine merkwürdige Gelassenheit macht sich auf Kaminskis Gesicht breit. „Ich habe oft

falsch gehandelt in letzter Zeit, aber ich werde es jetzt wieder gutmachen...“

„Quatschen Sie nicht so viel! Sparen Sie sich Ihren Atem fürs Laufen!“ Bartholomäus schenkt dem Geschwafel des Doktors keine Beachtung und will nur die Munition, um seine Waffe nachzuladen.

„Ich bin so froh, dass ich meine Frau nicht getötet habe“, faselt der Alte beseelt weiter. „So froh zu wissen, doch kein Mörder zu sein.“

„Sie Schlappschwanz hätten auch gar nicht den Mumm, jemanden umzubringen!“

„Da irren Sie sich.“ Ganz entspannt, fast schon entrückt, steht Kaminski jetzt vor ihm und Bartholomäus entreißt dem Doktor das Ersatzmagazin.

Stella sieht ihre letzten Sekunden gekommen und ist unfähig, noch irgendetwas dagegen zu tun. In wenigen Momenten wird dieser Psychopath ihren Körper mit Bleikugeln durchlöchern und sie dort hinschicken, wo Robert bereits ist. Sie atmet zum letzten Mal ein und erwartet ihren Tod.

Doch nichts passiert.

Bartholomäus muss überrascht feststellen, dass das Ersatzmagazin keine einzige Patrone enthält. Alle sind feinsäuberlich entfernt worden. Ratlos schaut er den Wissenschaftler an. Bevor er fragen kann, was das soll, hat Kaminski jedoch eine Handgranate in den Fingern. Welche Absicht hinter dieser Handlung steckt, wird Bart schlagartig bewusst, als der Übergewichtige Alte ihn anspringt und auf den Stegboden stemmt. Die Granate fest in der Hand, klammert sich Kaminski an den durch die Schusswunde geschwächten Bartholomäus.

„Renn, Mädchen, renn!“, schreit der Wissenschaftler Stella zu, während Bartholomäus mit den Fäusten auf ihn einprügelt, ohne sich aber auch nur einen Zentimeter lösen zu können.

Aus ihrer Paniklähmung schlagartig erwachend, lässt Stella die leergeschossene Waffe fallen und zerrt ihren verdrehten Fuß aus dem eingeklemmten Schuh. Ein brennender Schmerz

sticht ihr durch den Unterschenkel, doch ihr Bein ist endlich befreit.

„Dieser Wahnsinn hat nun ein Ende, Bartholomäus!“

Der Doktor ist entschlossen zu sterben und den religiösen Fanatiker mit in den Tod zu nehmen. Er reißt den Sicherheits-
haken aus der Sprengladung und aktiviert damit den Zeitver-
zögerungsmechanismus.

Unter furchtbaren Schmerzen erhebt sich Stella und humpelt mit dem schwarzen Aktenkoffer der Spitze des Kranauslegers entgegen. Hinter sich hört sie die beiden Männer ringen, doch das schrille Geschrei von Bartholomäus verrät, dass dieser weiß, dass er dem Tode geweiht ist. Unter ihr fließt jetzt beschaulich der graugrüne Kanal entlang. Nur noch wenige Schritte sind es bis zum Ende des Kranstegs. Stella beißt die Zähne zusammen, obwohl ihr der verletzte Fuß höllische Schmerzen bereitet. Sie hat gerade die Spitze des Auslegers erreicht, als eine gewaltige Explosion hinter ihr die Luft zerreißt und sie von einer enormen Druckwelle erfasst wird.

23 Meter über dem Kanal

Die Druckwelle der Explosion dehnt sich mit solch einer Kraft aus, dass Stella wie ein trockenes Blatt im Herbstwind von der Spitze des Kranauslegers geweht wird. Für einen kurzen Moment glaubt sie, in der Luft zu schweben. Dann stürzt sie kopfüber in den Kanal. Erst beim Eintauchen ins Wasser lässt sie den schwarzen Aktenkoffer los und schießt in die Tiefe des Gewässers hinab.

Stella wird fast bis auf den Kanalgrund geschleudert, bevor das Wasser ihre Fallgeschwindigkeit absorbiert hat. Um sie herum ist alles still. Eine erlösende Ruhe. Ein innerer Friede überkommt sie, so allumfassend, dass sie sich gar nicht sicher ist, ob ihr Herz noch schlägt oder sie bereits auf dem Weg ins Jenseits ist. Zur Vergewisserung öffnet sie die Augen. Es ist ziemlich dunkel. Nur einen trübe leuchtenden Punkt kann sie ausmachen. Mit den Lungen voll Luft steigt sie langsam nach oben und das Licht, auf das sie jetzt zustrebt, wird größer und schillernder.

Doch plötzlich erschüttert ein dumpfer Schlag die Wasseroberfläche und ein merkwürdig angewinkelt Objekt schwebt ihr entgegen, das eine dunkle Farbspur hinter sich her zieht. Stella taucht daran vorbei und muss entsetzt feststellen, dass es sich um ein abgerissenes, menschliches Bein handelt. Sie paddelt durch den blutigen Schleier, den die Extremität absondert, und steigt weiter auf. Die verstümmelte Gliedmaße verschwin-

det in der Tiefe des Kanals und mit einem Schrei nach Leben bricht Stella durch die Wasseroberfläche an die rettende Luft.

Stella hat die Explosion und den Sprung überlebt. Erschöpft dümpelt sie in dem Gewässer. Der riesige Portalkran wirkt sehr labil, steht aber noch. Dort, wo sich bis eben Kaminski und Bartholomäus befanden, qualmen verbogene Metallverstreibungen, und die kaum zu identifizierenden Überreste der beiden Männer hängen an Eisenträgern rund um die Detonationsstelle oder schwimmen im Kanal.

Sanft auf den Wellen des besudelten Gewässers schaukelt auch der schwarze Aktenkoffer. Angewidert kraut Stella zu dem Koffer und dann weiter ans Ufer. Mit letzter Kraft zieht sie sich an der Rettungsleiter des Hafenbeckens hoch und aufs trockene Land.

Aufstehen ist mit dem gebrochenen Fuß unmöglich. Aber das will sie auch gar nicht. Tropfnass rollt sie auf den Rücken und bleibt regungslos liegen. In ihren Ohren beginnt es leise zu rauschen. Allmählich steigert sich das Geräusch zu einem vibrierenden Dröhnen und kurz bevor sie in Ohnmacht fällt, hat sie das Gefühl, als ob sich ein Wirbelsturm um sie herum bildet.

Dass zwei Hubschrauber des Bundesgrenzschutzes im Tiefflug über das Fabrikgelände donnern und zur Landung ansetzen, bekommt sie nicht mehr mit.

In einem Krankenhaus, **24** Stunden später

Stella schläft. Nur ihr Kopf und der dick bandagierte Unterschenkel schauen unter der blütenweißen Bettdecke hervor. Auf dem Nachttisch neben dem Bett steht eine Vase mit einem wunderschönen, sommerlichen Feldblumenstrauß, pollensicher eingehüllt in transparente Knisterfolie. Das Zimmer muss auf der Sonnenseite des Krankenhauses liegen, denn die Lamellen der Jalousie sind flach angelegt, sodass man nicht hinaussehen kann. Die Helligkeit im Raum ist angenehm gedämpft. Auf dem Tisch unter dem Fenster befindet sich ein Tablett mit einem unberührten Krankenhausfrühstück. Daneben liegen ein ordentlich zusammengefaltetes weißes Jersey-Shirt, ein frisch gekaufter Jeansrock mit Größenetikett am Reisverschluss und ein paar funkelnagelneue Turnschuhe, wobei ein Schuh wie zum Nikolaustag randvoll mit Süßigkeiten gefüllt ist.

Ohne einen Mucks von sich zu geben, öffnet Stella langsam die Augen. Sie blinzelt, bis sie sich an die Lichtverhältnisse gewöhnt hat. Ihre schwarzen, kurzen Haare sind ordentlich zu einem burschikosen Seitenscheitel gekämmt und ihr Gesicht ist gewaschen. Orientierungslos schaut sie sich um, stellt dann aber erleichtert fest, dass ihr nicht alles fremd ist.

Die Person, die neben ihrem Bett auf einem Stuhl döst, ist Joa. Er hat immer noch einige wenige Pflaster im Gesicht kleben, deren Anzahl aber demnächst wieder steigen könnte, denn

so schief, wie er auf dem Stuhl sitzt und schläft, müsste er eigentlich jeden Moment umkippen.

Die Tür geht auf und eine Krankenschwester eilt durch das Zimmer zu dem Essenstablett. Joa muss sehr erschöpft sein, denn nicht mal jetzt wird er wach. Das Tablett bereits in der Hand, wirft die Schwester einen flüchtigen Blick auf ihre Patientin und stellt mit Überraschung fest, dass diese die Augen geöffnet hat. Auf einer freien Ecke des Nachttischs stellt sie das Frühstücksgedeck ab und überprüft den Pulsschlag der jungen Frau.

„Bin ich in einem Krankenhaus?“, sind Stellas erste Worte.

Die Schwester nickt. „Ich werde dem Stationsarzt sagen, dass Sie zu sich gekommen sind. Sicher hat er dann gleich Zeit für Sie.“ Die Krankenschwester nimmt das Frühstückstablett wieder auf und huscht aus dem Zimmer.

Das kräftige Schließen der Tür reißt Joa endlich aus seinem Schlummer und er starrt Stella aufgeregt an.

„War das alles ein Traum?“, flüstert sie matt.

„Ich würde eher sagen ein Albtraum!“

Angstvolle Augen verdunkeln Stellas Gesicht. „Ist mein Vater tot?“

Joa nimmt beruhigend ihre Hand. „Die Schussverletzung war nicht lebensgefährlich. Er ist auf dem besten Weg der Genesung und kann es gar nicht abwarten, dich zu sehen.“

„Ist er hier?“

„Nebenan auf der Chirurgie.“

Erleichterung mildert Stellas Gesichtsausdruck, doch ihre Traurigkeit bleibt. „Ringo...?“, bringt sie es nicht über das Herz, den Satz zu beenden.

Bedrückt kann Joa nichts anderes tun, als den Kopf zu schütteln.

„Ich hoffe, er hat nicht lange gelitten.“

Um sich von den seelischen Wunden abzulenken, wendet sich Stella ihren körperlichen zu. Sie müht sich hoch in eine auf-

rechte Sitzposition und begutachtet ihren dick bandagierten Unterschenkel. „Kann ich jemals wieder laufen?“

„Natürlich!“, ist Joa froh, diese Sorge zerstreuen zu können. „Für die nächsten Wochen allerdings nicht besonders schnell.“

Das kann Stella verkraften. Jetzt im Sitzen fällt ihr die blühende Pracht des Blumenbouquets neben ihrem Bett auf und Neugier überkommt sie, was auf dem kleinen Widmungskärtchen steht, das an dem üppigen Strauß baumelt.

„Die sind ja von dir!“

Der schwarze Rastemann zeigt verlegen lächelnd seine weißen Zähne. „Um dich aufzumuntern.“

„Wie lieb.“ Sie streichelt ihm dankend über den Handrücken. „Sag bloß, die Klamotten auf dem Tisch hast du auch besorgt?“

„Du warst pitschnass, an deiner Bluse fehlten fast alle Knöpfe und die Jeans musste dir der Rettungssanitäter aufschneiden. Sind keine ausgefallenen Sachen, die daliegen, aber bestimmt schicker als ein Altkleider-Outfit vom Krankenhaus.“

Die Gedanken, die sich Joa ihretwegen machte, rühren Stella und sie wäre unter anderen Bedingungen sicherlich etwas überschwänglicher in ihrer Freude. Ein von Herzen kommendes Lächeln scheint dem jungen Mann aber schon Belohnung genug zu sein.

Draußen auf dem Gang der Station klackern ein paar Pfennigabsätze auf dem Linoleumboden näher und es klopft an der Zimmertür. Die beiden horchen auf.

„Herein.“

In einem adretten Hosenanzug in dezentem beige betritt Petra Brenner den Raum. Mit ausgestreckter Hand kommt sie zu Stella ans Bett.

„Schön, Sie kennen zu lernen, Frau May.“

„Wer sind Sie?“

Stella schüttelt die Hand des für sie fremden Besuchs.

„Kommissarin Brenner. Landeskriminalamt. Mordkommission.“

„Und was wollen Sie?“ , bleibt Stella zurückhaltend.

„Ich bin mit den Ermittlungen im Fall Robert Karo beschäftigt. Soviel ich weiß, war er Ihr Lebensgefährte. Meine aufrichtige Anteilnahme. Ich wollte schon wieder gehen, da hörte ich von der Stationsschwester, dass Sie wach geworden sind. Mir ist klar, dass das im Augenblick nicht der günstigste Zeitpunkt ist, aber falls Sie sich in der Lage fühlen ...?“

„Wenn ich Ihnen Informationen geben kann, die Ihnen weiterhelfen, dann fragen Sie“ , kooperiert Stella pflichtbewusst.

Joa merkt, dass er im Moment nicht gebraucht wird, eventuell sogar stört. „Stella, ich habe deinem Vater versprochen, Bescheid zu sagen, sobald du wach bist. Ich geh kurz zu ihm ´rüber, okay? Falls seine Ärzte es erlauben, darf er dich dann nachher besuchen kommen?“

„Ja, bitte! Oder wird das Gespräch sehr lange dauern?“

„Nein, nein“ , winkt Petra Brenner ab. „Außerdem, *ich* würde mich auch freuen zu erfahren, wie es Herrn May geht. Bringen Sie ihn her, wenn die Ärzte es genehmigen.“

Der Krankenpfleger außer Dienst verlässt zügig das Zimmer. Stella und die Polizistin bleiben unter vier Augen zurück. Man sieht der jungen Frau deutlich an wie ausgelaugt und bleischwer sie sich fühlt. Doch sie ist ein zäher Mensch geworden, den man nicht mehr so leicht unterkriegt. Stella hat zwar immer noch einen weichen, empfindlichen Kern, aber die Schale hat beträchtlich an Härte zugenommen, mit der sie ihr innerstes Seelenleben umpanzert.

Die Kommissarin betrachtet unterdessen die vielen Gaben, die um die Patientin herum aufgebaut sind. Der enorme Blumenstrauß macht sie fast ein wenig neidisch. Und auch der mit Naschereien gefüllte Turnschuh entzückt sie sehr.

„Was möchten Sie wissen?“ , reißt Stella die Kommissarin aus ihren Gedanken.

„Vorerst noch gar nicht so viel. Ihre Aussage nehme ich später auf. Ich bin aus einem anderen Grund gekommen. Ich möchte etwas zurückbringen, das man ihnen entwendet hat. Ich dachte, es ist besser, wenn ich es Ihnen persönlich überreiche.“

Stella ist sich nicht bewusst, dass ihr etwas fehlt und aufmerksam beobachtet sie, was die Kommissarin aus ihrer eleganten Schlangenledertasche hervorholt.

„Das ist mein Bauchbeutel!“

„Der Taxifahrer, der Sie vorgestern Nacht reanimierte, gab während der Vernehmung zu Protokoll, dass der stark alkoholisierte Obdachlose, der Sie als Erster fand, kurz vor dem Eintreffen des Notarztes mit Ihrer Gürteltasche türmte. Eine Funkstreife konnte den Mann dann in den frühen Morgenstunden in der Nähe des Tatortes samt Diebesgut dingfest machen.“ Mit genau beobachtendem Blick reicht Brenner der konfus wirkenden jungen Frau den Bauchbeutel. „Dass ich von der Mordkommission von dem Vorfall erfuhr, liegt daran, dass die Beamten in Ihrer Gürteltasche diesen Brief fanden, der für Robert Karo bestimmt war.“

Die Kommissarin gibt ihr ein zusammengefaltetes Blatt Papier, das handschriftlich auf beiden Seiten eng beschrieben ist. Wie hypnotisiert kleben Stellas Augen an dem Brief. Sie faltet ihn aber nicht auseinander. Sie wagt es nicht.

„Habe ich das geschrieben?“, kommt es unsicher über Stellas Lippen. In ihren Augen spiegelt sich plötzlich pure Agonie.

„Können Sie sich nicht daran erinnern? Oh, ich dachte... ich wusste nicht... vielleicht ist es besser, wir warten auf den Arzt.“

„Nein!“ Stella ist innerlich sehr aufgewühlt, zwingt sich aber zur Ruhe. „Wenn Sie herausgefunden haben, was in jener Nacht mit mir geschah, dann sagen Sie es!“

Petra Brenner manövrierte sich in eine verzwickte Lage, ging sie doch davon aus, dass May ihren Gedächtnisverlust längst überwunden hat. Am liebsten würde sie ihr den Brief wieder abnehmen. Dazu ist es aber zu spät.

„Lassen Sie mich nicht länger im Unklaren!“

„Können Sie sich wirklich an nichts erinnern?“

„Nein.“

Die Sorge, Stella einen Schock zu versetzen, lässt die Beamtin zögerlich werden.

„Sagen Sie es mir endlich. Bitte.“

Doch dann gibt die Kommissarin nach: „Der Mann, der Sie beraubte, gab auf dem Revier zu Protokoll, Sie mit dem Kopf in einer Plastiktüte vorgefunden zu haben. Um zu sehen, ob Sie noch leben, entfernte er die Tüte, doch kurz darauf drängte ihn bereits der Taxifahrer zur Seite.“

Das Herz pocht Stella wie rasend in der Brust. „Oh Gott, es kommt alles zurück!“ Wie eine Flutwelle bricht die Erinnerung über Sie herein. Entsetzt starrt sie auf das Stück Papier, das ihr Brenner gab. „Das... sollte...“

„...Ihr Abschiedsbrief sein.“

Die junge Frau sinkt zurück in das weiche Kopfkissen und schließt die Augen. Die Ereignisse dieser schrecklichen Nacht brechen in aller Deutlichkeit wieder in ihr Bewusstsein durch. Doch sie wird nicht hysterisch oder verliert heulend die Nerven. Sie bleibt erstaunlich gefasst.

„Ich wollte mich also umbringen.“

„Aus Liebe. Aus Liebe macht man viele Dummheiten.“

Der Brief ist Stellas Schlüssel in die Vergangenheit, und um sich selbst klar zu werden, was wirklich geschah, beginnt sie zu lesen. Vor Beklemmung schnürt sich ihr die Kehle zu. Doch schweigen kann sie jetzt nicht und alles in sich hineinfressen. Sie muss die Wahrheit mit jemandem teilen. Und Brenner ist bereit zuzuhören. „Robert recherchierte über diesen flüchtigen Wissenschaftler – Kaminski, oder wie der hieß –, der seine Frau umgebracht haben soll. Eigentlich wollte ich ein paar Tage mit ihm ans Meer fahren. Doch dann schickte sein Chefredakteur ihn plötzlich nach Hannover. Sein Auto war in der Werkstatt und ich lieh ihm meins – unter der Bedingung, dass ich ihn begleiten durfte. Ihm war das überhaupt nicht recht. In

Hannover schickte er mich ständig weg. Deshalb... deshalb folgte ich ihm heimlich. Und als ich dann seine Arbeitsmethoden mitbekam, war ich entsetzt! Ich lauschte, wie er sich gegenüber einem jungen Mädchen als Kripobeamter aufspielte. Er schrie die Kleine furchtbar an. Ich hatte keine Ahnung, was er damit bezwecken wollte. – Ich fand sein Benehmen einfach nur schrecklich.“

Behutsam setzt sich Stellas Besuch auf die hintere Ecke der Matratze, darauf achtend, dem verbundenen Bein nicht zu nahe zu kommen. „Das blutjunge Ding war Kaminskis minderjährige Geliebte“, lässt die Kommissarin Ergebnisse der Ermittlungen durchsickern – vielleicht, um für Stella das Verhalten ihres toten Lebensgefährten im Nachhinein plausibler zu machen – und verzeihbarer. „Leider schaffte er es, das Mädchen vor meinen Kollegen vom LKA Niedersachsen aufzuspüren. Von ihr hatte er den entscheidenden Hinweis über Kaminskis Versteck und dessen geheime Handynummer, törichterweise ohne, die Ermittlungsbehörden zu informieren.“

Stella starrt mit glasigen Augen an die Decke. „Robert hatte nur noch seine Story im Kopf. Auf der Rückfahrt nach Berlin kam es dann zu einem Streit zwischen uns. Ich warf ihm vor, rücksichtslos und egoistisch zu sein.“ Stella macht eine lange Pause, bevor sie weiterspricht. „Doch kriseln tat es schon eine ganze Weile in unserer Beziehung. Eigentlich seit der Abtreibung. Er war seitdem so launisch. Als er dann sagte, dass er sich von mir trennen wolle, bin ich einfach aus dem Auto gesprungen und weggerannt. Ich hatte keine Schlüssel bei mir, kein Geld, kein Telefon, gar nichts. Per Anhalter bin ich bis nach Berlin getrampt. Ich war so unglücklich. Aber auch so wütend. Ich wollte ihn bestrafen.“ Sie zerknüllt den Abschiedsbrief zu einer ganz kleinen Papierkugel. „Ich hatte einmal gelesen, sich mit einer Plastiktüte selbst zu ersticken ist ein relativ schmerzloser Tod. Ich wollte, das, sich Robert ewig Vorwürfe macht.“ Stella vergräbt das Gesicht in ihren Händen. „Ist das nicht schrecklich!? Ein paar Stunden zuvor beschimpfte ich ihn

als rücksichtslos und egoistisch, dabei war ich zu noch viel niederträchtigeren Sachen fähig.“

Worte des Trostes sind in solchen Momenten der Erkenntnis wirkungslos. Das weiß auch Petra Brenner. „Wie fühlen Sie sich?“, fragt sie stattdessen.

„Leer. Aber irgendwie auch erleichtert, dass dieser Selbstbetrug endlich vorbei ist.“

Man sieht der Kommissarin an, dass ihr Stella Leid tut. Eigentlich wollte sie nur diskret der jungen Frau den Abschiedsbrief zurückgeben. Unbeabsichtigt half sie ihr aber, die verlorenen Stunden jener Nacht zu rekonstruieren.

„Haben Sie inzwischen herausfinden können, wer die Tote ist, die in meinem Auto verbrannte?“, stellt May eine der letzten offenen Fragen zu jener tragischen Nacht.

Brenner nickt. „Sie war Fotografin. Eine Kollegin von Robert Karo, die er kurzfristig benachrichtigte. Er hatte vor, live bei der Festnahme von Dr. Kaminski dabei zu sein. Sie sollte Exklusiv-Fotos schießen. Doch als die beiden dann Kaminskis Versteck fanden, liefen sie seinen mörderischen Komplizen direkt in die Arme.“

Die Beamtin geht zum Fenster und dreht die Lamellen der Jalousie in eine Position, die das strahlende Sonnenlicht in das Zimmer hineinfallen lässt. Auf dem Stationsflur nähern sich wieder Schritte der Zimmertür. Es ist Joa. Und Walter Linus May. In einen dicken, flauschigen Morgenmantel eingewickelt sitzt der Vater in einem Rollstuhl. Seine Haare sind zerwühlt. Und auch der üblicherweise sonnengebräunte Teint fällt zurzeit etwas blass aus. Ansonsten scheint er aber in recht guter Verfassung zu sein. Stellas Betrübnis lockert ein wenig auf.

„Erschrick nicht wegen dem Rollstuhl“, beruhigt Walli seine Tochter, noch bevor er sie begrüßt. „Bin nur zu schlapp zum Laufen.“ Obwohl die Bewegungsfreiheit der beiden stark eingeschränkt ist, können es Vater und Tochter kaum abwarten, sich in die Arme zu fallen. Die Szene ist so ergreifend, dass selbst die abgeklärte Kommissarin warmherzig lächelt.

„Papa! Oh Gott, bin ich froh, dass du lebst!“

„Bedanke dich bei Frau Brenner, dass Sie so schnell Hilfe schickte.“

Petra Brenner nickt geschmeichelt. „Ich kann mich der Erleichterung Ihrer Tochter nur anschließen, Herr May. Sie hatten mir einen bösen Schreck am Telefon eingejagt, als ich die Schüsse hörte und Sie plötzlich nichts mehr sagten.“

„Tja, dass von mir überhaupt etwas zum Zusammenflicken übrig geblieben ist, das verdanke ich natürlich in erster Linie ihm. Hätte Joa mich nicht aus der Schusslinie gezogen – wer weiß...“

Geschmeichelt schiebt Joa einen zusätzlichen Stuhl vom Besuchertisch an Stellas Bett und bietet diesen der Kriminalbeamtin an.

„Konnten wir Ihnen denn wenigstens helfen, den Fall erfolgreich abzuschließen?“, nutzt Walter Linus die Gelegenheit, Informationen aus erster Hand zu bekommen.

„Ja, das konnten Sie. Aber ich lobe Sie nur, wenn Sie mir versprechen, in Zukunft die Polizei bei Bedarf etwas rechtzeitiger zu kontaktieren!“

Ein Nicken geht durch die Runde.

„Verraten Sie uns auch, wer dieser Wahnsinnige war? Dieser Halbnackte mit dem riesigen Tattoo?“, ist die väterliche Neugier noch nicht befriedigt.

„Wen meinen Sie?“

„Der Typ mit dem Zopf“, murmelt Stella verhalten, „hatte eine ziemlich große Jesus-Tätowierung auf der Brust.“

Weil von Bartholomäus nicht viel übrig blieb, kann Brenner die erste Beschreibung nicht sofort einordnen. Doch nun hat es bei ihr klick gemacht. „Der mit dem Zopf, das war der Kopf der ganzen Aktion, Thomas Bartsch. Ein durchgeknallter, religiöser Fanatiker der gefährlichsten Sorte.“

„Und was hat der mit dem Verschwinden des Wissenschaftlers zu tun?“, legt Walter Linus gleich die nächste Frage nach.

Die Kommissarin lässt sich mit einer Antwort Zeit. An der Innenseite ihrer Wange kauend, wägt sie im Geiste offensichtlich verschiedene Argumente gegeneinander ab.

„Dürfen Sie darüber noch nicht sprechen?“

„Die offizielle Pressekonferenz ist morgen früh. Wenn Sie eine kurze Vorschau haben wollen, muss ich Sie bitten, bis dahin Stillschweigen zu bewahren.“ Brenner schaut vor allem Joa an, der als Einziger von den Dreien uneingeschränkte Mobilität besitzt und ein Handy am Gürtel zu baumeln hat.

„Ich werde keine Interviews geben“, streckt der Rastamann zwei Finger schwörend in die Luft. „Versprochen!“

„Denken Sie daran, Meineid ist strafbar!“, knurrt die Kommissarin warnend, zwinkert dann aber Joa verschmitzt zu. Sie räuspert sich, schlägt die Beine übereinander und beginnt zu referieren.

„Bartsch ist im Prinzip der Dreh- und Angelpunkt der Affäre Kaminski. Vor einem Vierteljahr lernten die beiden sich zufällig kennen. Kaminski arbeitete an einer tierärztlichen Akademie im Bereich Impfstoffforschung und, wie wir von seinen Kollegen wissen, spielte er sich gegenüber Fremden gerne als Geheimnisträger auf, weil an der Akademie auch Drittmittelforschung für die Bundeswehr betrieben wurde. Diese Story muss Bartsch zu hören bekommen haben, denn er bot ihm eine fünfstellige Summe an für Kopien vertraulicher Forschungsprotokolle. Das Problem war allerdings, dass Kaminski in Wahrheit zu geheimen Forschungsprotokollen gar keinen Zugriff hatte. Aber er brauchte unbedingt das angebotene Geld. Die Schulden standen ihm bis zum Hals. Und so dachte er sich kurzerhand ein paar spektakulär klingende Forschungsprotokolle aus.“

Walter Linus May schnauft ungläubig. „Was wollte Bartsch mit diesen Forschungsprotokollen?“

„Nichts. Es ging nur darum, Kaminski in ein Abhängigkeitsverhältnis zu manövrieren. Bartsch war Mitglied eines pseudochristlichen Endzeitkults. Wir vermuten, dass er von

Seiten seines Gurus den Auftrag bekam, den Wissenschaftler in die Sektenzentrale zu locken. Kaminski arbeitete nämlich an der Entwicklung von Vaccinen gegen antibiotikaresistente Milzbranderreger bei Schafen. Dass mit solchen Bakterien enorme Hysterien ausgelöst werden können, haben wir ja oft genug in letzter Zeit erlebt. Und mit dem richtigen Know-how sogar Massenmord.“

„Dieser Typ war tatsächlich bereit, mit solchen Psychopaten zusammen zu arbeiten?“, verschrägt es Joa die Sprache.

Die Kommissarin schüttelt vehement den Kopf. „Leon Kaminski wusste nichts von Bartschs Absichten. Er glaubte, in Industriespionage verwickelt zu sein. Deswegen dachte sich Bartsch auch einen perfiden Plan aus, um den Wissenschaftler gefügig zu kriegen. Er machte Kaminski sturzbetrunken und verriet dessen Frau anonym von der Geliebten ihres Ehemannes. Selbstverständlich stellte sie ihren alkoholisierten Mann sofort zur Rede und es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung. Als dann der Doktor seinen Rausch ausschließ, drang Bartsch heimlich in das Haus ein, erschlug die Ehefrau und arrangierte den Tatort so, dass Kaminski sich selbst für den Mörder hielt, als er wieder zu sich kam.“

Für May senior schließt sich allmählich der Kreis der Geschehnisse, und während seine Tochter und der Krankenpfleger noch über die Vorgeschichte staunen, meldet er sich zu Wort. „Ich vermute, Bartsch bot dann dem Wissenschaftler großzügig seine Unterstützung bei der Flucht an.“

„Exakt“, bestätigt die Kommissarin, „und als Dankeschön für diesen Freundschaftsdienst hatte der Doktor eine Stammkultur Antrax zu besorgen!“

„Sauber eingefädelt“, pfeift Joa anerkennend durch die Zähne. „Aber spätestens jetzt musste der Doktor doch geahnt haben, mit wem er es zu tun hat?“

Die Kommissarin wiegt den Kopf unschlüssig hin und her. „Wir fanden in Kaminskis Aktenkoffer einen Brief, in dem behauptet wurde, dass die Bakterien lediglich zur Herstellung bil-

ligen Impfstoffs dienen sollen, für verarmte Viehbauern der Dritten Welt, die sich die teuren Produkte der globalen Pharmafirmen nicht leisten können. Aber natürlich hätte Kaminski wissen müssen, dass das Humbug ist.“

„Er hätte – aber er wollte es nicht“, bringt es Walter Linus trocken und knapp auf den Punkt. „Eine schlechte Ausrede beruhigt das Gewissen immer noch besser als gar keine.“

„So ist es. Kaminski besorgte die Bakterien. Doch dann begann alles schief zu gehen. Wie es aussieht, verlor der Doktor die Nerven und setzte sich eigenmächtig nach Berlin ab. Er versteckte sich in der leerstehenden Wohnung eines früheren Mentors von ihm, die er unter anderem auch für die diskreten Schäferstündchen mit seiner minderjährigen Geliebten benutzte. Der ahnungslose Besitzer der Wohnung weilt seit einiger Zeit bei seiner Tochter in Südamerika und hinterließ Kaminski für Notfälle Schlüssel und Handy.“ Petra Brenner zupft nachdenklich an ihrer Frisur, denn nun kommt sie zum tragischen Teil der Ereignisse. „Leider Gottes fand Robert Karo diesen Umstand vor der ermittelnden Kripo in Hannover heraus. Da er eine karrierefördernde Story witterte, wollte er die Sache alleine ausschlichten. Und mit dieser Fehleinschätzung nahm das Schicksal seinen fatalen Lauf.“

Erst jetzt bemerken die Vier, dass eine junge Krankenpflegeschülerin schüchtern im Türrahmen wartet. Sie hält einen dicken Ordner im Arm, als wäre es ein Schutzschild, und möchte etwas sagen. „Frau May, ich soll Ihnen vom Stationsarzt ausrichten, dass Sie gleich einen Termin in der Radiologie haben. Ich hole nur noch einen Transportstuhl.“

Nickend nimmt Stella die Information entgegen. Die Zimmertür geht wieder geräuschlos zu und Kommissarin Brenner erhebt sich von ihrem Platz.

„Frau May, ich war jetzt länger hier, als mir Ihr Arzt es jemals erlaubt hätte. Rufen Sie mich bitte in den nächsten Tagen unter dieser Nummer an“, legt sie Stella ihre Visitenkarte auf den Nachttisch. „Dann reden wir ganz in Ruhe darüber, was

sich in der Fabrikruine zugetragen hat, okay?“ Die Polizistin reicht Stella zum Abschied die Hand und nimmt ihre Tasche.

„Frau Brenner, würde es Ihnen etwas ausmachen, mich bis zu meiner Station zurückzurollen?“, ist auch Walter Linus bereit zu gehen. „Auf dem Weg zur Haupthalle kommen Sie an der Chirurgie vorbei. Dann müsste ich meinen Lebensretter nicht schon wieder bemühen.“

„Wally, das ist doch kein Problem!“, protestiert Joa.

„Genauso wenig für mich“, ist die Kripofrau aber schneller und schiebt Mays Rollstuhl bereits zur Tür. „Sie werden hier dringender gebraucht, junger Mann, und da Herr May und ich tatsächlich den gleichen Weg haben...“

Der Vater pustet seiner Tochter einen Kuss zu. „Ich komme dich heute Abend noch mal besuchen.“

Brenner öffnet die Tür und befördert Wally auf den Stationsflur. „Auf Wiedersehen.“

„Auf Wiedersehen.“

Stille kehrt in das Krankenzimmer ein. Ruhe und Stille – das, was Stella jetzt dringend braucht, um die vergangenen 36 Stunden zu verdauen. Graue Haare sind ihr nicht gewachsen, aber ihr Blick ist stumpf geworden.

„Was hast du jetzt vor?“, fragt sie Joa nach seinen weiteren Plänen.

„Eigentlich müsste ich mich endlich mal darum kümmern, jemanden zur Untermiete zu finden für das leerstehende Zimmer in meiner Wohnung. Jemanden, der nichts gegen wuschelige, schwarze Welpen hat...“

Irritiert schaut Stella ihn an. Doch da präsentiert Joa ihr bereits ein Polaroid-Foto, auf dem er mit einem ziemlich jungen Hundebaby auf dem Arm zu sehen ist. Das Foto zeigt Joa in einem grauen T-Shirt, das in Brusthöhe einen dunklen, feuchten Fleck aufweist genau an der Stelle, an die er den Welpen geschmiegt hält. Offenbar hatte ihn der junge Hund angepinkelt.

„Warum machst du das, Joa?“, schwingt in Stellas Stimme plötzlich eine verbitterte Schärfe.

„Was meinst du?“

„Das alles hier. Der riesige Blumenstrauß am Bett. Die komplette Garderobe, die du mir gekauft hast. Und jetzt auch noch der dezente Hinweis, dass du ein Zimmer zu vermieten gedenkst. Soll das ein Heiratsantrag werden?“

Ernüchterung zeichnet sich auf Joas Gesicht ab. Er schließt aus Stellas Reaktion, dass die Gefühle, die er für sie hegt, bei ihr nicht in dem gleichen Maß ihm gegenüber vorhanden sind. Das Polaroidfoto verschwindet wieder in der Brusttasche seines Oberhemdes.

„Versteh doch, ich bin im Augenblick nicht in der Stimmung zum Flirten.“ Stella möchte am liebsten unter ihrer Zudecke der Welt entfliehen. „Auch wenn meine Beziehung mit Robert in Brüchen lag, vermisse ich ihn trotzdem unsagbar. Das alles ist zu frisch. Er ist ja noch nicht mal beerdigt.“

„Ich dachte nur, in so einer Situation will man vielleicht nicht allein sein.“

„Natürlich nicht. Aber ich habe in kurzer Zeit so viel verloren – Robert, Ringo – das schmerzt so sehr“, spinnt sich Stella in ihren Trauerkokon ein. „Ich kann nicht schon wieder etwas Neues zulassen.“ Stella ist emotional völlig überfordert.

Wie angekündigt, kehrt die Schwesternschülerin mit einem Transportstuhl ins Zimmer zurück und schiebt das Gestell neben Stellas Krankenhausbett.

„Könnten Sie bitte hinübereutschen, Frau May.“

Die Schwester nimmt behutsam das bandagierte Bein in die Hand und wartet, dass sich Stella bewegt. Doch Stella weiß nicht recht, wie sie es anstellen soll. Da greift ihr Joa professionell unter die Arme und hebt sie hinüber. Ihre Lippen kommen sich sehr nah und ein paar Sekunden länger als nötig schauen sie sich tief in die Augen. Doch schon ist der magische Moment wieder vorbei.

„Danke.“

Die Krankenpflegeschülerin rollt Stella aus dem Raum. Schweren Herzens trollt Joa den zwei Frauen hinterher, den

Stationsflur entlang bis zu den großen Bettenfahrstühlen. Die Schiebetüren des Bettenlifts öffnen sich mit einem dumpfen, metallischen Schaben und die Pflegerin zieht ihre Patientin in die Gondel. Joa bleibt draußen. Plötzlich wird Stella ganz unruhig, so, als wolle sie etwas sagen. Doch sie findet keine Worte. Und dann ist es zu spät. Die Fahrstuhltüren gehen wieder zu.

Seufzend zieht Joa Luft in seine Lungen. Die Hände passiv in die Hosentaschen gestemmt, steht er vor den Bettenfahrstühlen des Krankenhauses und fragt sich, was er jetzt tun soll? Einsam starrt er hinaus aus dem Flurfenster. Draußen scheint die Sonne vom Himmel, doch er macht eine Miene, als wäre seit sieben Tagen Regenwetter.

Da gehen die Fahrstuhltüren plötzlich wieder auf. In der Gondel befinden sich immer noch Stella und die Krankenpflegeschülerin, die aber nun verständnisvoll lächelt.

Stella räuspert sich. „Ich wollte, äh, ich wollte eigentlich nur fragen, ob du überhaupt eine Ahnung hast, wie man mit Welpen umzugehen hat? – Also falls das Zimmer noch frei ist, könnte ich mich ja darum kümmern, ihn stubenrein zu kriegen, wenn du willst?“

Joas Mund steht offen, aber langsam bewegen sich seine Mundwinkel nach oben. Er grinst. Stella versucht es auch. Dann schließen sich die Fahrstuhltüren erneut.